Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

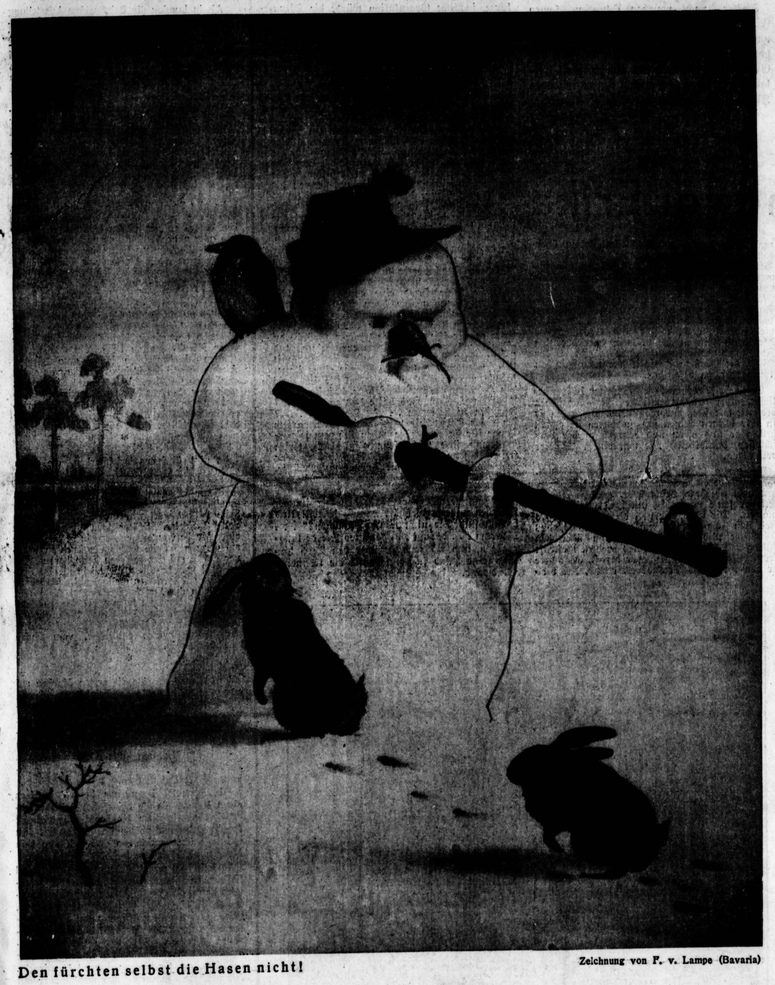
ermöglicht

2. Jahrg. – Nr. 2 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 9. Januar 1938
Postbezugspreis 60 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostamt Paderborn

Neuer Roman!

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Den fürchten selbst die Hasen nicht!

Zeichnung von F. v. Lampe (Bavaria)

Der gefrorene Strom

Von Gerhard Bohlmann

Früher mögen die Winter doch wohl härter und schneidender gewesen sein als heutzutage, denn damals geschah es noch, daß der Fluß zufror und wochenlang unter Eis blieb — oder es macht die Erinnerung, die uns die Ereignisse der Jugend in so hoher Vollkommenheit erscheinen läßt.

Wenn wir damals aus der Schule nach Hause gingen und uns zwischen den hochgiebeligen Dächern der östlichen Hafenstadt heimwärts trollten, stob uns an einer Ecke der Langgasse ein Dunst von Wasser und ein Wehen von Weite entgegen, darein auch der Ruch von Teer, Kohlen und Hanf gemischt war: so empfing uns der Fluß.

Auf einer Brücke hielten wir an und blickten landeinwärts. Am Kai lagen schwarze, bauchige Kähne, von Eis umkrustet und an die Stelle gebannt; an dem Ufer entlang standen Häuser aus mürrischem Grau, der Schnee war festgestampft und schmutzig geworden. Aber auf den Verdecken der Kähne leuchtete das Leben, prangten die Farben; dort lagerten auf Holzgestellen die Früchte der Flußniederung, dunkelrot glänzende Aepfel, grau schimmernde Birnen und, zu Säulen getürmt, Käselaibe mit honiggelben, fettglänzenden Schnittflächen — aus der Kargheit des Winters erstanden ferne Erscheinungen von grünenden Wiesen und blühenden Obstgärten.

Wenn wir uns über das Geländer der Brücke beugten, hatten wir den Fluß dicht unter uns. Aus seiner Mitte hatte der Eisbrecher die Fahrrinne gefressen, dort strudelte das lehmige Wasser und klatschte den Schwall an den zackigen Eisrändern hoch. Wenn es unter uns schäumte und wirbelte und die großen Eisschollen mit sich hinausnahm in wütendem Zuge zum Meer hin, empfanden wir den Zorn des gefesselten Riesen, der gegen winterlichen Zwang sich empörte, und ahnten die Kräfte seines unterirdischen Stromens und Reißens. Dann beugten wir uns tiefer hinab, als sollten wir den Herzschlag des Starken belauschen, und vernahmen ein wenig von seinem geheimen Dasein. Es war, als horchten wir dem Leben eines bedrängten Wesens; wir vernahmen ein Scheuern, als dehne sich auf dem Flußgrund ein schlafender Leib und bäume die gewölbte Brust gegen die Kruste des Eises, wir hörten das brodelnde Murmeln des Schläfers, seinen grollenden Atem, den rauschenden Blutlauf und ein zitterndes Klirren, als werde in der Tiefe an Ketten gerührt. — — —

Das aber ist geblieben, damals wie heuter Menschen stehen auf den Brücken und blicken in das Treiben des Wassers hinab, gebannt von dem Rätsel des Anflutens, des Entweichens, der Erneuerung, das geheimnisvoll ist wie die Brandung des Meeres oder die entrinnende Zeit.

*

Anders zeigt sich der Fluß vor der Stadt, wo er im Haff aufgeht. Dort ist er Strom geworden; in majestätischer Breite, in gelassenem Strömen wälzt er sich seinem Ende entgegen.

Er ist kein Strom, wie ihn die Dichter ihn lieben. Kahl dehnen sich seine Ufer und flach zu den Seiten, nirgends ein Hügel, kein Strauch, kein Baum. Er spiegelt keine Ritterburg wieder, aber er empfängt in seinen stählernen Fläche die Bläue des Himmels, das Wandern der Wolken, das Kreisen der Sterne. Wohl ist er ruhig und würdig geworden, aber zur Zeit der Schneeschmelze und des Eisgangs steht er noch immer im Saft; er jagt seine Fluten über die Ufer, unterwäscht die struppigen Weidenbüsche und läßt Kiesflächen und triftigen Lehm zurück.

Aber an diesem Winternachmittag hat eine Kuppel von Schneewolken sich über das Land gesenkt. Verschneit ruhen die Gestade, verschneit der vereiste Strom; alles ist eins geworden, ein einziges, feierliches Weiß. Als wir zum erstenmal da hinauskamen, wie klein fühlten wir uns, schwarze Flecken in einer unermeßlichen Einöde, wie staunten wir über die gewaltige Ebene des Stromes zum andern Ufer hinüber. Was wir in Indianerbüchern gelesen hatten, hier stand es leibhaft vor unseren Augen: hier war der vereiste Mississippi, hier der Missouri, hier rollten die breiten Ströme Amerikas dem Ozean zu. Auch war es, als erhebe sich hinter den Weidenbüschen ein düsterer Schatten: dort steht der letzte der Mohikaner, auf den Jagdspeer gestützt, und schaut durch den dämmernden Abend über das verlorene Land seiner Väter hinaus in den Tod.

Langsam senkt sich die Nacht, lautlos beginnt es zu schneien. Nun erlöschen die fernen Lichter, Ufer und Ränder neigen sich gegen einander, aus der Höhe senkt sich das Dunkel, Himmel und Erde verweben im Fall der Flocken. Verschwunden der Schatten des Mohikaners, ausgelöscht die Bilder Amerikas — unsere Herzen werden von einer neuen Ahnung bewegt, die heißt Unendlichkeit.

Sanft wirbelt der Schnee, die Nacht ist da. Zu unseren Füßen ahnen wir kaum noch den Strom, er schweigt. Jetzt tobt er nicht mehr gegen den Zwang des Winters, er ist weise geworden und trägt das verschneite Eis als eine Krone, den Reif der Greisen. Aber dorther, aus der Mitte des Stromes, wo der Eisbrecher die Fahrrinne ausgenagt hat, dorther kommt noch ein Rauschen, dort regt sich ein Dasein, dort atmet der Riese. Aber sein Atem geht friedlich, wir lauschen dem letzten Verhauchen des Sterbenden, der sich dem Ende zustreckt, um aufzugehen im Meer, im Ozean, in der Unendlichkeit.

*

Der Eislauf, auch er war ein Geschenk, das wir dem Fluß verdankten. Wir übten ihn auf den Wiesen, die er überschwemmt hatte, aber dann ging nach einigen Tagen

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

Schluß

Dann sollten Sie wiedergefunden werden, und dann konnte das Gericht Sie großzügig erklären. Dann sollte Ihr Vermögen wieder zur Hand sein. Sie wurden planmäßig entführt!"

Willa war auf ihrem Stuhl zusammengebrochen.

„Weinen Sie nicht, Willa," sagte Henderson väterlich und stellte sich neben sie. „Sie müssen Ihren Onkel verstehen. Er ist den Einflüsterungen eines Schurken erlegen. Er hat bis zum letzten Augenblick gegen die Entführung gekämpft. Barton mußte hundertmal telegrafieren, wie Verrückte standen, ich weiß es. Ihr Onkel hoffte immer noch, daß diese Entführung unnötig sein würde."

Ein Geräusch kam von dem schmalen Bett. Brandes hatte sich plötzlich aufgerichtet, er faßte sich an die Stirn.

„Sie haben den Brief, Henderson?" fragte er mit rauher Stimme.

Willa fuhr auf. Sie lauschte.

„Sie sollte es doch nicht wissen, Henderson," sagte Brandes langsam, fast zu sich selbst sprechend. „Nein, sie sollte ihn nie lesen. Darum habe ich gelitten und gekämpft."

„Es ist besser so," sagte Henderson.

Willa stand langsam auf und ging auf Brandes zu. Mit einer unbeholfenen Bewegung legte sie ihm die Hand auf die Stirn, sie weinte lautlos. Max Brandes nahm langsam ihre Hand und küßte sie.

Barton lachte häßlich. „Hübsche Szene!" höhnte er.

„Schweigen Sie!" fuhr ihn Henderson an. „Sie haben den alten Mann zugrunde gerichtet. Sie haben ihm diese Idee in den Kopf gesetzt. Darum haben Sie Willa Vandoren auch so schnell und reibungslos bei freien können, als Vandoren tot war. Sie haben uns was vorgeschauspielert, Sie mit Ihren sauberen Komplizen."

„Er und Goram!" kam es aus der Ecke, wo Max Brandes lag.

Willa Vandoren hatte ihren Arm um seine Schulter gelegt und stützte ihn. Beide schauten zu Barton hinüber. Er hatte die Hände in seine Seitentaschen gesteckt. Sein Gesicht war höhnisch verzerrt.

„Ja, Sie und Goram," wiederholte Henderson.

Er wandte sich um und schloß die Tür.

Barton ging er zum Fenster, wo seine Pistole lag.

„Barton," sagte er ruhig. „Hinten im Hause liegt der tote Goram. Sie haben ihn erwürgt!"

Er schwieg. Es war still. Dann lachte Barton höhnisch.

„Sie haben ihn erwürgt," wiederholte Henderson. „Als ich Sie allein bei ihm sah, um die Tragbahre zu holen. Als ich wiederkam, war der Schwerverletzte tot. An seinem Halse waren deutliche Würgmale. Das Gewehr haben Sie nicht genommen, weil es sofort aufgefallen wäre. Ich habe eine Aufnahme gemacht, ein paar sogar. Sie sollten recht deutlich werden. Damit die Polizei weiß, wer der Mörder Gorams ist. Und glauben Sie, daß die Träger keine Augen haben?"

Barton antwortete nicht, er lächelte boshaft.

„Sie waren Vandorens böser Geist," sagte Henderson. „Sie haben ihn bis hierher und ins Grab getrieben. Sie haben ihm das Geschäft aus den Händen genommen und Sie wollten ihn ganz vernichten und sich dieses junge Mädchen dort in die Hand spielen."

„Er, er, er," keuchte Max Brandes und richtete sich mühsam auf. Er hat alles getan, damit die Brücke nicht fertig wurde. Ich habe es Ihnen gesagt, Henderson. Er hat Goram angestiftet, daß er die Hecke zerstörte, daß der Löwe die Kulis überfiel, für ihn hat Goram die schwarzen Boys aufgehetzt. Vandoren sollte in Schwierigkeiten geraten, er sollte den letzten Stoß bekommen. Dann wollte er alles an sich raffen." Er schwieg erschöpft. Dann warf er Barton einen langen Blick zu. Er strich sich über die Stirn. Er schob Willa beiseite, richtete sich an dem Bett in die Höhe. Er hob die Hand, zeigte auf Barton, der ihn scheu ansah.

„Na, du weißt, was ich nun sagen will," sagte Brandes langsam. „Sehen Sie ihn an, Henderson. Ich kenne ihn schon länger, und er kennt mich auch schon lange. Nun erinnere ich mich. Wissen Sie noch, in jener Nacht, als der Steuermann und die Offiziere drüben den Dampfer verließen, da half ich dem Kapitän. Und nun weiß ich es. Barton war auch damals dabei, er war bei den Offizieren, die bei Nacht und Dunkelheit das sinkende Schiff verließen. Er war es, eine Schande für sein Land."

Barton war vor Max Brandes zurückgewichen. Willa hielt den jungen Ingenieur umschlungen, sie stützte ihn, Barton stand in der Ecke, er war im Dunkel, sein Gesicht war bleich. Er schaute zur Tür.

Henderson blickte überrascht auf. Brandes fiel auf den Stuhl, auf dem soeben Willa gesessen hatte. Sie stand wieder bei ihm. Mit flammendem Gesicht suchte sie Barton.

„Sie sind an allem schuld, nicht mein Onkel," sagte sie laut. „Ich kann es allen hier sagen, er hat gegen Sie gekämpft schon in London. Sie haben diese Reise gewollt, und er hat sich gesträubt. Nun weiß ich alles. Immer haben Sie ihn mit Ihren Telegrammen verfolgt, nie kam er zur Ruhe. Er ist schuldig geworden, aber ich verzeihe ihm, denn er war unschuldig."

Alle Augen waren auf Barton gerichtet. Er machte eine langsame Bewegung. Plötzlich sprang er vor, an Henderson vorbei zur Tür. Ein rascher Griff und er hatte die Tür aufgeschlossen und war draußen.

Max Brandes wollte aufspringen, aber er sank erschöpft zurück.

Henderson nickte.

„Es ist gut so," sagte er gleichmütig. „die Nacht beginnt bald, was soll er hier im Hause."

Willa beugte sich über Brandes.

„Du durftest nicht schweigen," sagte sie leise, „nun habe ich dir Unrecht getan."

„Du solltest es nicht wissen," sagte er, „ich ahnte, daß dein Onkel nicht schuldig war. Ich wußte, daß Barton der Anstifter war. Darum kränkte es mich so, daß du ihn manchmal gegen mich ausspielest."

Willa seufzte.

Brandes sprach nun lauter, damit ihn auch Henderson verstehen konnte. „Wenn du den Brief gelesen hast, wirst du mich ganz verstehen. Auch Sie, Henderson. Als das Tintenfaß umstürzte, floß die Tinte auf die Stelle in dem Brief, wo John Vandoren das Versteck angegeben hatte, wohin Willa gebracht werden sollte. John Vandoren hatte es gewußt. Und Barton wußte es natürlich auch. Ich dachte mir, daß er nach Vandorens Tode Willa schnell wieder holen würde, schon um sich als Besitzer aufzuspielen. Ich mußte etwas Komödie spielen. Willa, ich tat, als ob ich nichts mehr von dir wissen wollte, als ob ich ihm freie Hand lassen wollte. Wenn der Brief gerade an dieser wichtigen Stelle nicht unleserlich geworden wäre, hätte ich ihn nicht gebraucht. So aber mußte ich Barton freie Hand lassen, damit er dich befreite."

Henderson lächelte leicht.

„Sie sind noch so jung, Brandes. Man spielt nicht mit der Liebe, kennen Sie das alte Sprichwort noch nicht? Aus dem Spiel wurde ernst."

Willa beugte sich über Brandes und küßte ihn auf die Stirn.

Henderson wandte sich zur Tür, er wollte gehen.

Aber die Tür wurde plötzlich aufgerissen. Purdah stand dort, er keuchte.

„O Bwana Henderson, die Brücke steht noch! Das Wasser fließt ab!"

Wie ein Junger lief Henderson hinter dem Inder her. Max Brandes stand auf, er ging bis zur Tür. Dort mußte er sich halten. Willa stand neben ihm.

„Die Brücke", sagte sie und lächelte ein wenig, „ich war erst fast eifersüchtig auf sie, Aber nun ist alles gut."

Sie schwiegen und schauten nach draußen. Es war fast dunkel.

Der Himmel war klar, die Wolken weggefegt. In der Ferne, dicht über dem Busch, funkelte ein Stern.

„Wie gut nun alles auslaufen ist", flüsterte Brandes. „Es war mir so schwer, an dir vorbeizugehen und Gleichgültigkeit zu heucheln. Zuerst war ich ja ein wenig böse. Du verstandest nicht, wie schwer meine Arbeit hier war, warst wie ein Kind . . ."

„Nun bin ich es nicht mehr", antwortete sie sinnend, „ich bin nun viel älter geworden . . ."

„Du hast viel verloren", sagte er leise. „Und viel gewonnen", flüsterte sie. Er legte ihr die Hand um die Schulter. Sie gingen auf die Veranda. Unten stand die Antilope Paa, sie schaute wartend auf, ihre Ohren zuckten. Ueber die Lichtung breitete sich die Stille des Abends. Es war kühl geworden.

„Fast so wie zu Hause", sagte Willa nach einer Weile. „In Grove Manor bei meiner Tante. Wir werden sie besuchen, du und ich . . ."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er wußte, woran sie dachte. „Ja", sagte er und strich ihr das Haar aus der Stirn, „vergiß ihn nicht. John Vandoren hat viel gelitten, er hat seine Schuld überbezahlt."

Aus dem Kamp klang das Lachen der Kulis herüber. Die Gefahr war vorbei, und sie vergaßen schnell. Bald kam auch für sie die Zeit, daß sie in ihre Heimat zurückkehren konnten.

Henderson eilte über die Lichtung, Purdah hielt kaum mit ihm Schritt.

„Sie ist gerettet", rief er schon von weitem. „Die Pfeiler stehen, das Mauerwerk ist schon stark genug. Aber der Fluß fließt nun in seinem alten Bett."

„Unsere Brücke", sagte er und reichte Max Brandes die Hand, „es war schwer, aber nun ist alles gut."

Er stand bei ihnen. Sie schwiegen, sie waren müde und stolz.

Purdah war fortgegangen. Er kam rasch zurück. Er winkte Henderson. Der Alte ging zu ihm. Sie sprachen miteinander. Henderson überlegte. Dann gab er dem Inder einen kurzen Bescheid. Purdah nickte. Henderson kam zurück.

„Barton schickte ihn", sagte er leise. „Er will fort, nach Nairobi. Wir sollen ihm einen Wagen stellen." Er sah Willa und Brandes wartend an. Sie sprachen nicht. „Ich dachte, wir sorgen, daß er hier wegkommt", fuhr Henderson fort. „Ich möchte ihn nicht mehr sehen. Wir werden ihm einen Koffer geben, aber nur mit dem Nötigsten."

Er ging ins Haus. Nach einer Weile trug Purdah einen Koffer über die Veranda. Der schwarze Maschinist war gerufen worden. Willa und Brandes gingen ins Haus. Sie wollten Bartons Abreise nicht sehen.

Es war dunkel, als er fuhr. Die Maschine stand unter Dampf. Purdah hatte den Koffer neben das Geleise gestellt. Henderson wartete. Barton tauchte aus dem Dunkel auf wie ein schleichendes Gespenst. Er beugte sich vor, griff nach dem Koffer. Henderson packte seinen Arm. Die beiden Männer sahen sich an, Barton lauernd und scheu, Henderson ernst und fordernd. „Barton", sagte er leise, „Sie sind ein Verbrecher, Sie gehören ins Gefängnis. Dreimal gehören Sie dorthin. Aber es ist nicht unsere Sache."

Barton schob die Schultern hoch, er lauerte feige.

„Ihre Papiere habe ich hier behalten", fuhr Henderson fort. „Es geht alles nach London. Vandoren hat in seinem Brief, den Max Brandes vor Ihnen fand, seine Nichte Willa zu seiner Erbin eingesetzt. Wir werden retten, was zu retten ist. Und Sie, vergessen Sie nicht, wenn Sie in London auftauchen, werden Sie verhaftet. Verschwinden Sie irgendwohin. Ich werde die Akten aus Ihrem Koffer mit einem langen Brief an das Gericht in London schicken."

Barton hatte seinen Koffer genommen, er wartete mit gesenktem Kopf.

Henderson ging mit einem raschen Schritt auf ihn zu, packte ihn an der Brust.

„Wer war es, der Willa Vandoren in Busch entführte? Wer hat sie versteckt gehalten?"

Er hielt Barton mit einem eisernen Griff an der Brust. Sein Blick war drohend, Barton knickte zusammen.

„Es war Bin Mumadi."

„Ah, Gorams Schwager!"

Barton nickte, überrascht von Hendersons plötzlichem Angriff.

„Barton", sagte Henderson, „wissen Sie, daß der Busch tausend Augen und Ohren hat! Daß hier der Wind Stimmen hat! Heute haben Sie Goram ermordet, und morgen weiß es schon Bin Mumadi! Barton sah sich scheu um, er drängte sich an Henderson heran.

„Sie bleiben Sie nicht zu lange in Nairobi, Barton", sagte Henderson. „Sehen Sie zu, daß Sie auf ein Schiff kommen. Bin Mumadi ist Bluträcher geworden, und Ihr Leben ist hier keinen Penny mehr wert."

Er gab Barton einen leichten Stoß, daß er taumelte.

„Feigling!"

Dann sah er ihn langsam zu dem Maschinisten klettern. Die Maschine setzte sich in Bewegung und verschwand mit rotem Glühen im Dunkel. Henderson sah den rötlichen Glanz davongleiten, das Geräusch verebbte. Es war still um ihn. Er holte tief Atem. Dann ging er zur Station zurück.

●

Es kamen schöne Tage, ehe die Regenzeit einsetzte. Der Sommer verging, oft strich heimatlich kühler Wind vom fernen Kilima Njaro herüber. Willa Vandoren hatte ihre Abreise aufgeschoben. Sie wartete, bis Max Brandes mit dem Bau fertig war. Der Lerobi floß nun in seinem alten Bett, wuchtig standen die drei schweren Brückenpfeiler in der sagenden Flut, die sich an den Vorköpfen schäumend brach. Die Eisenlager verbanden schon beide Ufer . . .

Dann kam ein Brief, er war an Max Brandes gerichtet. Brandes riß ihn auf, es war abends spät, sie saßen auf der Veranda.

„Aus London", sagte er lesend, „Sie wissen ja, Henderson, ich schrieb an einen Bekannten drüben, er hat einen Posten bei einer Bank. Nun, er hat erfahren, daß Vandorens Verumineu früher Barton gehörten. Der Schurke hat sie ihm in die Hand gespielt. Nicht direkt, sondern durch einen Mittelsmann, einen übelbeleumdeten Kobber. Barton hat sich an Vandoren saniert. Na ja, ich dachte es mir damals schon. Darum schrieb ich so."

Sie schwiegen und schauten in die Nacht hinaus.

„Es ist ihm nicht gelungen", sagte Brandes dann. „Barton wollte Vandorens Geschäft und Vermögen in seine Hände bringen, und er wollte Willa von sich abhängig machen."

Sie saß neben ihm und lächelte leise.

„Und Ihnen wollte er noch schaden", fuhr Henderson fort. „Ich weiß noch, daß er Sie vor Vandoren verdächtigen wollte, weil Sie als Deutscher hier vor der alten Grenze arbeiten durften."

Max Brandes schüttelte den Kopf.

„Gerade er, er sollte von solchen Dingen schweigen. Ich tat hier meine Pflicht, ja vielleicht sogar mehr als meine Pflicht. Ich mußte sie einfach tun. Ja, ich liebe dieses Land hier und könnte es nicht missen. Aber die Grenzen ziehen, das ist nicht meine Arbeit. Was meinen Sie, Henderson, wenn einmal die alten Fahnen hier wehen. Sie und viele Männer wie Sie werden nicht böse darum sein. Und die Brücke dort im Dunkel", er richtete sich auf und zeigte in die Nacht hinaus, „sie spannt sich von einem Ufer zum anderen. Daran habe ich geholfen, mehr habe ich nicht getan. Aber das Land hier, der tote Busch, die weiten, fahlen Steppen, sie werden nun wachsen und aufatmen, und ich bin froh, daß wir dabei mittun durften, um den Weg zu bahnen."

Henderson nickte ernst.

Am anderen Tag ruhte die Arbeit, es war Sonntag. Schon früh standen die Kulis auf der Lichtung vor der Station. Sie hielten sich dichtgedrängt und schwiegen erwartungsvoll. Henderson und Brandes saßen auf der Veranda, Willa Vandoren war bei ihnen. In der grellen Sonne erstreckte sich weit der regellose Busch, unten im Tal rauschte unablässig der Fluß. Der alte, weißköpfige Berg weit im Hintergrund lag in leichtem Morgennebel, der wie eine dünne Fahne am lichtgrauen Himmel hing.

Die Boys überreichten ihr Geschenk an Bwana Brandes, der sie von dem menschenfressenden Löwen befreit hatte. Es war eine prachtvolle Bowle, sie war am Vorabend aus Nairobi gekommen. Sie blitzte im hellen Licht, Purdah kam auf die Veranda und überreichte sie Bwana Brandes. Der junge Ingenieur war etwas verlegen, aber auch stolz. Dann verlas Purdah eine lange Adresse an den weißen Bwana, der allein dem Löwen entgegengetreten war. Es war ein großes Papier, und alle Kulis hatten ihr Zeichen darauf gemacht.

Aber Bwana Brandes war nicht unvorbereitet. Abends brannten auf der Lichtung große Feuer, zwei Ochsen wurden am Spieß gebraten, die Boys tanzten im flackernden Licht. Froher Lärm erfüllte das Tal.

Die drei Weißen saßen still auf der Veranda. Große Schatten huschten über die Hauswand, der ferne Widerschein der Feuer hüllte ihre ernsten Gesichter in rötlichen Glanz. Brandes hielt Willas Hand in der seinen. Er war still. Sie wußte, dies war auch ein Abschiedsfest. Diese Brücke dort in der Nacht, sie hatte alle diese Männer zu gemeinsamer Arbeit verbunden, nun einen sie fort. Bald lag die Station einsam im Busch, nur einer blieb zurück. Willa schluchzte leise vor sich hin. John Vandorens letzte Tage waren düster und umschattet gewesen. Bald rollten Tag um Tag die Züge durch den schweigsamen Busch, dann lag er wie ein stummer Wächter in seinem einsamen Grab. Er sollte nie erfahren, daß sie ihm verziehen hatte.

Unten auf der Lichtung flackerten die Feuer. Unablässig lärmten die Trommeln, die Inder tanzten zu ihren heimatlichen Weisen. Ihr Gesang war klagend und dann wieder voll Schwung und Freude.

Henderson erhob sich und ging ins Haus. Sie nickten sich zu. Max Brandes und Willa blieben allein. „Nicht daran denken", flüsterte er und zog sie an sich. Sie lächelte unter Tränen.

— Ende —

Wilhelm Busch,
der Meister der unvergleichlichen Bild- und Versgeschichten

Wilhelm Busch
wie man ihn wenig kennt

Zum 30. Todestag des Maler-Dichters am 9. Januar

Was wenig bekannt ist: Der Vater von „Max und Moritz" als Operettendichter und Bildhauer

Am 9. Januar 1908 — vor 30 Jahren — starb in Mechtshausen der Maler-Dichter Wilhelm Busch, Deutschlands größter Humorist

„Kein Ding sieht so aus, wie es ist. Am wenigsten der Mensch, dieser lederne Sack voller Kniffe und Pfiffe." — Mit diesem Satz hat Wilhelm Busch seine kurze, nur ein paar Druckseiten umfassende Selbstbiographie eingeleitet. Und in der Tat: Was darin zu lesen steht, und was darüber hinaus Freunde und Verwandte von unserem Wilhelm Busch zu erzählen wissen, das will so gar nicht zu dem Bilde passen, das sich der schmunzelnde Leser von dem Schöpfer all der drolligen, witzigen, spritzigen und manchmal geradezu übersprudelnd-lustigen Bildergeschichten machen möchte, von dem Dichter von „Max und Moritz", von den „Abenteuern eines Junggesellen" und all den anderen Perlen deutschen Humors.

„Liebestreue und Grausamkeit" erlebte — — eine Aufführung

Es steht, wie gesagt, sehr wenig in der Lebensbeschreibung, die uns Wilhelm Busch hinterlassen hat. Und vor allem die Zeit, in der Busch auch äußerlich lustig und beweglich, übermütig und „mit dem Kopf voller Dummheiten", so, wie später die Gestalten seiner Bildergeschichten, gewesen sein mag, gerade diese Zeit kommt in der Selbstbiographie äußerst schlecht weg! Wir lesen darin nichts von dem weltbekannten Künstlerbetrieb der Kunststädte München und Düsseldorf, in denen auch Busch seine „Lehrjahre" als Maler verlebt hat. Und nicht einmal die Tatsache, daß er damals zu dem berühmten Künstlerkreis „Jung München" gehört hat, hält er für erwähnenswert.

Es ist also für die Verehrer unseres großen Humoristen vielleicht eine kleine Ueberraschung, zu erfahren, daß Busch damals sogar — Operetten gedichtet hat, und zwar in gemeinsamer Arbeit mit dem Komponisten Kremsmeyer. Busch war erst 28 Jahre alt, als die Operette „Liebestreue und Grausamkeit" entstand, und bereits mit 30 Jahren erlebte er die erste und einzige Aufführung seiner Operette „Der Vetter" im Münchener Residenztheater . . .

Humor ist — — „bitterster Ernst"

Nur selten vermochte in späteren Jahren, als vor allem das Bilderbuch von Max und Moritz den Namen Wilhelm Busch's bis weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gemacht hatte, jemand den einsamen Künstler aus seiner selbstgewählten dörflichen Einsiedelei — zuerst in Wiedensahl und später in Mechtshausen — herauszulocken.

Es wird erzählt, daß, als Busch einmal doch der Einladung zu einer Abendgesellschaft gefolgt war, ihn bei Tisch eine fremde Dame in ein Gespräch über seine Werke verwickelte (was dem Künstler an sich schon zuwider war) und dabei meinte, es müsse doch sehr lustig sein, solche Bilder zu machen und solche Verse zu dichten! — Da soll Busch die Tischnachbarin aus seinen großen Augen scharf angeblickt und kurz und bündig erklärt haben: „Irrtum, gnädige Frau! Diese Arbeit ist bitterster Ernst!" — Und ein andermal beklagte sich eine Dame nach dem Essen beim Gastgeber, daß sie einen so schweigsamen, „so ernsten" Tischherrn bekommen hätte (den Namen hatte sie bei der Vorstellung nicht gehört oder nicht verstanden) und fiel aus allen Wolken, als man ihr sagte, das sei der berühmte „lustige" Wilhelm Busch gewesen . . .

Schein und Sein / Von Wilhelm Busch

Mein Kind, es sind allhier die Dinge,
Gleichwohl, ob Große, ob Geringe,
Im Wesentlichen so verpackt,
Daß man sie nicht wie Nüsse knackt.

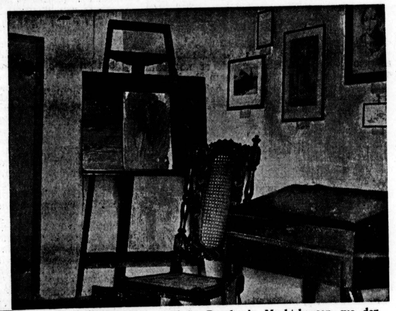
Wie wolltest du dich unterwinden,
Kurzweg die Menschen zu ergründen.
Du kennst sie nur von außenwärts.
Du siehst die Weste, nicht das Herz.

Es kamen mal zwei Knaben
An einen breiten Graben.
Der erste sprang hinüber,
Schlangweg, je ehr je lieber.

War das nicht keck?
Der zweite, fein besonnen,
Eh er das Werk begonnen,
Sprang in den Dreck.

Wonach du sehnlichst ausgeschaut,
Es wurde dir beschieden,
Du triumphierst und jubelst laut:
Jetzt hab' ich endlich Frieden!

Ach, Freundchen, rede nicht so wild.
Bezähme deine Zunge.
Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt,
Kriegt augenblicklich Junge.



Das Arbeitszimmer Wilhelm Buschs in Mechtshausen, wo der größte Teil seiner humoristischen Werke entstand.

Wer Witze macht, hat nichts zu lachen!

Ja, es trifft auch für Wilhelm Busch zu, was der bekannte Berliner Karikaturist Hermann Wilke einmal von sich und seiner Arbeit gesagt hat: „Wer Witze macht, hat nichts zu lachen." Die so leicht und selbstverständlich „hingelegten" Zeichnungen des Künstlers Busch sind, wie die tausend Naturstudien seiner Skizzenbücher verraten, das Resultat ernstester Arbeit, genau so, wie auch seine Verse — die so klar und einfach sind und sich darum auch so gut auswendig lernen — nicht selten und vor allem in seinem Lieblings-Versbuch „Kritik des Herzens" voll tiefer und ernster Gedanken stecken, ungeachtet der „witzigen" Note, die je besonders auszeichnet. Für viele Beispiele hier nur eines:

Wenn alles sitzen bliebe,
Was wir in Haß und Liebe
So voneinander schwatzen;
Wenn Lügen Haare wären,
Wir wären rauh wie Bären
Und hätten keine Glatzen.

Die Wahrheit dieses Sprüchleins hat Busch erfahren müssen. Je mehr er sich von der Welt zurückzog, um so mehr spann sich um seine Gestalt ein Gewebe von Lügen, Klatschereien und albernem Gemunkel. So wurde zum Beispiel einmal behauptet, er habe die Kunst an den Nagel gehängt und sei — Bienenzüchter geworden. Um so überraschter war man dann natürlich, als kurz darauf wieder ein neues Bilderbuch von ihm erschien.

Gemessen an einem — — — Zwirnsfaden . . .

Zu den auch heute noch wenig bekannten Tatsachen dieses einsamen Künstlerlebens gehört schließlich der Besuch des Malers in Frankfurt a. M. vom Jahre 1860. Busch verbrachte damals einige Monate im Hause seines Freundes Keßler und schuf in dieser Zeit seine einzige — Bildhauerarbeit: die lebensgroße Büste von Frau Keßler, ein Werk, das die umfassende Begabung dieses Künstlers genau so beweist, wie seine wenigen Gemälde, in denen er ländliche Motive auf eine stille, personnene Art dargestellt hat.

Was schließlich aber den Menschen Wilhelm Busch betrifft, so ist vielleicht nichts so charakteristisch für seine einsiedlerische, sonderlinghafte Art, sich vor seinen Mitmenschen zu verbergen, wie jene Geschichte mit dem Zwirnsfaden.

Busch stand lange Zeit hindurch mit einer befreundeten holländischen Dame in regem brieflichen Gedankenaustausch. Als seine Briefpartnerin, die den Künstler nur durch seine Werke kennengelernt und noch nie gesehen hatte, endlich auch einmal Näheres über seinen „Aeußeren Menschen" wissen wollte, da bekam sie von Busch folgenden inhaltsreichen Brief: „Alter: 42 Jahre. Größe: in Gestalt eines schwarzen Fadens um dieses Blatt gewickelt. Freundl. Gr. W. B." Der schwarze Zwirnsfaden hatte eine Länge von 1,81 Meter und einem halben Zentimeter.

H. K.

Die Urbilder von „Max und Moritz" entdeckt?
An dem Grabmal der Familie Kötteritz in der Berliner Nikolaikirche wurde durch Zufall eine seltsame Entdeckung gemacht: Zwei pausbackige, lustige Engelsköpfe, die als Vorbilder der beiden unsterblichen Lausbuben Wilhelm Buschs „Max und Moritz" gelten können. Die Richtigkeit dieser Annahme wird durch den Küster der Kirche bestätigt, der von seinem Vorgänger einen Bericht über Wilhelm Buschs Besuch in der Nikolaikirche überliefert erhielt

Ein „galantes" Abenteuer
mit fünf Straßenkehrerinnen bei einem Ausflug nach Hannover
(Scherl, Weltbild, Erich-Zander-Archiv, K.)

Aus „Max und Moritz":
„Durch den Schornstein mit Vergnügen
Sehen sie die Hühner liegen,
Die schon ohne Kopf und Gurgeln
Lieblich in der Pfanne schmurgeln."

Skilaufen, nordischer Sport

Kein Sport der Welt verfügt wie der Skilauf über eine so umfangreiche und so gute, in vieler Hinsicht von wahrer Kunst getragene Literatur. Immer wieder wird das Lob des Ski gesungen. Ja, dieser Gleitlauf der nordischen Völker gilt als der König allen Sports. Was er in einigen Jahrzehnten vermochte, eine verhaßte Jahreszeit für Millionen von Menschen zum begehrten, mindestens zum gleichwertigen Teil der Jahresrunde zu wandeln, große Landstriche aus lähmendem und ungelüftetem Schlaf für regstes Leben zu wecken, aus unbeholfenen Bauernburschen weltberühmte Sportleute zu machen, Barrikaden des Hinterwäldlertums niederzureißen und die Namen unbedeutender Bergdörfer der Erde in den Großstädten zur Geltung zu bringen als Köstlichkeiten der Erde, das hat kein anderer außerberuflicher Betätigungstrieb der Menschheit zu Wege gebracht. Wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß der Ski der Träger moderner Winterverherrlichung nicht nur bei uns, sondern überall auf schneebedeckter Erde ist. Man bedenke: es reisen heute Jahr für Jahr viele Tausende aus den angenehmsten Klimagebieten des Südens in die Regionen des Winters, seines Schnees und seiner Kälte, die mehr denn je als Frische empfunden wird.

Aus nordisch germanischer Welt kam diese Bewegung zu uns, unter deutschen und nordischdenkenden Menschen hat sie ihre überzeugtesten Anhänger gefunden. Viel ist, wie gesagt, schon über den Ski und seine Welt geschrieben worden: als Wahrheit steht über all dem noch immer das Wort Nansens, das er als der erste und erfolgreiche Vorkämpfer dieser Bewegung vor über 40 Jahren niederschrieb, dankbar dem Ski, der ihm Kraft und Beweglichkeit zu Außerordentlichem gegeben hat: „Das Skilaufen ist der nationalste aller nordischen Sports. Wenn irgendeiner den Namen des Sports aller Sporte verdient, so ist es dieser. Nichts stählt die Muskeln so sehr, nichts macht den Körper elastischer und geschmeidiger, nichts verleiht eine größere Umsicht und Gewandtheit, nichts stärkt den Willen mehr, nichts macht den Sinn so frisch wie das Skilaufen. — Ist es nicht, als wenn das ganze Kulturleben auf einmal aus unseren Gedanken verwischt wird und mit der Stadtluft weit hinter uns zurückbleibt, man verwächst gleichsam mit den Skiern und mit der Natur. Es entwickelt dies nicht allein den Körper, sondern auch die Seele, und hat eine tiefere Bedeutung für ein Volk als die meisten ahnen."

Am meisten glaubten Deutsche an dieses Wort, vor allem hielten sie sich an Nansens Schilderungen des Winterlebens der norwegischen Bauern, frühzeitig erkennend, daß der Ski Gleiches auch in unseren Bergen vermöge. Und so stand von allem Anfang auf dem Werbeprogramm der deutschen Skiläufer und ihrer Vereine, von welchen der erste schon 1889 in München gegründet wurde, als Aufgabe: volkstümliche Verbreitung des Skilaufes. Und die wohrerrüchtigende Wirkung dieses sportlichen Gerätes und der von ihm erschlossenen, nahen Abhärtungswelt der Berge kommt zum Ausdruck schon 1896 in den Satzungen des 1. deutschen Skiverbands-Vereins, Skiclubs Schwarzwald, durch die Zweckbestimmung: Heranziehung von Skiläufern für das Heer. — Und der Ski kam vom Volk und fand bei uns den Weg zum Volk. Die Telemarker Bauern schenkten der Welt die Sportform dieser Bewegung, und an dieser Herkunft wird es wohl auch liegen, daß der Ski bei uns kein Privileg der Städter blieb. Gerade der Stadtbewohner wollte es von Anfang an auch gar nicht. Er suchte bei uns immer Kameraden in den Bergdörfern zu begeistern und auszubilden und hat mit Freuden erlebt, daß sein Werben nach und nach auf fruchtbaren Boden fiel, so daß jetzt in deutschen Bergen, wie Nansen es damals von Norwegen schrieb, „die Kinder sozusagen mit den Schneeschuhen aufwachsen und sich die Bauernknaben in freier Uebung halten. Auf Skiern müssen sie ihren Schulweg zurücklegen, und auf Skiern verbringen sie die freie Zeit. Der Lehrer ist oft selbst dabei und stellt sich an die Spitze der kleinen Skär". So ist es nun auch bei uns in den Bergen, und das bedeutet für einen großen Teil unseres Volkes eine wahre Umwälzung der Lebensgewohnheiten.

Gesellschaftliche Unterschiede sind hier stärker als irgendwo verwischt. Es übt und kämpft bei uns der Bauernjunge und das Bauernmädchen gleichberechtigt am Hang und in der Weitlaufspur mit den verwöhntesten Städtern, man sieht auf Du und Du, und für alle scheint die herrliche Wintersonne und glitzert der Pulverschnee. Und so meine ich denn, daß dieser Sport in ganz besonderem Maße jahrzehntelang schon für sehr vieles gekämpft hat, was erst die 1. nationale Wiedergeburt im neuen Deutschland restlos verwirklichte.

In diesem Winter sind auch wieder einmal nordische Vorbilder und Lehrmeister des Skisports für den deutschen Nachwuchs tätig. Immer sind sie im Lauf und im Sprung, oft genug auch in anderen Dingen unseren jungen Skiläufern um mehr als eine Nase voraus. Der Impuls des Ski, sein „fram" und „fromm", sein „Vorwärts" ist im Vorlegen einer Leistung als Ausdruck der von Nansen schon erwähnten Willensstärkung unverkennbar, vor allem auch das Zeichen eines Willens zur nationalen Ueberlegenheit. Und so ist der deutsche Skiläufer in der glücklichen Lage, die Ueberlegenheit der nordischen Rasse in ungezwungener Kameradschaft zu empfinden und von ihr angeeifert zu werden. Mehrmals und immer an anderem Ort habe ich einen dieser Eltern und Knud nun tel's als fröhlichen Kameraden, teils als eisenharten Lehrer angetroffen und jedesmal, wenn ich fragte, wie es ihm nun an diesem Ort und in jenem Tal gefalle, die lachende Antwort erhalten: „O, sehr gut, wie überall in Deutschland!" — So schlägt der Sport seine Brücken über Grenzen von Volk zu Volk.

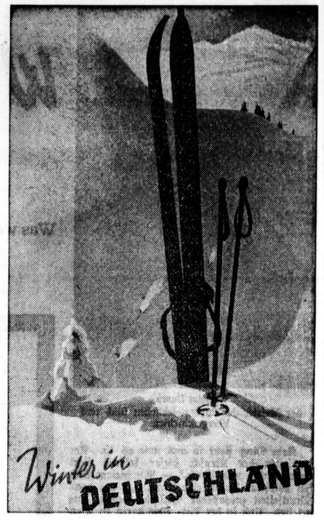
Die Skispur aber verbindet in der Heimat Stadt und Land, Ebene und Gebirge und die Brennpunkte des modernen Lebens, der Kultur und der Wirtschaft und die Bergeinöde, und es gehen in dieser Spur unendlich wertvolle Beziehungen hin und her, knüpfen Bande der Freundschaft und des wechselseitigen Verstehens, die große Sitzgemeinde stellt wirklich eine deutsche Volksgemeinschaft dar und entspricht dem Ideal des Volkssports.

Und — wie sagt Nansen —: Man verwächst gleichsam mit den Sternen und der Natur. Denn die Skispur erschließt unberührteste, durch den Schneewall der Jahrhunderte geschonte Erde. Seine Verkehrshemmung bewahrte die deutschen Berge vor allzuweit gehender Verschandelung jeder Art, es reichen dadurch nun uralte Naturverhältnisse, Eiszeit sozusagen noch in unsere Zeit hinein, es sind uns die Höhenzonen des lange glitzernden Schnees mit Zug und Recht Skiparadiese, deren Eindruck so stark ist, daß im Verein mit der Gedankenfesselung der Sibeherrschung völlige Abkehr vom Alltag den Skimann erfüllt und also die Schönheit und Unberührtheit unverbrauchter Natur unmittelbar zu ihm sprechen kann. Da kommt dann Freude am Leben, Zuversicht, Kraft, Erfrischung und Erholung über uns in der Fülle des Sonnenscheins, der durch die schneegestilterte Kälteluft des Gebirges ganz anders wirken als unten in den Tälern und Ebenen.

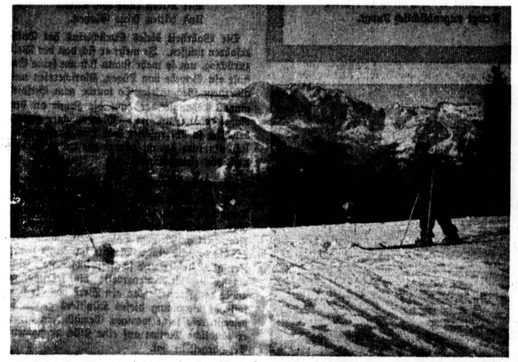
Es spricht die reine weiße Welt auf uns ein, Es fühlt der Skiläufer mehr als jeder andere Sportsmann und Naturfreund: Kälte straft, Hitze erschlafft.

So ist er ein fröhlicher, heiterer Mensch. Man erlebt das überall. Am Uebungshang, wo die Skihasen so nett herumpurseln, auf der Tour und bei der Gipfelschau, im lustigen Skihüttenleben, durch das zu uns auch viel von nordischer Lebensart gekommen ist, man spürt es an den Bahnen und Sprunghügeln des Wettkampfes und liest es aus Mienen und Augen der in die Stadt zurückkehrenden Skiläufer.

C. J. Luther.



Neues Winterplakat der Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr. Entw.: Jupp Wiertz, Berlin (RDV-M.)



Weiß ist die Welt und frisch geht der Wind, das macht das Herz frei und die Lungen rein
Photos: Carl J. Luther (2), Fritz Schulte (1)

Rast unter leuchtenden Gipfeln

Jespannte Muskeln, gesammelte Kraft, beherrschter Einsatz — so zeichnet sich die Figur des Hindernisläufers mit überraschender Schönheit auf das weiße Feld

In diesem Winter drei Weltmeisterschaften

Während die Eisläufer auf den vielen Kunsteisbahnen der Großstädte schon seit einiger Zeit Gelegenheit haben, ihre Kunst zu üben, sind die Eisläufer nicht so gut daran. Aber der erste Schnee, der gefallen ist, kündet ihnen kommende Winterfreuden an. Inzwischen waren die Sportverbände, Fachämter und Wintersportplätze nicht müßig und haben ein umfangreiches Programm von Wintersportveranstaltungen aufgestellt. Nachstehend geben wir daraus die Termine der wichtigsten Meisterschaften und internationalen Wettkämpfe bekannt, soweit sie uns bisher gemeldet worden sind.

Die Deutschen und Wehrmacht-Skimeisterschaften finden vom 5.—13. Februar in Neustadt und am Feldberg im Schwarzwald statt. Garmisch-Partenkirchen hatte vom 25.—31. 12. ein internationales Eishoden-Turnier um den Ritzerow-Hals-Pokal, vom 20.—30. Januar wird eine internationale Wintersportwoche veranstaltet, in deren Rahmen neben Skiläufen und -springen die deutsche Eishoden-Meisterschaft, die Weltmeisterschaft im Viererbob und die deutschen Bobmeisterschaften ausgetragen werden und vom 31. Januar bis zum 6. Februar die Wintersportmeisterschaften der HJ.

Auch die Eisläufer haben in diesem Winter in Deutschland zwei Weltmeisterschaften, die im Kunstlauf für Herren und Paare, die vom 11.—13. Februar in Berlin ausgetragen werden. Ihnen gehen am 15./16. Januar in Berlin die deutschen Schnellaufmeisterschaften voraus. Die schlesischen Gaumeisterschaften im Eislauf werden in Breslau ausgetragen: am 29./30. Januar im Kunstlauf, am 6. Februar im Schnellauf. Oppeln veranstaltet am 13. Februar ein internationales Eiskunstlaufen.

Die Eissegler tragen ihre deutsche Meisterschaft wieder Anfang Februar in Augustenburg in Ostpreußen im Rahmen der deutschen Eissegelwoche mit internationaler Beteiligung aus. Januar und Februar finden auch auf dem Rangsdorfer See die Berliner Eissegelmeisterschaften statt.

Bevor die Skiläufer in die großen Wettbewerbe gehen, werden die Meisterschaften der einzelnen Gaue ausgetragen, die zugleich auch als Ausscheidungen für die deutschen Meisterschaften Beachtung finden. Sie beginnen am 15./16. Januar mit den Harzer Skimeisterschaften in Braunlage und den Schwarzwald-Skimeisterschaften in Absidat und Todtnau am Feldberg. Vom 20. bis 24. Januar finden in Oberstaufen im Allgäu die bayerischen Skimeisterschaften, vom 21. bis 30. Januar in Krummhübel-Brückenberg und Schreiberhau die schlesischen Meisterschaften, am 22./23. Januar in Oberhof die Thüringer Meisterschaften, am 29./30. Januar die sächsischen in Oberwiesental (wo Anfang Februar auch die 5. Sächsische Ski.-Skimeisterschaft stattfindet) und die schwäbischen in Dietmettingen in der Schwäbischen Alb statt. Vom 28. bis 30. Januar wird in Willingen im Sauerland die westdeutsche und am 30./31. Januar in Passenheim, Ostpreußen, die ostpreußische Skimeisterschaft ausgetragen.

Im Schlittensport haben neben Garmisch-Partenkirchen auch der Harz und das Riesengebirge Meisterschaften. Die norddeutschen und Harzer Bobmeisterschaften werden am 5./6. Februar in Hahnenklee-Bockswiese und am 12. und 13. Februar in Schierke ausgetragen, und in Krumhübel-Brückenberg findet am 5./6. Februar die deutsche Rodelmeisterschaft statt.

Diamantum IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

I.

„Der Diamantberg", sagt Karl Staupe kurz, mit dem Kinn hinüberdeutend zu der gelben Kuppe, die sich über den Sandwellen und den armseligen, niedrigen Lagerschuppen und Häusern von Lüderitzbucht erhebt. Er sagt es ohne jede Beziehung auf die kostbaren Glitzersteine, und auch seine Begleiterin legt keinen Sinn in das Wort. Es ist nur ein Name. Der Berg heißt der „Diamantberg", wie der Waizmann eben Waizmann heißt. Man schreibt das Jahr 1908, und die Siedlung hier an der afrikanischen Küste ist immer noch eine Sammlung primitiver Hütten, ein kleiner, bedeutungsloser Ladeplatz. Niemand verbindet mit dem Wort „Diamantberg" einen tieferen Sinn.

„Dazu hat man nun des Herrgotts märkische Sonditreubüchse verlassen, um hier unten, Hunderte von Meilen in noch tieferem, unfruchtbarem Sand herumzuwaten." Karl Staupe zuckt die Achseln und wirft im Weitereiten einen höhnischen Blick über die Schulter nach den von der Sonnenglut ausgetrockneten, öden Schuppen der „Stadt". „Zum Glück ist die Bahn bald fertig, und ich kann wieder nach Windhuk abschwirren. Schätze, Sie werden auch nicht alt werden in diesem gottverlassenen Kral, Fräulein Zoe."

„Wer weiß, Herr Staupe." Zoe van Doemen läßt ihre Augen groß und ruhig über die gelben Hügelwellen gleiten. Ja, anders sieht es hier aus als drunten in Rimberley und Johannisburg, von Pretoria gar nicht zu reden. Aber gerade diese Einfamkeit, diese Ruhe einer Natur, deren Größe die paar winzigen Menschenameisen und ihre lächerlichen Werke hier auffangt, tut unendlich wohl nach dem Höllenfieber geldgieriger Massen, dem Strudel von Geschäften überhastig emporschießender Städte da unten. Karl Staupe musterte von der Seite her die Gestalt seiner Gefährtin. Donnerwetter, ist das Mädel gewachsen! Und wie rank und sicher sie im Sattel sitzt! Das unter dem breiten Tropenhut hervorquellende, nußbraune Haar, das feine Profil ihres sonnverbrannten Gesichtes, die großen, sonderbar dunkelblauen Augen —.

„Möchte wohl wissen, welcher Menschenhändler Sie hierher in Gottes jämmerliche Negerbibel-Bar verschachert hat", sagte er aus seinen Betrachtungen heraus. „Wenns wenigstens noch Windhuk wäre!"

„Ich bin freiwillig hergekommen, Herr Staupe, und fühle mich bei meinem Chef, Herrn Gutke, ganz wohl."

„Freiwillig? Hm — na ja. Mädchenhändler oder so was ist der brave Gutke aus Bütow im Pommernland allerdings nicht. Aber seine „Bar" ist doch das jämmerlichste in Hahnenklee-Bockswiese und am Hundeloch an der afrikanischen Küste. Was wollen Sie denn hier verdienen? Zahlen kann Ihnen Gutke doch schwerlich viel!"

„Er und seine Frau sind sehr nett zu mir, Herr Staupe. Ich bekomme Kost und Logis. Muß man denn immer „verdienen"?"

Karl Staupe schweigt überrascht. Das ist ein ungewohnter Ton hier in Afrika. Selbstverständlich will man hier verdienen. Jeder, der hier ins Sonnenland gekommen ist, hat die stille Absicht, sich ein Vermögen zu schaffen. Die Engländer denken so. Auch Cecil Rhodes hat so gedacht, sonst wäre Transvaal heute schwerlich eine britische Kronkolonie. Der Mann, der aus Angra Pequena Lüderitzbucht machte, hat ebenfalls so gedacht, ein zäher, hanseatischer Kaufmann, der hier unten große Möglichkeiten witterte. Wenn man dabei — wie Cecil Rhodes und Franz Lüderitz — seinem Vaterland noch einen Dienst erweisen kann, — ausgezeichnet. Aber die Hauptsache ist und bleibt das Verdienen. Karl Staupe schüttelt mißbilligend und verwundert den Kopf.

„Sie sind also nicht enttäuscht von den Verhältnissen, die Sie hier gefunden haben?"

„Nein. Es gefällt mir hier."

Die Antwort ist so kurz und abschließend, daß Karl Staupe das Gespräch fallen läßt und schweigt. Er denkt sich sein Teil. Diese ungewöhnlich schöne und junge Dame, diese Zoe van Doemen, die da plötzlich in Gutkes sogenannter Bar aufgetaucht ist, hat natürlich ihre Gründe, warum sie lieber in Lüderitzbucht leben will als in Kapstadt oder Johannisburg. Aber nach so etwas fragt man besser nicht. Hier in Afrika fragt man überhaupt wenig nach der Vergangenheit. Ob einer ein tüchtiger und anständiger Kerl ist, das zeigt sich bald genug, und — das genügt. Was einer früher gewesen ist, ist ja so gleichgültig! Hier ist nur das Jetzt.

Weiter geht der Ritt. Zoe van Doemens Körper straft sich. Ihre Augen haben ein stilles Leuchten. Erinnerungsfetzen tauchen in ihr auf an die Kinderzeit, an Ritte mit dem Vater durch das Buschland an Vaal, an Koppjes und Farmen, Viehherden und knarrende Ochsentreks im Burenland. Freilich, etwas anders sieht die Gegend hier aus. So weit das Auge schaut, kein Baum, kein Busch, kein grünes Blatt. Nur Sand, heißer, gelber Wüstensand, bald endlose, glatte Flächen bildend, bald sich wölbend zu Dünenketten und Hügeln. Aber die große Einsamkeit ist dieselbe wie einst dort unten im Süden, der wolkenlose Himmel, die spitzen Sonnenpfeile und die ungeheure stille Weite der Natur, in der die kleinen Menschensorgen rettungslos versinken.

Karl Staupe hat einen Bogen beschrieben und lenkt sein Pferd wieder der Bahnlinie zu, die sich wie ein unsichtbarer Strich durch die Namibwüste zieht. Ein halbes Dutzend schwarzer Ameisen kribbelt dort drüben im Sande umher, schwarze Bahnarbeiter, die hier an der Lenz-Bahn tätig sind. Und da ist auch ein Haus, eine ausgedörrte Bretterbude, die fast erdrückt wird von den gelben Sandbügeln, die sie auf drei Seiten umschließen.

„Colmannskuppe nennt sich das hier", erläutert Karl Staupe und pariert seinen Gaul vor einem Streckenwärter, der beim Anblick der Reiter seine Arbeit eingestellt hat und ergriffen durch den Sand heranwatet. „Tag, Mokat! Bauen Sie man Ihre Kulleraugen ab und machen Sie 'n Windfang zu. Oder halten Sie uns für Wüstengefvenster?"

Der Streckenwärter Franz Mokat grinst verwirrt, aber er findet keine passende Entgegnung. Er steht da und starrt noch immer mit offenem Munde das Wunder an, das vor ihm auf dem Pferderücken sitzt. Ein Mädchen, eine Frau, — so schön, wie Franz Mokat in seinem dürftigen Leben noch keine gesehen hat. Fräulein Hilde Stein, die Tochter des Prokuristen Stein von der Lüderitzbuchtgesellschaft, ist gewiß auch nicht häßlich, aber sie hat etwas Herbes, Hartes in ihrem Gesicht und in ihrem ganzen Wesen, ein Pionierskind, das man ebenso auf für einen Jungen halten könnte, wenn sie zu Pferde sitzt. Die da ist trotz ihres Reitanzuges eine Frau, eine schöne Frau!

„Geistreich sehen Sie nicht aus, Mokat", spottet der Ingenieur Staupe. „Können Sie nicht wenigstens Ihre Gedanken so weit sammeln, daß Sie uns 'nen Kaffee brühen?"

„Bißchen doof, wie wir in der Mark sagen", fährt er, zu Zoe gewandt fort, als Franz Mokat schweigend in seine Hütte schlürft und den Petroleumkocher in Gang bringt. „Sonst aber kolossal fleißiger Kerl. Der hilft und unterstützt die Arbeiter, den wir hier an der Bahn haben."

„Dann sollten Sie ihn nicht verspotten, Herr Staupe", sagte Zoe van Doemen ernst. „Er hat ein ehrliches, treuherziges Gesicht."

„Treu wie Gold", bestätigt Staupe lachend. „Aber deshalb braucht er doch nicht dreinzuschauen wie ein Mondkalb! Haben Sie gesehen, wie er uns eben anglotzte?"

Ja, Zoe van Doemen hat es wohl gesehen. Franz Mokat hat nicht gelernt, sein Gesicht zu verschließen, und man kann wohl sagen, daß die Art, mit der er der fremden jungen Dame ins Gesicht starrte, wenig höflich war. Und dennoch hatte Zoe van Doemen kein Gefühl aufdringlicher Belästigung dabei empfunden. Daß Männer sie anstarren, ist sie längst gewohnt, hat gelernt, all diese aufdringlichen, frechen und begehrlichen Blicke mit einem halb verächtlichen, halb verständnisvollen Lächeln abzuwehren. Aber dieser schwerfällige Arbeitsmann hat sie vorhin ganz anders angeschaut. In seinen Augen war nichts von jener plumpen Schmeichelei, der zu begegnen Zoe van Doemen sonst gewohnt ist. Nur grenzenloses Staunen war darin, ein fast anbetendes, ehrliches und unschuldiges Bekenntnis: wie schön bist du, fremde Frau! Ein wenig, ein ganz klein wenig hat diese unerwartete stumme Huldigung Zoe van Doemen aus dem inneren Gleichgewicht gebracht. Als Franz Mokat wieder aus der Tür tritt und ihr die Kaffeetasse reicht, eine sehr dicke, sehr geschmacklose Tasse reicht, streifen ihre Finger leise seine Hand, und einen Herzschlag lang sieht sie ihm freundlich und tief in die Augen.

„Ich danke Ihnen, Herr Mokat."

Franz Mokats Gesicht wird plötzlich krebsrot. Er gibt den Versuch, ein paar Worte zu stammeln, rasch auf, dreht sich um und verschwindet wieder in der Hütte.

„Manjetot", lacht Ingenieur Staupe. „Den haben Sie mitten ins Herz getroffen, schöne Zoe! Aber um den Erfolg Ihrer Müße ist mir verdammt bange. In dem braven Mokat wird die Bar schwerlich einen Kunden gewinnen. Der Mann ist von einer unheimlichen Solidität. Ich sage Ihnen: der kommt nicht, trotz Ihrer schönen Augen."

Zoe schüttelte unwillig den Kopf. „Muß denn alles Geschäft sein, Herr Staupe?"

„Nicht gerade alles. Aber was anderes kommt hier doch wohl nicht in Betracht. Mokat, der Gute . . ."

„Wir wollen zurückreiten", unterbricht Zoe kurz und wirft, als sie ihr Pferd wendet, noch einmal einen Blick nach der Hütte. Aber Franz Mokat bleibt unsichtbar. Erst als die Reiter bereits hinter aufwirbelnden Staubwolken in der Richtung nach Lüderitzbucht zu verschwunden sind, taucht er wieder auf. Traurig und nachdenklich sieht er vor der Tür seiner armseligen Bude und blinzelt im grellen Sonnenschein den Entschwundenen nach, in den Händen ein wunderbar zartes, glattgegerbtes Antilopenfell. Eigentlich hatte er die Absicht gehabt, die fremde Dame zu bitten, diesen, seinen größten Schatz, zur Erinnerung anzunehmen, aber dann ist ihm dieses Unterfangen wieder gar zu töricht und unbescheiden vorgekommen, und er hat solange gezögert und mit sich selbst gerungen, bis es zu spät war.

Franz Mokat geht still wieder in die Hütte und birgt das Fell in seiner mit einem schweren Hängeschloß versehenen Holzkiste. Fünf Minuten später ist er wieder mitten unter seinen Arbeitern, bedachtsam und ruhig Anordnungen gebend und selber kräftig zupackend. Nichts in seinem Wesen verrät, daß eben zum erstenmal das Hohelied der Schönheit sein armes, kleines Leben gestreift hat.

*

„Hallo, Fräulein van Doemen! Löwen geschossen?"

Hilde Stein kommt aus dem „Kaufhaus", wie die Bewohner von Lüderitzbucht das primitive Warenlager des einstigen Stewards Jan Weber nennen, und winkt den in gemächlichem Schritt Vorbeireitenden zu. Karl Staupe zieht die Zügel an und greift an seinen Hut.

„Fräulein van Doemen braucht nicht auf Safari zu gehen, um Weidmannsheil zu haben, Hildchen. Sie findet sogar auf einem kleinen Spaziertritt bis Colmannskuppe ihre Beute."

„Nanu, Staupe? Wollen Sie behaupten, daß Sie da etwas Jagdbares getroffen haben?"

„Nun zappeln Sie schon nach Ihrer Büchse!" lacht Staupe. „Unnötig, Hilde. Für Sie ist das nichts. Aber Fräulein van Doemen hat wirklich etwas geschossen. Den braven Franz Mokat. Bumms! Mitten ins Zentrum!"

„Lassen Sie doch die dummen Scherze." Zoe macht eine unwillige Handbewegung. „Ich mag das nicht, Herr Staupe."

„Aber es ist doch wahr! Und ein famoser Witz ist es auch." Seine starken, weißen Zähne zeigend, wendet Staupe sich wieder an die ziemlich verständnislos dreinschauende Hilde Stein. „Gottvoll, sage ich Ihnen. Mokat sah kaum unsere schöne, neue Attraktion, da fiel er sozusagen um und war Wenns nicht eben Franz Mokat gewesen wäre, würde ich sagen, Fräulein van Doemen hat von heute an einen neuen, eisernen Stammkunden für Gutkes Bar geworben."

„Ach, so meinen Sie das!" Nun lacht auch Hilde herzlich. „Nee, Franz Mokat ist immun."

Zoe fühlte einen heftigen Unwillen in sich emporsteigen. Etwas hochmütiger als sie wollte, klingen ihre Worte: „Nach allem, was mir Herr Staupe erzählte, muß der Mann allerdings ein Musterbild sämtlicher Tugenden sein, Meinetwegen!"

„Ist er auch", bestätigt Hilde Stein ernsthaft. „Franz Mokat ist der beste Mann, den die Bahn in ihrem Betrieb hat."

„Das hört sie ich nun schon zum zweitenmal", sagte Zoe ehrlich. „Es scheint fast, als ob dieser Herr Mokat das einzige Gesprächsthema hier in Lüderitzbucht ist. Außerdem finde ich es merkwürdig . . ." Sie bricht ihren Satz ab, unwillig auf sich selbst. Es hat doch keinen Zweck, wegen dieses gleichgültigen Bahnarbeiters sich mit den Leuten hier zu verfeinden. Aber Hilde Stein sieht sie mit ihren klaren, hellen Jägeraugen an.

„Was finden Sie merkwürdig, Fräulein von Doemen?"

Da wirft sie ihren Kopf zurück. „Daß sie alle sich über diesen Herrn Mokat lustig machen. Wenn er ein so guter Arbeiter ist . . ."

„Na ja", fällt Hilde Stein gedehnt ein. „Fleißig und tüchtig ist er schon, das erkennt jeder in Lüderitzbucht an. Und daß er sonst ein ehrlicher, solider und ruhiger Mensch ist, das nimmt ihm wohl auch keiner übel. Aber sehen Sie, Mokat ist wirklich ein bißchen zu ehrpfusselig für unsere afrikanischen Begriffe. Er trinkt nicht. Er leistet sich nicht mal 'ne Flasche Bier, obwohl er es ganz gut könnte."

„Ist das denn ein Fehler?"

„Alle trinken hier", sagte Hilde sachlich. „Ohne Alkohol könnten unsere Herren es hier einfach nicht aushalten. Sind darum auch lange keine Trunkenbolde. Aber Franz Mokat hat noch nie jemand ein Gläschen trinken sehen. Nicht mal an Kaisers Geburtstag. Das mag ich nicht. Das ist übertrieben."

„Und manchmal ist er auch wirklich 'ne Nummer zu schwerfällig und naiv", fügt Karl Staupe hinzu. „Wenn Sie ihn näher kennen lernen, Fräulein Zoe . . ."

„Ich habe gar keine Veranlassung dazu . . ." „Ich mag das nicht, Herr Staupe."

„Ich meine ja nur so", beruhigt Staupe. „Hier kennt doch jeder jeden. Passen Sie auf, Fräulein Zoe, Sie werden bald genau so zeigend, wendet Staupe sich wieder an die ziemlich verständnislos dreinschauende Hilde Stein. „Gottvoll, sage ich Ihnen. Mokat sah kaum unsere schöne, neue Attraktion, da fiel er sozusagen um und war Wenns nicht eben Franz Mokat gewesen wäre, würde ich sagen, Fräulein van Doemen hat von heute an einen neuen, eisernen Stammkunden für Gutkes Bar geworben."

Eine leichtsinnige Täuschung (Zeichnung: Ertz)

morgen kriegen wir schon wieder Zuwachs. Die „Boma" ist signalisiert."

„Ein kleiner Küstendampfer", erläutert Staupe zu Zoe gewandt. „Gondelt unregelmäßig zwischen Leonda und Kapstadt umher, führt aber außer einem Dutzend Nigger und Vorzugseiern selten etwas Interessantes an Bord."

„Diesmal doch, Staupe. Freytag kommt mit der „Boma".

„Max Freytag?"

„Derselbe. Großwildjäger, Prospektor, Afrikaforscher . . ."

„Hören Sie auf, Hildchen, sonst glaubt Fräulein Zoe noch, der junge Mann sei eine Berühmtheit mit drei Sternen im Baedeker."

„Ist er auch, lieber Staupe. Ein Mann, der in das Land hier paßt. Umsonst hat ihn Lord Hilgate nicht mitgenommen auf seine Expedition."

Staupe zuckt unmutig die Achseln. „Von der Jagd versteht Freytag was. Das ist aber auch alles. Denn daß er mit einem verrückten Engländer ein Jahr lang erfolglos am Kunene und in Angola nach Gold oder Diamanten gebuddelt hat, kann ich nicht als etwas Hervorragendes betrachten. Aber natürlich — Sie sind ja seit jeher stark für Max Freytag gewesen."

„Bin ich auch! Ich freue mich riesig, daß er zurückkommt."

Karl Staupe blinzelt mit den Augen. „Haben Sie Erbarmen, Hildchen, und sagen Sie mir das nicht so glatt ins Gesicht. Warum nehmen Sie nicht mit mir vorlieb? Löwen und Elefanten schießen kann ich auch, wenn welche vorhanden sind. Ich bin auch sehr viel schöner als Freytag. Dazu: Wohlbestallter Ingenieur, Junggeselle, nicht unvermögend . . ."

„Bemühen Sie sich nicht, Staupe. Max Freytag hat trotzdem etwas, was Sie nicht haben."

„Ich nehm's ihm ab, Hildchen. Für Sie knoble ich mit ihm und gewinn ihm sein Zaubermittel ab!"

„Können Sie nicht, Freytag ist junq."

Hilde Stein sagte es im Scherz, und Karl Staupe lacht dazu. Aber in seinem Lachen ist ein nicht ganz echter Ton. Verdammt auch, daß sie ihm das unter die Nase reiben muß. Zweiundvierzig Jahre, das ist doch kein Alter für einen Mann! Freilich, Hilde Stein zählt erst einundzwanzig und Freytag — wie alt kann der sein? Höchstens sechsundzwanzig. Karl Staupe hat zwar seit einigen Monaten mit dem Gedanken geliebäugelt, Hilde Stein für sich zu gewinnen, aber wenn sie nicht will — so tief sitzt das Gefühl nun auch nicht. Es gibt noch andere Mädchen, die gottlob einen Mann wie Karl Staupe besser zu schätzen wissen, und die dazu noch schöner und begehrenswerter sind wie Hilde Stein. Jawohl, seit acht Tagen gibt es sogar so ein Geschöpf in dem sonst mit Frauen wahrlich nicht sehr gesegneten Lüderitzbucht: Die schöne Zoe von Doemen!

„Also, wissen Sie was die Fahne auf Ihrem seemännischen Palast", mahnte Karl Staupe sarkastisch, dem jungen Mädchen vom Sattel herab die Hand reichend, „damit Master Freytag der gebührende Empfang zuteil wird. Wir wollen uns jetzt lieber mal bei Freund Gutzke vor Anker legen. Was meinen Sie, schöne Zoe, ich habe nach dem Ritt einen ausgewachsenen Durst! Darf ich hoffen, daß Sie mir den Kabeltrank kredenzen?"

„Wenn Sie nicht wieder anfangen von Franz Mokat zu reden."

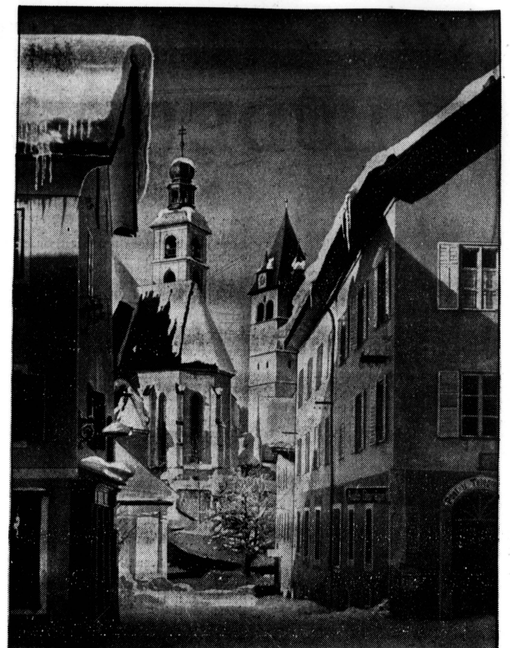
Karl Staupe lacht unbändig. „Jetzt reden Sie ja wieder von Ihrer Jagdbeute. Ich hab' ihn weiß Gott schon vergessen!"

II.

„Da wären wir also wieder mal in Lüderitzbucht!"

Der junge, kräftig gebaute, von der Sonnenglut braungebeizte Mann, den eben das von Negerfäusten geruderte Boot an den flachen, gelben Strand getragen hat, sieht sich gemächlich um und rückt den Tropenhut in den Nacken. „Hat sich nicht verändert im letzten Jahr."

Max Freytag pfeift ein paar der herumlungernden Negerjungen heran und beaufsichtigt die Burschen, während sie sein Gepäck aufladen. Dann stapft er gerufsam hinter ihnen her auf die „Stadt" zu. Natürlich muß er ein halbes Dutzend Leute unterwegs begrüßen, die durch die Ankunft der „Boma" trotz der Mittagsglut aus ihren Häusern gelockt sind. Der Kollinipektor verzichtet darauf, von dem Ankömmling Ausweise über seine Person zu verlangen. Max Freytag kennt zwischen Lüderitzbucht und Windhuk jeder Ringer. Als achtbeamtshöhriger, von daheim durchgebrannter Lümmel ist er hierhergekommen, hat seine zwei Jahre in der Schutztruppe gedient, dann das Land durchstöbert. Nur, daß Max Freytag nicht, wie die meisten hier, sich irgendeinen Platz gesucht und sich seßhaft gemacht hat. Sein unruhiges Abenteurerblut hat ihn Jäger werden lassen. Er hat im Laufe der Jahre sogar ein gewisses Ansehen als Großwildjäger bekommen. Allerdings seit anderthalb Jahren hat dieses Ansehen erheblich gelitten. Denn daß Max Freytag sich von Lord Hilgate, dem verrückten Engländer, nach dem Norden verschleppen ließ und statt zu jagen, Handlangerdienste bei dem edlen Lord tat, der die fixe Idee hatte, oben am Kunene Gold oder Diamanten suchen zu wollen, das hat niemand hier recht verstehen können. Gold? Diamanten? Du lieber Gott, die gabs unten im Kapland und in Transvaal, aber doch nicht hier oben!



Die Gassen tief verschneit, die Dächer fest vereist, das ist der Winter in der deutschen Stadt

(Weltbild, Zander-K.)

Wenns wirklich welche gäbe — das Land hier ist beim Bau der Bahn tüchtig durchgebuddelt worden. Man hätte sie längst gefunden. Es hat nicht an Spott und Hohn gefehlt, als Max Freytag damals mit seinem Engländer — ich gehe jetzt lieber in meine Küche. Aber nachher . . ."

„Nachher komm' ich natürlich rüber, und wir palavern ein bißchen."

„Einverstanden!"

Der Angekommene bleibt stehen und sieht wohlgefällig dem Mädchen nach, das mit festen und doch anmutigen Schritten durch den Sand davoneilt. Schließlich wendet er sich aber doch um, aufhorchend und etwas verwundert — denn aus den Fenstern des Kontors dröhnt ihm eine knallende Lachsalve in die Ohren.

*

„Freytag! Mensch, Sie haben uns gefehlt!" Die lange, hagere Gestalt des Prokuristen Stein winkt dem in der Tür Stehenden mit beiden Armen entgegen. „Der Diamantenkönig! Rockefeller in der Westentasche!"

Max Freytag wappnet sich mit Geduld und Nachsicht. „Wenn Sie damit mich meinen, Herr Stein, muß ich leider bedauern. Wüßte nicht, wie ich zu diesen schmeichelhaften Titeln käme. Oben am Kunene . . ."

„Ach, Sie meine ich doch nicht damit!" Herr Stein krümmt sich vor Lachen und weist auf einen Mann, der verlegen und ganz vertattert in einer Ecke des Kontors steht und seinen Tropenhut in den Händen dreht. „Das hier ist der Diamantenkönig! Franz Mokat! Kennt ein biederlicher, braver Arbeiter, aber gestern scheint ihn die Sonne gebissen zu haben! Diamanten will der Gute gefunden haben! Ausgerechnet hier bei uns in Lüderitzbucht! Was sagen Sie dazu, Freytag?"

„Schwer zu glauben." Freytag wirft einen fragenden Blick auf den Mann, der augenscheinlich schon seit einer ganzen Weile die Zielscheibe des Spottes hier im Kontor ist. Herr Stein bekommt einen neuen Lachanfall und tanzt förmlich im Kontor herum.

„Der beste Witz, der hier geboren ist! Und dabei macht der gute Mokat ein toternstes Gesicht."

„Ich hab gedacht, Herr Stein . . ."

„Nicht denken, lieber Mokat! Dazu langt's nicht! Halten Sie sich an Ihre Arbeit bei der Bahn!"

Auch Freytag hat ein ungläubiges Lächeln auf den Lippen. „Wo wollen Sie denn Diamanten gefunden haben?"

„Bei Colmannskuppe", sagt Franz Mokat rich. sich, schmunzelt Freytag. „Kommen Sie mit hinein, Hilde?"

„Um mich von meinem Herrn Papa verulken zu lassen, wie? Daß er mich am Ende noch vor dem ganzen Kontor mit seiner hintergältigen Freundlichkeit fragt, ob ich ihm den Schwiegersohn bringe!" Hilde will sich plötzlich ausschütten vor Lachen. „Ihr Gesicht ist köstlich, Freytag! Schade, daß ich keinen Spiegel hab'!"

„Na, wenn Sie derartig mit dem Baumpfahl winken, Hilde!"

„Unsinn! Aber Sie kennen doch meinen Vater! Der läßt keine Gelegenheit vorübergehen, wo er einen Witz machen kann. Also glaubt, die Kiesel, die Sie gefunden haben, könnten Diamanten sein? Hier, Freytag!" Herr Stein hält dem jungen Mann in der flachen Hand ein Dutzend Steinchen hin. „Sie sind ja die rechte Instanz. Haben ja mit seiner Lordschaft ein ganzes Jahr lang nach Schätzen gebuddelt. Sagen Sie diesem armen Irren da mal, was das für Steine sind!"

Max Freytag nimmt die Steine und dreht sie bedächtig hin und her. Zuerst gleichgültig, unsläubig, dann aufmerksamer.

„Diamanten an der Lenz-Bahn!" heult Herr Stein inzwischen vergnügt. „Mokat, wie konnten Sie Ihrem Nigger bloß so auf den Leim gehen! Ausgerechnet hier, wo seit vier Jahren an der Bahn gebaut und gebuddelt wird, wollen Sie auf einmal Diamanten entdeckt haben! Sogar direkt zwischen den Schienen liegen die Dinger! Nur so zum Aufheben! Mein lieber Mokat, ich habe nie viel Intelligenz bei Ihnen vorausgesetzt. Verlangt auch kein Mensch von Ihnen. Aber für ein bißchen schlauer hätte ich Sie doch gehalten!"

Franz Mokat läßt den Kopf hängen und sieht ganz unglücklich drein. Wirklich geglaubt hat er ja selber nicht daran, daß die glitzernden Steinchen echte Diamanten sein sollten. Aber gewissenhaft, wie er nun mal ist, hat er es doch nicht unterlassen wollen, den Fund nach Lüderitzbucht zu bringen und vorzulegen. Und nun ists eben wieder verkehrt. Nun erntet er wieder nichts als Spott und Neckerei.

Max Freytag hat unterdessen die Steine prüfend gedreht und gewendet. Scharfe Kanten, scharfe Flächen. In seiner Brust zuckert und rumort es plötzlich so heftig, daß er Mühe hat, ein gleichgültiges Gesicht zu bewahren. Lord Hilgate mag ein Narr gewesen sein, aber auf die Prospektorarbeit verstand er sich. Und Max Freytag hat tüchtig bei ihm gelernt. Kiesel? Nein, Kiesel sind das keinesfalls. Alle Kennzeichen sind vorhanden.

Max Freytag spürt plötzlich in sich dasselbe Beben und Zittern, das er so oft an seinem Lehrmeister wahrgenommen hat, wenn der eine Spur gefunden zu haben glaubte. Sollte es wirklich möglich sein? Diamanten in Lüderitzbucht? Es ist kaum zu glauben! Und an der Bahnlinie noch dazu? Nein, Herr Stein hat schon recht. Das klingt wirklich zu phantastisch! Aber die Steine da sind Diamanten!

Freytag wendet sich etwas ab, als wolle er am Fenster die Steine näher unterlichten, löst das Glas von seiner Uhr und tipt mit einem der Steine das Wort „Diamant" hinein. Seine Aufregung wächst. Jawohl, es sind Diamanten. Daran ist kein Zweifel. Fragt sich nur, wie sie dahin gekommen sind, wo der Mann diese Steine gefunden haben will. Aber nur Ruhe! Nichts merken lassen! Erst muß man wissen, was hinter dieser Geschichte steckt, sonst macht man sich nachher selber lächerlich.

„Tut mir leid, es sind wirklich nur Kiesel", sagt er achselzuckend, Franz Mokat die Steine zurückgebend. Er läßt damit unauffällig sein Ubrglas mit in die Hand des Mannes gleiten und atmet im nächsten Moment auf. Dieser Franz Mokat ist gar nicht so dumm, wie Herr Stein dauernd verkündet. Er hat sofort die Faust um das Uhrglas geballt und steckt es mit den Steinen in seine Tasche, ohne eine Frage zu tun.

„Natürlich sind es Kiesel!" frohlockt Herr Stein. „Möchte wissen, was es sonst sein sollte! Also, mein lieber Kieselkönig von Colmannskuppe, reiten Sie beruhigt wieder heim an Ihre Arbeit und verdreschen Sie Ihren schwarzen Samuel, der Ihnen den Witz aufgebunden hat."

„Jawohl, Herr Stein", sagt Franz Mokat demütig und schiebt sich zur Tür hinaus.

***

„So. Und nun endlich zu Ihnen, Freytag", sagt Herr Stein, immer noch lachend. „Was treibt Sie denn in unsere Haupt- und Residenzstadt zurück? Wollen Sie etwa auch hier nach Diamanten buddeln?"

„Dieses nun weniger, Herr Stein. Vorläufig wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir einen Whisky verpassen könnten."

„Sollen Sie haben!" Herr Stein holt bereitwillig Flaschen und Gläser herbei. „Unter der Bedingung, daß Sie mir einen guten neuen Witz erzählen."

„Wozu? Sie machen ja selber dauernd die famosen Witze, Herr Stein."

„Mit dem Kieselkönig, meinen Sie?" Herr Stein pustet noch einmal los. „Na, sagen Sie mal, war das nicht zum Schreien! Kommt der Mann von der Colmannskuppe bis hierher, um uns Kiesel zu zeigen!"

Max Freytag bereit sich, von dem Thema fortzukommen. Er nimmt einen gehörigen Schluck und sieht sich im Kontor um. „Alles noch beim Alten. Scheint sich ja überhaupt nichts verändert zu haben hier in Lüderitzbucht."

„Oho!" Herr Stein zwinkert mit den Augen. „Sagen Sie das nicht. Wir haben eine Attraktion bekommen! Drüben in Gutzkes Bar. Ein Mädel, sag ich Ihnen, ein herzallerliebstes Freundlichkeit frant, ob ich ihm den Schwiegersohn bringe!" Hilde will sich plötzlich ausschütten vor Lachen. „Ihr Gesicht ist köstlich, Freytag! Schade, daß ich keinen Spiegel hab'!"

„Na, wenn Sie derartig mit dem Baumpfahl winken, Hilde!"

„Unsinn! Aber Sie kennen doch meinen Vater! Der läßt keine Gelegenheit vorübergehen, wo er einen Witz machen kann. Also

Welt der Frau

„Mein Einziges"

Ein kleiner Kerl steht im Schulhof ganz allein. Auf seinem Gesicht malen sich Trotz und Trauer. Die andern tollen um ihn herum, spielen, fangen sich, stoßen sich wohl auch und geraten sogar einmal in eine kleine freundschaftliche Prügelei, wie sie ein richtiges Junggenspiel zu krönen pflegt. Bloß der eine steht abseits. Lassen sie ihn nicht mitspielen, oder will er es selbst nicht? Wohl beides! Er stützt sich nicht wohl mit den andern, und die andern sind von ihm auch nicht eingenommen. Er ist „übelnehmisch", muß der tragende Lehrer hören, „er will immer bloß machen, wie's ihm paßt". Das sind die Anklagen gegen ihn. Und zum Schluß kommt gar noch der schlimmste Vorwurf, der einen Jungen aufs Nachhaltigste von der Gemeinschaft mit den andern ausschließt: „Er klatscht".

Das ist in kurzen Umrissen eine kleine Tragödie, die Tragödie des „Einzigen". Des einzigen Kindes, das, und zwar in allen Schichten der Volksgemeinschaft, gewöhnt ist, das große Wort zu führen, und das es als selbstverständlich voraussetzt, daß sein Wort auch gilt vor dem Vater und vor der Mutter. Nichts ist unbeugsamer als die durch allzugroße Nachgiebigkeit anerzogene Thrannei eines Kindes in der Anlage verbogenen jungen Geschöpfes.

Aber wer ist hier verantwortlich? Mütterliche „Affenliebe" jene von der gefälligsten Sorte, die sich nicht einmal mit dem Augenblick genügen läßt, sondern die gleich des Kindes ganze Zukunft umfaßt! „Mein Kind soll es einmal gut haben", und gut haben wird gleichgesetzt mit „sich etwas leisten können". Darum soll unser Kind keine Geschwister haben, denn wo „viele Geschwister sind, da ist der Taler nur einen Groschen wert". Daß dies Rechenexempel trügerisch ist, lehrt oft genug die bittere Erfahrung. Die „Einzigen" verstehen es oft besser, einen Taler zu Groschen zu zerkleinern, als zehn Kinder zusammen es tun könnten. Denn der Einzige ist sich auch selbst „der Einzige" und schreibt das Ich mit sehr großen Buchstaben. Und falsch ist die Rechnung auch mit Hinblick auf die angeblich so gute Zukunft. Wie viele Weltstars erweisen es, daß gerade Jungens und Mädels aus großen Kinderstuben etwas Rechtes geworden sind, obwohl, vielleicht gerade weil bei ihnen der Taler nur einen Groschen wert war. Dieser Groschen aber hatte mehr werbende, fördernde, persönlichkeitsbildende Kraft, als der Taler des „Einzigen".

Die Eltern sind es dann selbst, die in irregehender Liebe es nicht wollen, daß ihr Kind mit anderen Kindern teilen soll. Höchstens noch mit einem. Auch das so ersehnte „Pärchen" nach Möglichkeit verschiedenen Geschlechtes ist jedoch ein ebenso beschränktes und egoistisches Ideal und weit entfernt von allen großen sittlichen Begriffen. Was nach dem „Pärchen" kam, war oft schon unerwünscht. Und es mochte bisweilen schwer halten, den „Betroffenen" klar zu machen, daß gerade das unerwünschte, das späte, kurz das mit einem lachenden und einem weinenden Auge begrüßte Kind, späterhin oft den Eltern das liebste und in der Gemeinschaft das wertvollste geworden ist.

Früher schon hat die Kirche an die Segnungen der großen Kinderstube gemahnt. Jetzt spricht der Staat kein mächtiges und gewichtiges Wort, allmählich setzt Wandlung ein. Aber noch ist eine große Kinderstube eine Seltenheit. Und unter einigen Kindern gibt es oft noch das, vielleicht halt gekommene „Jüngste" oder den „Liebling". Nur den Glücklichen ist der Liebling oder das Kleinste durchaus nicht „süß" oder „goldig" oder „geliebt". Die jungen Kritiker sehen mit unbeirrbaren Blicken, wie solchen „Bevorzugten" des Lebens nichts weiter wäre als die härteste Schule einer Gemeinschaft. Diese muß aber sein, auch in der Kinderstube. In einer großen Kinderstube gibt es, schon weil keine Zeit dazu wäre, keine Uebelnehmerei, die würde mit Spott oder handgreiflichen Gegenmaßnahmen sehr schnell wegerzogen. Es gibt keinen Eigensinn, keinen sinnlosen Widerspruch, wie er so oft schon aus den winzigen Ausmaßen des kaum zehnjährigen Einzelkindes den Tag der „Großen" beherrscht und verdüstert. Und es gibt schon gar kein Mäckchen, denn wie Wilhelm Busch's Max und Moritz „niederträchtig aber einig" würden die anderen wie ein Mann gegen den Angeber aufstehen, so tief wurzelt der Gemeinschaftssinn im Kinde. So sehr erkennt das Kind schon unbewußt die Notwendigkeit der großen persönlichkeitsbildenden Faktoren: Unterordnung, Selbstzucht und Selbsteinsatz.

Und wenn es nun einmal hart hergeht, und das Einzige, der Liebling, jeden Nimbus entkleidet, als eine glatte Null dasteht? Kinder sind hart. Aber das Leben ist auch hart. Und Härte ist immer ein unbeliebter, aber ein guter Lehrmeister gewesen. Härte ist das Fundament jeden Baues, der nicht zusammenstürzen soll. Härte ist aber längst nicht Schikane oder Ungerechtigkeit oder gar Lieblosigkeit. Ein gutes Unterscheidungsvermögen wird das bald erkennen, wo und wie die Grenzen verlaufen. Wie werden gerade klare, junge Augen diese Grenzen hüten, und wie wird sich klarer, junger Wille gegen ihre Ueberschreitung zur Wehr setzen!

Also unbesorgt, der Einzige, der Liebling, wird sich wehren lernen, sich behaupten und auftreten gegen das als Unrecht Erkannte. Er wird ein ganzer Mann werden und eine ganze Persönlichkeit, wenn er nur früh genug in die Verzahnt erziehende Gemeinschaft findet, auch dann, wenn ein ungewolltes Schicksal ihn zum „Einzigen" bestimmt hat.

Christa Niesel-Lesseuthin.

Kleine Fischgerichte / Ratschläge für die Hausfrau

Fisch gehört unbedingt zu unseren billigsten und doch bekömmlichsten und wertvollsten Nahrungsmitteln. Wenn wir abends Besuch haben, ist ein Fischgericht leicht zubereitet und wird sicher Beifall finden; auch sonst sind die kleinen Fischgerichte zum Abendbrot vortrefflich.

Fischsalat. Man kann dazu gut die Reste von gekochtem, festem Fisch jeder Art verwenden. Man braucht etwa 4 Tassen voll gekochtes Fisch und eine Dose Sellerieknolle in ¼ Eßlöffel seines Speisesalz wird mit dem Oel von den Sardinen gemischt. Dann setzt man ¼ Eßlöffel Kapern zu, sowie ¾ Eßlöffel feingewiegten Dill. Man übergießt drei feine Tassen mit kochendem Wasser, läßt sie 5 Minuten darin liegen und zieht dann die Haut ab. Dann schneidet man sie in Scheiben und mischt sie mit dem gut entgrätteten und in kleine Stücke zerteilten Fisch, sowie mit dem bereitgestellten Oel. Diesen Salat tut man in eine Glasschale und garniert ihn nun mit den in Hälften geteilten Sardinen, sowie ein paar gut entgrätteten und abgepuhten Sardellen. Man umlegt den Salat unmittelbar vor dem Anrichten mit zarten Salatblättern und einigen Büschelchen Dill.

Fischmayonnaise. Man schneidet zwei Möhrrüben in Würfel, ebenso eine halbe Selleriekuolle und eine geschälte Rote Rübe und dünstet alles zusammen in etwas Oel in geschlossenem Topf weich. Sobald dies Gemüse erkaltet ist, mischt man es vorsichtig mit vier Tassen gut entgrätetem, in Stücke zerlegtem, gekochtem Fisch, gibt noch ¾ Tasse in Würfel geschnittene gekochte Kartoffeln hinzu, sowie eine Dose Konservenerbsen, 1 Teelöffel feingewiegte Zwiebeln, 1 Teelöffel feingewiegten Dill, und schließlich 250 Gramm Mayonnaise, die man mit Büchsenmilch verdünnt und eventuell mit etwas Essig abgeschmeckt hat. Anstatt ist es, schon weil keine Zeit dazu wäre, keine Uebelnehmerei, die würde mit Spott oder handgreiflichen Gegenmaßnahmen sehr schnell wegerzogen. Es gibt keinen Eigensinn, keinen sinnlosen Widerspruch, wie er so oft schon aus den winzigen Ausmaßen des kaum zehnjährigen Einzelkindes den Tag der „Großen" beherrscht und verdüstert. Und es gibt schon gar kein Mäckchen, denn wie Wilhelm Busch's Max und Moritz „niederträchtig aber einig" würden die anderen wie ein Mann gegen den Angeber aufstehen, so tief wurzelt der Gemeinschaftssinn im Kinde. So sehr erkennt das Kind schon unbewußt die Notwendigkeit der großen persönlichkeitsbildenden Faktoren: Unterordnung, Selbstzucht und Selbsteinsatz.

Und wenn es nun einmal hart hergeht, und das Einzige, der Liebling, jeden Nimbus entkleidet, als eine glatte Null dasteht? Kinder sind hart. Aber das Leben ist auch hart. Und Härte ist immer ein unbeliebter, aber ein guter Lehrmeister gewesen. Härte ist das Fundament jeden Baues, der nicht zusammenstürzen soll. Härte ist aber längst nicht Schikane oder Ungerechtigkeit oder gar Lieblosigkeit. Ein gutes Unterscheidungsvermögen wird das bald erkennen, wo und wie die Grenzen verlaufen. Wie werden gerade klare, junge Augen diese Grenzen hüten, und wie wird sich klarer, junger Wille gegen ihre Ueberschreitung zur Wehr setzen!

Also unbesorgt, der Einzige, der Liebling, wird sich wehren lernen, sich behaupten und auftreten gegen das als Unrecht Erkannte. Er wird ein ganzer Mann werden und eine ganze Persönlichkeit, wenn er nur früh genug in die Verzahnt erziehende Gemeinschaft findet, auch dann, wenn ein ungewolltes Schicksal ihn zum „Einzigen" bestimmt hat.

Christa Niesel-Lesseuthin.

Fischfrikadellen. In 2 Eßlöffeln Margarine schwitzt man 3 Eßlöffel Mehl, fällt diese Mehlschwitze mit ¼ Liter Fischkochwasser und ein klein wenig Büchsenmilch auf und läßt sie einige Minuten kochen. Nun gibt man in diese Soße 3 Tassen gekochten, entgräteten, in Stücke zerlegten Fisch, nimmt das Gericht vom Feuer, rührt dann 2 Eigelb hinein, schmeckt mit Salz und Pfeffer ab und tut 2 Blatt in ganz wenig Wasser aufgelöste Gelatine hinzu. Man tut die Masse auf eine flache Schüssel und läßt sie erkalten. Nun streut man etwas Mehl auf ein Brett und formt aus der Masse längliche Röllchen, die man eine Weile liegen läßt, worauf man sie in gequirltem Ei und Semmelmehl wälzt. Auch jetzt läßt man sie wieder eine Weile liegen und backt sie dann in Fett goldbraun. Sie werden recht heiß zu Tisch gegeben und schmecken besonders zu Kartoffelsalat ausgezeichnet.

Fischragout in Muscheln. 3 Eßlöffel in Scheiben geschnittene Champignons werden in 2 Eßlöffeln Butter geschmort. Dann gibt man 3 Eßlöffel Mehl hinein und mischt alles gut. Man gibt nun ein wenig Fischkochwasser und Büchsenmilch hinzu, so daß man eine ganz dicke Soße hat, die man einige Minuten kochen läßt. Man gibt drei Tassen gut entgrätteten, festen, in Stücke zerlegten Fisch in die Soße, schmeckt mit Salz und Pfeffer ab, tut 1 Eßlöffel Apfel- oder Weißwein hinzu und gibt schließlich ein Eigelb hinein. Man streicht die Muscheln mit Fett aus, füllt sie mit dem Fischragout, bestreut sie mit Semmelmehl und belegt sie mit Butterflöckchen. Nun werden die Muscheln in heißem Ofen überbacken, bis sie eine gute Farbe angenommen haben. Auf jede Muschel wird dann ein Zitronenachtel und ein Büschelchen Petersilie gelegt.

Das Januar-Heft der Zeitschrift „Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk" grüßt Cosima Wagner, deren 100. Geburtstag wir begehen. Ein anderer schön betitelter Beitrag „Sinn und Ziel der musikalischen Arbeit im Arbeitsdienst für die weibliche Jugend" zeigt uns, wie ernsthaft heute die jungen Arbeitsmaiden zum Hausmusik treiben und wie sie dadurch den Weg zur großen Kunst finden. Lebhaftes Interesse wird überall der Aufsatz „Deutscher Tanz" von Alfred Müller-Hennig finden, der viele Fragen, die uns bewegen, klar zu stellen sich bemüht. — So wird das reichhaltige Heft, das auch viele schöne Kleider für Fest und Feier bringt, viele Freunde für den neuen Jahrgang werben. Die Zeitschrift „Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk" ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Heft 80 Pfg.

Neue Moden im neuen Jahr!

Mantel m. Bindeverschluß u. wolligen Aufschlägen. Ultra-Schnitt M 2668

Kleid mit Samtobertell und langer Gürteljacke. Ultra-Schnitt B 1490

Das Bildchen in der Mitte ist Mutter und Tochter gewidmet. Für die Mutter ein Kleid aus rippiger Ottomanseide, weich und fraulich, oben brusttuchartig drapiert. Die schräge Vorderbahn hängt lose über dem Kleid. Sportlich dagegen die Tochter in Noppenwolle mit Samtschal und Samtknöpfen an dem durchsteppten Latzteil. So ein doppelseitig aufgeknöpfter Latzteil, das weiß das junge Fräulein, ist sehr neu.

Und nun kommt etwas ganz Großes in der Mode: Goldstickerei auf einem bodenlangen schwarzen Tagesendkleid! Jawohl, darin kann man Aufsehen erregen! Schon die lange schmale Linie, die sogenannte Tuben-Silhouette, mit den langen geraden Aermeln fällt auf. Nun stellen Sie sich noch Goldstickerei darauf vor. In breiter Bordüre umsieht sie den Rockfaum und wiederholt sich als Passe sowie am Aermel.

Mehr im Rahmen des Unauffälligen hält sich das blaue Spitzenkleid. Spitze zählt zu den charakteristischen Stoffneuheiten. Das werden Sie im Laufe der nächsten Monate noch oft feststellen. Hier ist in reizender Art der Spitzenstoff faltig

Die „Sprechenden Ulstein-Schnitte" heißen jetzt: „Sprechende Ultra-Schnitte"

Frauliches Ottomantkleid, oben brusttuchig gerafft. Ultra-Schnitt K 7776

Jugendliches Sportkleid aus noppigem Wollstoff. Ultra-Schnitt K 7765

Bodenlanges Tageskleid, reich mit Gold gestickt. Ultra-Schnitt K 7795

Nachmittagskleid aus marinebtauer Baumwollspitze. Ultra-Schnitt K 7811

Seidene Bluse in neuer, reich gezogener Machart. Ultra-Schnitt B 2307

Weichgezogene Bluse mit weiten, langen Aermeln. Ultra-Schnitt B 2319

über die Brust gelegt und am Hals zu einem großmütterlich hochstehenden Rüschchen abgebunden. Im Gegensatz dazu steht die knapp anliegende Hüftpartie mit der dichten Knöpfchenreihe vorn herunter.

Auch bei den Blusen finden Sie Neuheiten. Oder ist die Idee, eine Seidenbluse schräg herüber zu zerschneiden und sie an mehreren Stellen, auf der Brust, am Hals, in der Taille und an den Aermeln, faltig zu drapieren, etwa nicht neu? Sie müssen es zugestehen, und dabei können Sie die schöne Seide der Bluse in dem neuen Wattmagrin noch nicht einmal sehen. Das neue Jahr bringt außerdem einen alten Bekannten der Blusenmode wieder zu Ehren. Es ist die von der Volkskunst her beliebte sehr weite, fülltige Bluse mit den langen Bauschärmeln und der passenartigen Einziehung oben herum.

Nein, es geht wirklich nicht an Neuheiten. Das Jahr 1938 läßt sich in der Mode gut an.

M. Cl.

Abenteuer unter Wolkenkratzern

Eine Entdeckungsreise nach USA von einem, der Millionär werden wollte

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst

Von Peter Marius Zell

1. Fortsetzung

„Alright", meine Wirtin hatte vorher eine geheime Aussprache mit ihm gehabt. Der Exsola war der, daß er mir einen Gurt mit Patronen und eine mächtige Pistole reichte. Meine Wirtin sagte erklärend:

„Sie haben von neun Uhr abends bis sechs Uhr morgens Dienst und bekommen gutes Gehalt jede Woche."

Mir ging ein Licht auf. Sie hatte mich als Nachtwächter verkartert.

D'r Polizei stellt Fallen

Wenn ich nicht Nachtwächter wurde, so hatte das seine Gründe. Meine Wirtin, die mir den Posten vermittelt hatte, schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Sie sind ein richtiges Greenhorn. Sie wissen das Glück nicht zu schätzen. Andere würden den dem Himmel danken, wenn sie einen Tag in Newyork sind und schon Geld verdienen könnten."

Ich zuckte die Achseln. Ich hatte andere Absichten. Immerhin — meine Wirtin hatte recht. Es ist keine Kleinigkeit, selbst für geborene Amerikaner, so ohne weiteres auch nur einen Cent zu verdienen. Meine Ueberlegungen gingen von einem anderen Standpunkt aus. Ich wollte etwas erleben. Ich suchte Abenteuer. Daß ich als Nachtwächter das Glück gehabt hätte, einige Gangster zu erledigen, darauf konnte ich letzten Endes nicht warten. Außerdem traute ich ausnahmsweise den Gangstern eine gewisse Ueberlegenheit zu. Dennoch fehlte es nicht an Angeboten, die damit zu tun hatten.

In einer Kneipe der Downtown machte ich an der Theke, als ich meinen Whisky schlürfte, Bekanntschaft mit einem durchaus solventen dreinblickenden Manne. Er meinte nach einigen Drinks, ich sei ein junger Mann, der sicher Zutritt zu Gesellschaften habe, auf denen es lustig zuginge. Er hatte eine Schwarzbrennerei, d. h. er stellte alkoholische Getränke ohne staatliche Konzession und entsprechende Abgaben her. Um so größer war sein Gewinn. Ich sollte hohe Provision bekommen, wenn ich dort, wo ich eingeladen war, diesen Alkohol verkaufte.

Weit war auch die Falle, die man mir dort stellte. Ein großer irischer Policemen saß an einem Tisch und lud mich gleichfalls zu einem Drink ein.

„Was machst du hier?" fragte er mich gutmütig.

„Ich will mich nur im Lande umsehen."

Er musterte mich mit schiefen Blicken und meinte dann:

„Hm. Ich kenne dich. Ich sah dich in deinem Wagen."

„So, so", sagte ich. Ich hatte keinen.

Dadurch ermutigt, fuhr er fort:

„Nachher kommt meine Frau in die City. Sie will Einkäufe machen. Ich bin gerade schlecht bei Kasse. Du könntest mir ein paar Dollar aushelfen. Wir bleiben dann gute Freunde."

Er zwinkerte mit den Augen. Ich zwinkerte wieder. Darauf bestellte er, eine „große Sache" witternd, den zweiten Drink. Er schmeckte nicht nur gut, sondern auch billig, und das erhöhte den Durst.

„Arbeitest du?" fragte er leutselig.

„Ich denke nicht daran", sagte ich grinsend, „die Arbeit ist für die Dummen da."

„Cheriol!" protestierte er mich an. „Du bist ein Kanonensohn. Knapp in Newyork und schon so gerissen. Ist dieser Stoff von dir?" Er zeigte auf das Glas.

„Das möchte ich nicht behaupten", sagte ich. Jetzt schien er sich seiner Sache sicher. Er bestellte eine ganze Pulle, die der Wirt auf Standlos auf den Tisch setzte, und in der Folge aß er fast bei jedem Wort ein, und da ich kein Whisky-Verächter bin, hielt ich mich dran.

Als er meinte, mein Gehirn sei unter alkoholischen Einflüssen soweit durcheinandergekommen, daß sich die Zunge löste, fragte er direkt:

„Hör' zu. Wir machen halbe-halbe. Ich nenne dir noch eine Reihe von Buddiken, die sich freuen, mit dir Geschäfte zu machen."

Ich grinste. Ich wußte genau Bescheid. Der Policeman bekommt nämlich viel mehr Dollars von seiner Behörde für die Aufdeckung eines solchen Falles (vorbedacht hat er eine Belohnung mit Gehaltsanlage zu erwarten), als ich ihm jemals hätte bieten können, wenn ich jemals Alkoholschmuggler gewesen wäre. Die Kriminalpolizei arbeitet auf der ganzen Welt mit Fallen. Das ist ihr gutes Recht. Er hätte die Belohnungsgelder abzuliefern und als Schuldbeweis den ordentlichen Gerichten zuzuführen.

„Mensch!", sagte ich, „ich habe gerade mein Geld im Hause verasselt. Ich wollte den einlebenden Nachmittag nicht so kurz abbrechen. Aber schließlich steate die Wahrheit. Er musterte mich wieder. Das, was mich verdächtigt hatte, war mein Herumsitzen in der Kneipe, und mein ausländisch anmutender Anzug. Jedes Land hat seinen Zuschnitt. Wer nicht auffallen will, wer im Strom schwimmen will, der muß sich Schuhe, Anzug, Hut und Krawatte an Ort und Stelle kaufen. Das gilt für das gesamte Ausland. Andernfalls kennzeichnet man sich als Zugereister, und das Mißtrauen in der Welt ist groß.

Ich ging, an den Rand meines Hutes tippend, mit einem „Hallob" hinaus. Dank ist überflüssig. Danken ist europäisch. Nur für Geschenke bedankt man sich. Wenn man bei uns Zigaretten kauft, das Geld auf den Tisch legt und die Schachtel erhält, sagt man mechanisch „danke schön". Tut man dies drüben, wird man für irrsinnig gehalten.

Du beaahlst doch. Er verkauft. Weder du, noch der andere sagt danke schön. Wore gegen Geld. Wozu da danken? Das ist die Auffassung. Als ich den Ausschank verließ, setzte ich mich in den etwas kühlen Stadtpark von Newyork und ließ mich von der Sonne wärmen scheinen. Dann ging ich quer durch einige Straßen. Ich wollte etwas erleben. Wenn man das will, passiert ausgerechnet gar nichts.

Aber das war mein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Ich sah auf der Straße ein Auto. Daran hing ein Plakat „Zu verkaufen, nur 50 Dollar". Ich setzte mich in den Wagen. Ich dachte mir, meinen ich surre, wird der Besitzer schon kommen. Kaum schnurrte der Anlasser, wurde das Geld kassiert, und ich fuhr mit meinem Wagen los.

„Interview" über Deutschland

Trotz einer gewissen globetrotterischen Frechheit fehlte mir, wie jedem, der zum erstenmal in einem fremden Land ist, ziemlich viel. Alles gipfelte in dem, wenn man sagt: Man hat den Riecher noch nicht. Man kann viel falsch machen. Sitten, Gesetze, Gebräuche umgeben das Leben und Wirken des Menschen überall wie ein starrer Panzer.

Und so passierte endlich etwas. Als ich mit meinem Wagen am Straßenrand hielt, kam ein Policeman und notierte mich. Ich hatte geparkt, wo man nicht parken durfte. Auch andere Wagen standen dort. Ich stand auch nicht vor einer Haltestelle, aber vor einem Wasserfeuerschlußrohr, das aus dem Pflaster herausschaute. Wegen der Feuerwehr, die im Notfall sofort anschließen muß, darf man dort nicht halten. Der Policeman staunte in meinen Paß. Einen Tag in Newyork? Sie fahren schon einen eigenen Wagen? Hobo, das ist allerlei. Ein Reporter kam des Weges. Er knipste mich. Drüben wird auch Frau Smith geknipst, wenn sie von einem Lastwagen angefahren ist und im Krankenhaus liegt. Man schreibt darüber sogar eine rührselige Geschichte. Mein, ich war ein Freffen für den Mann. Das Interview mit ihm war mindestens für amerikanische Begriffe ergiebig.

Es lautete:

„Wo kommen Sie her?" — „Aus Deutschland."

„Kenne ich sehr gut. Aber hättest fast den Krieg gewonnen." — „Stimmt."

„Aber ihr habt Fehler gemacht." — „Doch, gewiß. Ihr hättet euch gleich von der richtigen Seite zeigen sollen, dann hätten wir nicht auf eure Neutralität gebaut."

„Ja, weiß besser Bescheid. Wenn ihr den General Rennenkampf nicht zu früh entlassen hättet, dann hätte Bismarck gewonnen."

Rennenkampf war bekanntlich russischer General. Ueber Bismarcks Tätigkeit im Weltkriege brauche ich nichts zu erwähnen. Aber d.s:

Eben so wie ich bei einer Festlichkeit im Hotel Astor Herren traf, die es für richtig und korrekt hielten, bei ihrem Smoking graue wildlederne Handschuhe zu tragen und dann noch mit schwarzen Roupen dazu, ebenso bestimmt man maßgeblicherweise den wohlinformiertes Vorstellungen, wenn es sich um europäische Angelegenheiten handelt. Und doch! Auch hitte hier: Gerechtigkeit für USA. Wer weiß, wann Lincoln lebte? Welche Rolle spielte Stenben? Wer befehligte die amerikanischen Streitkräfte während des Weltkrieges in Europa? Wie hieß der amerikanische Präsident damals? Und wann hat Amerika in den Weltkrieg ein? Nun, derjenige Leser, der alles aus dem Kopf beantworten kann, gehört zu den Kreisen drüben, die ebenfalls Bescheid wissen, die übrigen zu meinem Reporter, der glaubte, Bescheid zu wissen, daß Rennenkampf ein deutscher General gewesen sei. Interessant bei alledem bleibt eins: bei aller Propaganda, bei aller fortschrittlichen Technik, die gewaltige Entfernungen überbrückt, weiß man auf der Welt nicht viel voneinander. Viel wird gelogen. Viel erdichtet. Manche Gehässigkeit nutzt diesen Umstand aus. Deshalb soll sich jeder Tourist als Gesandter seines Vaterlandes betrachten.

Mein Ruf kam in die Leitung. Unterschrift: „Ein Taa in Newyork, kaufte Wagen und parkte vor Wasserdruckrohr." Und das Interview (ohne Rennenkampf): Er liebte Newyork sagt er. Und das hatte ich aufrichtig bekannt.

Der himmelblaue Brief

Die Newyorkerinnen sind gertenschlank und unter Anwendung aller kosmetischen und Bekleidungskünste auch recht wirksam. Der amerikanische Girltyp kann bezaubernd sein. Und da ich nicht nur die Untergrundbahnfahrerinnen kennenlernen wollte, sondern auch die Automobilistinnen, setzte ich mich am nächsten Taa ins Nib. Ich schlenderte an der Briefauslage vorbei und fand meine Adresse auf himmelblauem Umschlag. Er war von meiner Bordschönheit Juana. Ich hatte sie fast vergessen. Weshalb mich die Millionärstochter einlud, sollte ich bald erfahren.

„Rufen Sie mich an. Ich habe eine Mitteilung für Siel Juana." So lautete das Briefchen, das ich in der Briefablage des Hotels für mich vorfand. Als ich die Nummer drehte, hörte ich eine weibliche Stimme mit „Hallob"!"

Ich fragte zurück: „Juana?"

Auf der anderen Seite klingendes Lachen und dann:

„Mein, hier ist nicht Juana. Aber Fräulein Juana erwartet hier bei mir Ihren Anruf. Sie wird nachmittaas hier sein. Hier ist eine Freundin von ihr."

„Gut", sagte ich, „dann soll sie mich anrufen. Ich sage Ihnen meine Nummer.

Wieder das klingende Lachen.

„Ich habe schon gehört von Ihnen. Sie sollen ein ziemliches Raubbein sein. Ich an ihrer Stelle würde mich freuen . . ."

„Mir erzählen hier alle Leute, daß sie sich an meiner Stelle gefreut hätten. Ich sollte schon Nachtwächter werden und mich deshalb freuen."

„Oh — Sie hatten schon einen Posten? Das ist sehr imponierend." kam es von der anderen Seite, „bei uns sagt man nicht danach, wie jemand sein Geld verdient. Hauptsache, er verdient und hat Arbeit."

Das war ernst gesprochen. Diese Auffassung herrscht scheinbar drüben allaemein. Wenn man gefragt wird, weshalb man drüben ist, darf man niemals sagen: nur um mich umzusehen. Man muß etwas Tatsächliches angeben. Niemand stört sich abends in der Gesellschaft daran, wie man tagsüber sein Geld verdient. Das hat seinen gesunden Grund. Rockefeller fing als unscheinbarer Mann an, genau wie die meisten reichen Leute drüben, und wenn einer von sich sagen kann, „ich begann als Nachtwächter oder Reitungshändler", dann ist er weit mehr, als wenn er sein Vermögen ererbt hat.

„Und weshalb gibt mir Juana nicht ihre eigene Nummer?" fragte ich.

„Das werde ich Ihnen später erzählen. Juana ist sehr reich. Sie heißt auch ganz anders . . ."

„Merkwürdige Sachen . . ."

„Wenn Sie Lust haben, dann besuchen Sie mich in meinem Atelier. Ich bin Malerin und Juanas Freundin. Ich wohne Greenwich Village." Und dann nannte sie Hausnummer und Straße.

„Gut", sagte ich, „kann ich jetzt kommen?"

„Kommen Sie."

Es knackte im Hörer. Ich fuhr mit der Untergrundbahn in das Künstlerviertel von Newyork. Dort gibt es ruhige und fast romantisch anmutende Straßen.

Besuch im „Atelier"

Auf mein Klingeln öffnete eine saubere, aber sonst gänzlich schwarze Frau. Dann wurde ich in einen Wintergarten geführt. Das kleine Haus sah nach außen hin unscheinbar aus. Drinnen war es geradezu kostbar eingerichtet. Ich sah echte Wandteppiche. Geschnitzte Tische und Stühle. Handgewebte Teppiche, und als ich die Vase umdrehte, die auf dem Kamin stand, entdeckte ich auch das Meißner Fabrikzeichen. Im allgemeinen unterliche ich nicht die einzelnen Gegenstände, wenn ich eingeladen bin, aber für ein „Atelier einer Malerin" kam mir die Sache reichlich verdächtig vor. Später stellte sich heraus, daß ich recht hatte.

So allerdings wurde ich von einer ehrlich dreinblickenden Blondine empfangen. Sie war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, trug über einen recht durchsichtigen Kimono einen Marlerkittel und reichte mir beide Hände.

„Sie sollen ja ein ganz arosser Herzensbrecher sein. Juana hat Ihr Bild in der Zeitung gesehen und gleich ausgeschnitten . . ."

„Ich denke, sie heißt gar nicht Juana?!"

„Sie fragen viel zu viel. Bei uns hört man lieber."

„Jeder fühlt sich verpflichtet einem Ratschläge zu geben. Als Neuankömmling fehlt einem nur die Lutschpulle und das Babykissen. Aber ich schwieg nun wirklich. Dafür raiselte sie weiter:

„Sie haben doch schon von Gangstern gehört. Juana reist unter falschem Namen, weil sie sonst Erpressungen, Verfolgungen und Raubüberfällen zu sehr ausgesetzt ist . . ."

Nichts konnte mehr mein Mißtrauen erwecken. Gangster werden wegen eines falschen Namens nicht irregeführt, sagte ich mir, und beschloß, alles Mißtrauen in mir wachzuhalten. Es war gut. Die rezende Blondine erzählte, daß sie morgen zum Rennen gehen würde. „Sicher gewinnt Marn Blum. Ich kenne den Trainer. Ich habe meine Beziehungen. Das gibt großes Geld. Soll ich für Sie mitsetzen? Geben Sie mir fünfzig Dollars"

Ich bedauerte. Ich wollte auch kein Bild von ihr kaufen. Ich wollte auch nicht ein Geschäft mitmachen, aus Sympathie, weil sie mich doch in diese Kreise einführen würde. Ich sagte immer ganz dusselig: „Na, wenn ich Geld hätte . . ."

Die Blonde wurde sehr ärgerlich. Sie zischte mich an:

„Sie müssen doch die vorgeschriebene Summe haben."

Da wußte ich Bescheid. Aber es machte mir Spaß. Ich wollte ja ein Abenteuer erleben. Ich hätte sagen können: das Geld hat mir bereits ein Bauernfänger vor Ihnen abgenommen. Aber dann wäre das Spiel aus gewesen. Ich erzählte so, als ob Geld ein Vorrift sei, den ich nicht kannte. Sie konnte nicht entnehmen, ob ich etwas hatte oder nichts.

„Ihr blue Cocktail"

Dann kam Juana. Sie sah wieder bezaubernd aus. Ich konnte nichts Böses von ihr denken. Aber sie gab reichlich an . . . Sie betonte wieder all zu oft, daß sie von den ältesten Familien des Landes abstamme, und daß ich nur bei ihr verkehren könne, wenn ich etwas Bedeutendes sei. Was können Sie? Sie sind schon in der Zeitung verzeichnet. Das ist sehr viel. Aber um Sie zu vorzustellen, müssen Sie eine Berühmtheit sein, oder auch einen Titel haben."

„Ich kann sehr gut Cocktails mixen. Genügt das nicht?"

„Oh, ich werde sehen . . ."

Und dann erfuhr ich, daß Juana eigentlich Jane Leeds hieß. Am Abend fand ein Fest auf ihrem Dachgarten statt. Ich ging nach Haus, zog den Smoking an, setzte die Strohblume dazu auf den Kopf und startete vergnügt in meine Abenteuer.

Mit dem Lift ging es etwa dreißig Stockwerke hoch. Dann nahm mir ein Diener den Strohhut ab. Er war geradezu feierlich. Jane Leeds und neben ihr die malerische Freundin standen auf einem Dachgarten, von dem man fast ganz Newyork aus übersehen konnte. Sie empfingen ihre Gäste. Man wurde vorgestellt. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht so viel Berühmtheiten und Titularwürden anoetroffen.

Ich zählte etwa vier Großfürsten, zwei Erzherzöge, sieben Prinzen, eine Unzahl Grafen, Barone und Marquis. Die Großfürsten sprachen leider kaum russisch. Keiner der Prinzen sprach auch nur ein Wort französisch. Ich wußte wirklich nicht, in welche Umgebung ich geraten war.

Ohne mich sehr viel um die Gesellschaft zu kümmern, setzte ich mich abseits hin, ließ mir alle Augenblick gute Getränke und Sandwichs reichen und wurde, seitdem ich in USA war, einmal recht gründlich satt von Leckerbissen. Ich genoß den Anblick von Newyork. Pyramidenscheinlich blau schimmerte die Bucht. Die Sterne begannen zu funkeln und gleichzeitig illuminierten die vielen riesigen Gebäude eings um uns herum. Sie sahen aus wie von innen beleuchtete Riesenaden. und wo nur die Kuppeln der Gioanthauten erleuchtet waren, da schien es, als schwebe ein Märchenschloß von Tausend und einer Nacht in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Luftbild von der Ueberschwemmung in Kalifornien (USA.)

nahe Marysville, die viele Dollarmillionen Schaden verursachte. (Weltbild, Zander-K.)

Haus, Hof und Garten

Zielbewußte Erzeugungssteigerung auch 1938

Es gibt, wie bei allen Aufgaben, die der Vierjahresplan gestellt hat, auch in der Erzeugungsschlacht im neuen Jahr kein Nachlassen. Erzeugungsschlacht bedeutet bekanntlich nichts anderes als Sicherung der erreichten Erzeugungshöhe und zielbewußte Erzeugungssteigerung. Daß dies aus politischen und wirtschaftlichen Gründen notwendig ist, hat heute wohl jeder eingesehen. Für Bauern und Landwirte, Siedler, Gärtner und Kleintierhalter gilt es daher im Jahre 1938, die vom Reichsnährstand aufgezeigten Maßnahmen in die Tat umzusetzen. Dies ist um so leichter, als von dem bereits in den Vorjahren aufgezeigten Weg und Ziel nicht abgewichen wird, vielmehr die eingeleiteten Maßnahmen im neuen Jahre vertieft und vervollkommnet werden sollen.

So muß in diesem Jahre das Grünland bevorzugt werden. Bereits vor langem wurde der Satz gepägt: „Im Grünland liegen unsere größten Reserven". Wenig ertragreiche Wiesen sind zu umbrechen, die Unterteilung oder gar Eingäunung der Weiden ist vorzunehmen. Vermehrt müssen Zwischenfrüchte angebaut werden, und in Verbindung damit gilt es, an den Gärfutterbehälterbau zu denken. Ueberall sollte die Süßlupine ihren Platz finden. Dann ist die Erweiterung des Körnermaisanbaues vorzunehmen. Dort, wo Zuckerrüben wachsen, sollten diese an Stelle der Runkelrüben treten, denn die Zuckerrüben dienen wesentlich zur Verstärkung der wirtschaftseigenen Futtergrundlage. Auf geeigneten Böden gehören Oel- und Gespinstpflanzen. Alle übrigen Kulturen müssen durch Bodenpflege, Düngung, Saatgutwechsel, Saatenpflege usw. zur Steigerung der Flächenerträge gebracht werden.

In den Kriegs- und Nachkriegsjahren sind die Böden hier und da stark vernachlässigt worden. Es gilt, ihnen die alte Kraft zurückzugeben und die dadurch erzielten sicherer zu machen. Es gehören hierzu Meliorationen, sorgfältigere Bodenbearbeitung Untersuchung des Bodens auf seinen Nährstoffgehalt, planmäßige Düngung mit Handelsund gepflegten Wirtschaftsdüngungen und schließlich Gründüngung. Dasselbe gilt natürlich für die Gartenböden. Auch im kleinsten Garten sind unter Anwendung sachgemäßer Düngung richtigen Einsatzes von Vor-, Haupte und Nachfrucht die Erträge zu steigern. Der Obstbau muß durch Ausmerzung alter Bäume, Neuanpflanzungen und Baumpflege gefördert werden.

In der Tierzucht und Kleintierzucht wird man weiter die nicht leistungsfähigen Tiere durch leistungsfähigere ersetzen müssen, denn es ist im Rahmen der Erzeugungsschlacht nicht einerlei, ob wir Tiere im Stall haben, die für das gleiche Futter eine Mehrleistung aufbringen oder nicht. Mit Ziegen und Kaninchen muß das nur durch diese verwertbare Futter, z. B. an Wegrändern usw., restlos ausgenutzt werden.

Alle diese Maßnahmen verlangen entsprechenden Einsatz von Arbeitskräften. Da sie hier und dort fehlen, gilt es z. B. durch Arbeitserleichterungen, Maschineneinsatz und Einsatz der elektrischen Kraft einen Ausgleich zu schaffen. Genossenschaftliche Beschaffung und Benutzung von Maschinen können manche Erleichterung bringen. Da aber die für die Herstellung neuer Maschinen und Geräte notwendigen Rohstoffe knapp sind, müssen alle vorhandenen Landmaschinen, Werkzeuge und Geräte besonders sorgsam gepflegt werden.

Staat und Reichsnährstand fördern durch Beihilfen und örtliche Beratung viele der ausgeführten notwendigen Maßnahmen. Weg und Ziel sind gegeben. Am Ende des Jahres 1938 muß jeder Bauer, Landwirt, Siedler, Gärtner und Kleintierhalter sagen können: Auch mein Betrieb hat erneut einen Anteil zur Erzeugungssteigerung geleistet!

Lbs.

Planmäßige Ausnutzung des Gartens

„Starke Bodenzehrer" — Zweckmäßig düngen — Dreiteilung des Bodens

Jetzt, da die Arbeiten im Garten nicht drängen, sollte mancher Gartenbesitzer einmal Ueberlegungen anstellen, wie der Garten besser ausgenutzt werden kann, zu einem höheren Ertrage zu bringen ist; denn leider geben recht zahlreiche Garten noch nicht so viel her, wie sie bei einer planmäßigen Anpflanzung hergeben könnten. Der größte Aufwand von Mühe wird zum Teil vergeudet, wenn der Anbau nicht in der richtigen Abwechslung erfolgt, wenn auf die Ernährungsbedürfnisse der Pflanzen keine Rücksicht genommen wird. Schon jetzt in der stillen Zeit muß an eine planvolle Einteilung gedacht werden. Zu einer solchen planvollen Einteilung und Ausnutzung des Gartenbodens ist von vornherein eine richtige Verteilung des Düngers notwendig. Es ist falsch, wenn der Dünger stets gleichmäßig über den gesamten Gartenboden verteilt wird.

Jedem Gartenbesitzer sollte bekannt sein, daß wir im Garten Nutzpflanzen haben, die nur nach Zuführung von frischem Stalldung gedeihen, daß es jedoch auch Nutzpflanzen gibt, die frischen Stalldung gar nicht vertragen. Zu den Pflanzen, die man als starke Bodenzehrer bezeichnet, denen also frischer Stalldung zugeführt werden muß, gehören Weiß-, Rot- und Rosenkohl, Kohlrabi, Sellerie, Rhabarber. Dagegen gedeihen Karotten, Zwiebeln, Salat, Rabieschen, Rettiche, Porree, weiter Küchenkräuter wie Fenchel, Thymian, Majoran, Bohnenkraut, Dill auf einem frischgedüngten Boden nicht gut. Karotten auf frischgedüngtem Boden werden gewöhnlich stark von der Möhrenfliege befallen, Küchenkräuter auf solchem Boden sind weniger aromatisch. Zur Ertragssteigerung bei dieser dungfosen Art der Gartenpflanzen trägt jedoch bei, wenn ihnen gute Komposterde zugeführt wird. Bohnen und Erbsen dürfen niemals auf frischgedüngtem Boden angepflanzt werden. Dem Boden, auf den Bohnen und Erbsen kommen sollen, braucht auch keine Komposterde beigesetzt werden.

Zu einer zweckmäßigen Ausnutzung des Gartenbodens gehört also eine Dreiteilung. Für ein bestimmtes Jahr erhält das erste Drittel Stalldung, dem zweiten Drittel wird höchstens Komposterde zugeführt, das letzte Drittel bleibt ungedüngt. In das erste Drittel kommen die aufgeführten starken Bodenzehrer, das zweite Drittel ist der Platz für die weniger starken Bodenzehrer, und im letzten Drittel werden die Pflanzen angebaut, die keinen frischen Stalldung vertragen können. In den folgenden Jahren muß naturgemäß gewechselt werden. Das erste Drittel des vorausgegangenen Jahres wird zum zweiten, das vorjährige zweite zum letzten Drittel, wogegen das vorjährige letzte Drittel zum ersten Drittel wird, also zu dem Drittel, das frischen Dünger erhält. Der Besitz und die Hinausbringung von Stalldung genügen also zu einer zweckmäßigen Ausnutzung des Gartenbodens durchaus nicht, der Dünger muß zweckmäßig ausgenutzt werden. Nur bei einer derartigen planvollen Einteilung sind befriedigende Ernten einzubringen. Diesen Plan vorzubereiten, ist jetzt die richtige Zeit. Weiter sollte im voraus überlegt werden, wie hoch ungefähr der häusliche Bedarf für dieses oder jenes Gemüse ist. Es ist falsch, einzelne Gemüsearten so stark anzubauen, daß nachher in der Familie für einen Teil keine Verwendung gefunden werden kann, während andere Gemüsearten, die im Garten fehlen, gekauft werden müssen.

Farbenpinsel, die nicht in Gebrauch sind und auch nicht in der Farbe oder in einer Flüssigkeit stehen, soll man in einem kühlen Raum aufbewahren, weil in der Wärme der Pinselstiel eintrocknet und das Holz sich zusammenzieht, somit die Borsten mehr oder weniger lose werden und nachher beim Gebrauch leicht ausfallen.

—L

Praktischer Ratgeber

Gutes Licht fördert die Arbeit an der Nähmaschine

Niemals ist die Güte der Arbeit so von der guten Beleuchtung abhängig wie beim Nähen. Es ist darum beim Arbeiten an der Nähmaschine eine Sonderleuchte dringend erforderlich, wenn man gute Arbeit leisten und vor allen Dingen auch die Augen durch störende Schatten oder bei glänzenden Stoffen durch unangenehme Spiegelungen nicht schädigen will. Ein Haupterfordernis für eine gute Nähleuchte ist daher, sie so anbringen zu können, daß sie eine schattenfreie Beleuchtung des Stoffes ermöglicht, und daß das Licht hell genug für die feine Näh- und Stickarbeit ist. Unter den mancherlei Maschinenleuchten entspricht die neue Form mit einem Rillenreflektor diesen Anforderungen. Der kleine mit optischen Rillen versehene Reflektor hat die Form eines Schrägstrahlers und ist in einem Bakelitgehäuse gegen Stöße gesichert. Er konzentriert das Licht der Glühlampe und schafft ein tageslichtähnliches Licht, das für die Farbenunterscheidung bei Stickereien sehr günstig ist. Die Leuchtstärke der kleinen

(Deike 2)

15-Watt-Birne wird auf diese Weise so erhöht, daß das Auge auch die feinsten Gewebefäden mühelos erkennen kann. Ganz besonders wichtig ist es — zumal für die Stickereien — daß die Leuchte durch einen Schwenkarm beweglich ist und der Lichtkegel je nach Bedarf auf die Nähfläche eingestellt werden kann. Diese Nähleuchte kann an jeder Nähmaschine unter Zuhilfenahme der vorhandenen Maschinenschrauben entweder am Kopf oder an der Seite des Nähmaschinenbalkens befestigt werden. Fassung und Schalter sind im Kopf des Bakelitgehäuses eingebaut, und ein 2 Meter langes Gummikabel vermittelt die Verbindung zum Wandstecker. Allen, die viel an der Nähmaschine arbeiten, und vor allem auch denen, die die feinen Stickereien anfertigen, wird diese neue Nähleuchte bald unentbehrlich erscheinen.

Bunzlauer Töpferware

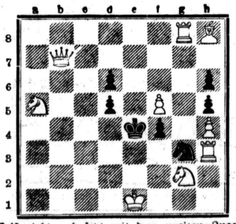
Wir haben vier Kinder und trinken jeden Morgen um sieben Uhr — da ist es noch heimelig dunkel — unseren Pfefferminztee oder das Kakaogetränk aus sechs warmbraunen Bunzlauer Bechern, gießen zu aus der gemütlichen Henkelkanne. Des Morgens, wärmebedürftig wie wir sind, steht uns nicht der Sinn nach un-

Warum klagen Sie sich mit Rheuma oder Gicht? Ich kenne diese Schmerzen nicht, weil ich den allein echten verwende. Versuchen Sie es einmal! ANKER-PAIN-EXPELLER Verlangen Sie die kostenlose Broschüre „Der Krankenfreund" Schreiben Sie besonders deutlich! E.Aug. Richters & Cie. A.-G. Chemische Werke Radebeul bei Dresden

serem sonst so hübschen elfenbeinfarbigen sachlich-kühlen Porzellangeschirr.

Bunzlauer Töpferware wird hergestellt aus weißem Steinzeugton, aus welchem die Gefäße frei gedreht werden. Der glasurähnliche Ueberzug dagegen ist ein gelber Lehm, welcher im Feuer zu dem schönen warmen Braun ausschmilzt, das dem Bunzelgeschirr seine Eigenart gibt. Mit der „Gießbüchse" wird der Schmuck freihändig aufgetragen, durch die Eigenwilligkeit dieses Instrumentes und das persönliche Können der ausführenden Hand wird jedem einzelnen Stück ein ganz besonderer Reiz verliehen.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (16): Weiß (9): Ke1; Db7; Lb8; Tg8 und h8; Sa5 und g2; Bf5 und h4. — Schwarz (7); Ke4; Sg3. Bd5. b6. f4. g5 und h6.

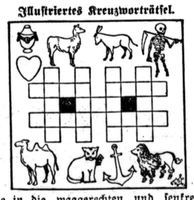
Vorsatzaufgabe.

Ball — Bier — Hast — Auge — Satz — Karte — Puls — Peter — Wind — Aller — Lar — Acht — Stube — Tracht — Wade — Feind — Horn — Stein — Neigung.

Vor jedes Wort setze man eines der untenstehenden Bruchstücke, wodurch neue, bekannte Dingwörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben nennen einen berühmten Komponisten und eines seiner Tongemälde.

aly — an — ein — fuß — im — land — neun — xier — no — ob — re — sal — ta — tee — tod — tr — zu — zu — zug.

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Auszieh rätsel.

In den sechs Wörtern:

Alpit — Peru — Kongo — Busch — Khan — Parze

sind je ein, zwei oder drei Buchstaben zu streichen, während die verbleibenden je zwei oder drei Buchstaben, aneinandergereiht, einen Sportzweckes dienenden Erdauswurf ergeben.

Abstrichrätsel.

In den nachstehenden zehn Wörtern sollen je zwei Buchstaben gestrichen werden, einerlei an welcher Stelle. Werden die verbleibenden Reste dann miteinander verbunden, so erhält man sowohl mit den ersten wie mit den zweiten fünf Wörtern je eine Naturerscheinung.

Ifchl — Nebel — Sachs — Kamel — Hebe — Lava — Edwin — Sense — Etui — Arzt.

Geographisches Silbenrätsel.

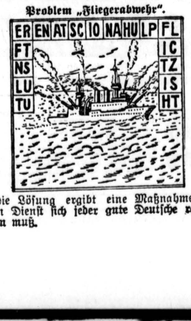
a — ell — bra — eg — er — ge — go — grib — han — hon — lutt — it — in — lo — laf — lands — lem — li — lör — mäh — me — nef — rach — ren — ta — ve — ver — zell.

Aus vorstehenden 28 Silben sind 14 zweisilbige geographische Namen zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Fluß auf der Pyrenäenhalbinsel. 2. Berg in Mittelgriechenland. 3. Nebenfluß der Donau. 4. Stadt in Lippe. 5. Teil des Teutoburger Waldes. 6. Stadt am Rhein. 7. Fluß in Niederösterreich — zur Donau. 8. Fluß in Hannover — zur Leine. 9. Teil der Tschechoslowakei. 10. Stadt in Bayern. 11. Kurort in Oberbayern. 12. Stadt in der Steiermark. 13. Stadt in Frankreich. 14. Stadt in Baden.

Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter müssen, wenn richtig gebildet, und zwar beidernal, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Problem „Fliegerabwehr".



Die Lösung ergibt eine Maßnahme, in deren Dienst sich jeder gute Deutsche restlos stellen muß.

Telegrammrätsel.

—.—.— Südfrucht
—.—..— Anderes Wort f. Scheune
—.—.. Kleidungsstück
—..—.—. Haarscheide
—..— Junges Reh
—...—.— Stadt in der Altmark

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Hat man die angedeuteten Wörter gefunden und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben zu einem Wort vereinigt, ergeben diese ein Winterspvrtgerät.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Se4—e5, Tb5×e5. 2. Da5—a2 matt. a) 1. ..., Kb5—c6. 2. Lb5—b7 matt. b) 1. ..., beliebig. 2. Db5—c4 matt.

Lieder rätsel: Ich liebe dich, so, wie du mich!

Verbindungsaufgabe: Schaumburg, Christ-Dorn, Haft-Pflicht, Lob-Lied, Uhr-Wein, Chor-Stuhl, Herz-Lied, Text-Buch, Eis-Bein, Kron-Dienst, Esel-Ei, Schrot-Korn, Tritt-Brett — Schlachtfest.

Neujahrs-Rösselsprungrebus: Man beginnt bei dem ersten Feld links oben und liest dann in der bekannten Rösselsprungweise weiter. Das ergibt: „Ein neues Jahr zieht nun heraus / Von Glück besteiget sei sein Lauf."

Verbindungsrätsel: Altsitzer, Travestie, Gattertür, Harpunier, Barschaft. — Silvesterpunsch.

Geographisches Silbenrätsel: 1. Dachstein, 2. Armenien, 3. Svandau, 4. Iranadi, 5. Speier, 6. Teneriffa, 7. Griesheim, 8. Enkirch, 9. Skandinavien, 10. Piemont, 11. Rumänien, 12. Orkneys, 13. Connewitz. — Das ist gesprochen wie ein Mann!

Buchstabenrätsel: Anker, Klamm, Tiene, Felix, Satte, Kreis, Elwin, Greif, Pille, Rille, Gerit — Kartoffelwolle.

Denksportaufgabe: 27 Buchstaben.

Verständnisvoll

Ein Amerikaner wollte einem Engländer die Größe seines Heimatlandes klarmachen.

„Der Staat Texas zum Beispiel" sagte er, „ist so groß, daß man am Abend einen Zug besteigen und losfahren kann — — und nach 24 Stunden befindet man sich immer noch in Texas."

„Ja ja" meinte der Engländer, „bei uns gibt es auch solche Züge!" (Fliegende Blätter.)

*

„Au Onkel, hast du aber 'ne Menge Bücher!"

„Ja Lottchen! Bücher habe ich sehr gern!"

„Wir kriegen auch viel Bücher von der Bibliothek, aber Vater ist ehrlich, der trägt alle wieder zurück!"

*

Hans: „Was sucht denn Vater?"

Mutter: „Seinen Stock!"

Hans: „Geht er aus oder hat er mein Diktatheft gesehen?"

*

Manuela lag aus den Karten. Der Kunde saß gespannt. Manuela fündete dumpf: „Ich sehe hier eine große Verstimmung — eine ältere Dame in Ihrer Umgebung wird durch Sie einen großen Aerger erleben . . ."

Der junge Mann nickte: „Das werden Sie sein — wenn ich Ihnen sage, daß ich kein Geld bei mir habe."

*

Herr Müller hat eine geschwollene Nase und befragt deshalb den Arzt.

„Nehmen Sie eine Tasse voll heißen Oels. Darein stecken Sie Ihre Nase. Dreimal täglich zehn Minuten. Das hilft schon!"

Anderntags fragt der Patient mit kläglicher Stimme telephonisch an:

„Herr Doktor, kann ich meine Nase in eine Suppenschüssel stecken? In die Kaffeetasse geht sie nicht mehr hinein!" (Koralle.)

*

„Warum fahren Sie ohne Fahrkarte?" fragt streng der Schaffner.

„Ich spare!" erklärt der Reisende mit Ueberzeugung.

*

„Daß der Vogel Seegras in meine Pfeife gestopft hat, das nehme ich nicht so übel, aber daß ich es als feinstes Lasthatia geraucht habe, das kann ich ihm nicht verzeihen."

*

Die Kapelle spielt einen Rheinländer. Pelle tanzt mit einer hübschen Dame. Sagt diese Dame: „Nichts geht über einen hübschen Rheinländer."

Meint Pelle: „Entschuldigen Sie, Fräulein, aber ich bin Berliner."

*

Kimm i amal zu der Häuslwaberl ins Stübl. Steht dort a alter Regenschirm und is um und um voller Löcher. Hab i glagt: „Waberl, was tuast denn mit dem alten Schirm, wirf'n weg, der is ja doch nimmer zum richten." „Warum soll i den Schirm wegwerfa", hat's Waberl g'antwort, „im Haus umananda is er guat gnug."

*

„Bildfunk ist eigentlich etwas Fabelhaftes. Wenn man von einem Verbrecher das Bild nach Amerika funkt, ist es eher drüben, als der Flüchtige."

„Ja — wenn er aber nu nich nach Amerika flieht?"

*

„Mein Mann hat gestern ein wunderbares Reh geschossen. Das hat er gleich zum Wildhändler gebracht!"

„So . . . hat er denn das gleich zurückgenommen?"

*

A.: „Ich habe mir vor vierzehn Tagen eine Aktie zu sechsundfünfzig gekauft und heute steht sie schon auf sechzig."

B.: „Und ich habe mir vorige Woche ein Stück gekauft, das stand auf zehn, und heute steht es auf zwanzig."

A.: „Donnerwetter, was ist das?"

B.: „Ein Thermometer."

*

„Nun, meine Gnädige, was fehlt Ihnen denn heute wieder?"

„Ooch, Herr Doktor, ich habe solche Schmerzen in meinen Armen, daß ich sie kaum über den Kopf bringen kann, und mit den Beinen ist es genau so."

*

Lustiger Arbeitstag

Er ist Optimist: „Wenn das bricht, werde ich schon noch zeitig abspringen können."

„Würden Sie mir, bitte, schnell diese Oelsardinendose öffnen?"

„Meister, ich habe mein Lot blei vergessen, und da habe ich einfach nach Augenmaß gemauert."

„Mutter! Ein Wochenendzelt auf der Straße!"

Ein Geduldiger: „Lassen Sie sich nur Zeit, meine Herren, mein Ferngespräch hat Zeit."

„Als ich so klein war wie du, Fritzchen, habe ich nie gelogen!"

„So, Onkel — wann hast du denn damit angefangen?"

*

„Was, der Dieb ist entkommen? Haben Sie denn nicht alle Ausgänge besetzt, wie ich Ihnen befohlen habe?"

„Gewiß! Der Kerl muß einen der Eingänge benutzt haben!"

*

„Ich habe die feste Absicht, nicht mehr zu wetten."

„Kriegst du ja gar nicht fertig!"

„Wollen wir um zwanzig Mark wetten, daß ich das doch fertig bringe?"

*

Baptist Wammerl kam zum Arzt. Der Arzt beklopfte Wammerls Bäuchlein. „Ja, ja, mein Lieber," sagte er „Sie dürfen keinen Tropfen Bier mehr trinken." Baptist stand erschrocken: „Ach, Herr Doktor — wollen wir nicht lieber operieren?" (Koralle.)

*

„Damals sagte er mir, wenn ich ihm einen Korb gebe, würde er sterben!"

„Und ist er gestorben?"

„Ja — dreißig Jahre später!"

Richard und Rudolf gehen ins Theater. Der Türschließer fragt: „Wünschen Sie ein Glas?"

„Nein", sagt Richard, „wir trinken aus der Flasche!"

*

„Na, wo drückt sie denn der Schuh, Herr Kummer?"

„Im Rücken, Herr Doktor!"

*

„Ja, und dann haben sie Tante Selma zweimal chloroformiert! Einmal für die Operation und das zweitemal, damit sie aufhört, davon zu sprechen!"

*

Irmchen macht sich oft Gedanken über das Heiraten. Neulich sagte sie: „Man kann zwar nie wissen, aber so viel ist sicher, einen Mann, der schnarcht, heirate ich nie und nimmer!"

Sagte die Großmutter: „Hast ganz recht! Aber wie willst du das vorher rauskriegen?"

*

„Dieser Groll ist doch ein ekelhafter Kerl!"

„Ja, ich kann ihn auch nicht leiden!"

„Wieviel bist du ihm denn schuldig?"

*

„Herr Schulze, das Fräulein fragt, ob dieser Pullover beim Waschen einläuft."

„Ist er ihr zu klein oder zu groß?"

„Er ist ihr zu groß."

„Natürlich läuft er dann ein!"

*

Er: „Ich bin wirklich glücklich! Ich habe keinen Wunsch mehr auf dieser Welt! Geht es dir auch so, Gretchen?"

Sie: „Aber Eduard, wenige Tage vor Weihnachten!"

*

„Ich trage nie Anzüge unter dreihundert Mark!"

„Bei welchem Aufschneider läßt du denn arbeiten?" (Woche.)

*

Lamm hat ein Los gekauft. Das Los hat die Nummer 1 111 222. Der Hauptgewinn fiel auf die Nummer 1 111 223.

Lamm jammert: „So ein Pech! Nein, so ein Pech! Eine Nummer höher, und ich hätte eine Million gewonnen! So ein Pech!"

Meint Munke: „Wieso Pech? Ein anderer wäre heilfroh, wenn er überhaupt so nahe hinkäme!" (Hamburger Illustrierte.)

*

Krause geriet beim Einsteigen in die Straßenbahn etwas hart an eine weit mehr als vollschlanke Dame.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau", wandte er sich an sie, „es war unabsichtlich, ich habe Sie nicht gesehen!"

Worauf diese einen Augenblick die Lider schloß, um ihn dann mit einem veilchenblauen Blick anzustrahlen: „Ach, Sie Schmeichler!" (Münchener Illustrierte Presse.)

Gute „Freunde"

„Erich und Richard hatten gestern einen mächtigen Krach!"

„Unmöglich! Das sind doch unzertrennliche Freunde!"

„Waren sie auch! Acht von uns hatten große Mühe, sie zu trennen!"

*

Kümmel kam schwer betrunken nach Hause. Seine Frau wurde wach: „Woher kommst du?"

„Wir haben im Verein ein Wettrinken veranstaltet!"

„Und wer hat den zweiten Preis gewonnen?"

Unüberlegt

„Herr Wirt, ich werde dieses Lokal nie mehr betreten! Das Essen ist heute noch viel schlechter als sonst."

„Das ist unmöglich, mein Herr!"

„Na warte, Peter, wir sprechen uns noch, wenn Mutter weggegangen ist!" (Zeichn.: Bergström)

Asthma ist heilbar

aber es wenigstens zu bessern, daß die Anfälle wesentlich seltener und schwächer werden. Dazu gibt es ein von Professoren, Aerzten und Frau en erprobtes und anerkanntes Spezialmittel gegen Erkältungen der Luftwege (also auch Keuchhusten, Luftröhren-, Bronchialkatarrh), das „Silphoscalin". — Es wirkt nämlich nicht nur schleimlösend, auswurffördernd und entzündungshemmend, sondern vermag das Gewebe der Atmungsschleimhaut widerstandsfähiger und weniger reizempfindlich zu machen, und das ist ausschlaggebend: Das hat dem „Silphoscalin" seinen großen Ruf eingetragen. — Bitten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 80 Tabletten RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift Sr. 36.5 v. Dr. phil. nat. Strauß, Wissenschriftsteller.

Werbung schafft Arbeit!

Gegen Darmträgheit Pfarrer Kneipp-Pillen MKT.

Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

GROSS und klein SCHÜTZT seine OHREN mit antiseptischer „AKUSTIKA!" schalldurchlässige Ohrpropfe bei Zugluft, Wind, gegen Erkältung, Reißen etc. In Apoth./Drog. für 30 u. 50 Pf.

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzernte. Auskunft erteilt Max Benecke, Hamburg 22/98

Heiraten

Selbständ. Schuhmacher, 27 Jahre, kath., aus guter Familie, sucht passende Lebensgefährtin zwecks

Heirat

Offerten mit Bild erb. unt. Nr 7/10 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten.

Nähmaschinen kaufe bei Ritter Paderborn (Dom gegenüber) Prospekt gratis

50 Jahre – es glaubt keiner!

und doch sieht die Mutter fast so jung aus, wie die Tochter, so straff und frisch. Dabei neigte sie sehr zur Fülle – aber Dr. Ernst Richters Frühstückertee sorgt für ihre Schlankheit. Nun ist sie stolz auf ihre gute Figur, die keineswegs ein Vorrecht der Jüngeren ist. Trinken auch Sie täglich den bewährten „Jungbrunnen"

Dr. ERNST RICHTERS Frühstückstee-Kuren

AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-ß-ly". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg 11/29

Lauasägerei Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11 (Pfalz)

Brutmaschine u. Zubehörteile „Counter V. 2/0, 31- u. 72-er, von jedem Land spielend leicht zu bedienen, eigenschaft für Gänse, Enten, Hühner und Fasanerien, spart viel Arbeit, viel Kohle, Arbeit und Zeit. Brutmaschinen-Gratisliste!

Brutmaschinenfabrik Neustadt/Donau, Fernruf 43 und 44

Verantwortl.: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturellen u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: L. Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 3 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 16. Januar 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Lustiger Schneeballpflaust

Hurra! Der Winter hat uns in diesem Jahr manch herrlichen Schneetag geschenkt. Und wir hoffen, daß er in seiner Gebelaune nicht nachlassen wird. Herrlich sieht so ein Wintertag aus — und das Schönste ist, daß der Schnee „packt!" Daß er sich ballen und formen läßt. Und das ist es, was die Jugend, was die Jungen und Mädel, die längst nicht mehr wie zu Großmutters Zeiten, im Winter hinter dem warmen Ofen hocken, von ihm verlangen. Schnee muß backen!

Im Nu sind denn auch die Handschuhe von den Fäusten, schon ist mit einigen wenigen kunstgerechten Griffen der erste Ball geformt — und schon sitzt das jubelnd geschleuderte Geschoß an irgendeinem schnell gewählten Ziel. Großartig! Man hat das Treffen noch nicht verlernt! Aber immer nur nach leblosen Dingen werfen, die nicht Krach machen können, das ist nicht richtiger Jungen Art. Flugs hat man deshalb ein paar Mädel erspäht, die sich noch im rechten Augenblid aus der gefährlichen Situation in Sicherheit bringen wollen, aber ein paar mit verminderter Kraft geschleuderte Bälle sitzen ihnen doch noch auf dem Rücken. Man nimmt das andere Geschlecht im rauhen Kampfe nicht für voll. Da aber tauchen von der andern Seite des Platzes Helfer auf. Aus dem kleinen Geplänkel wird eine regelrechte Schneeballschlacht „mit allen Schikanen", nach strategischen und taktischen Gesichtspunkten, mit Vorpostengeplänkel, listigem Rückzug und breit angelegten Sturmangriff. Die hinderlichen Mäntel fliegen irgendwo in den Schnee, die Gesichter glühen, die Augen leuchten.

Ein Bild, das vor Gesundheit strotzt und übermütiger Lebensfreude. Ein Spiel nur, aber ein Spiel, in dem doch ein tieferer Sinn steckt. Eine Geschicklichkeitsprobe, die im Blut liegende Freude, am Kampf — und für so manchen Knirps, der sich zum ersten Male auf die weiße Walstatt wagt, eine Mutprobe, die gar nicht zu unterschätzen ist.

Ritterlichkeit und Kameradschaftlichkeit kommen hier genau so zu ihrem Recht, wie bei einem „anerkannten" Sport, und wenn einmal einer in der Hitze des Gefechts über die Stränge schlägt, dann setzt unverzüglich eine strenge Erziehungsarbeit ein. Und es ist durchaus kein unberechtigtes Unterfangen, wenn ein Jugendführer, der die Seinen näher kennenlernen möchte, sie zum „strategisch" aufgezogenen Schneeballspiel beordert und dabei genau beobachtet. Es gibt nämlich gar kein „Spiel", das nicht irgendwie den wahren Charakter des Spielers verriete, und keine bessere Gelegenheit, zu zeigen, wer man ist, was für ein famoser Kamerad, und schneidiger Mitspieler man sein kann, als eben die lustige Schneeballschlacht. Ganz abgesehen davon, daß sich dieses abwechslungsreichste aller jugendlichen Kampfspiele inmitten der wundervollen Natur und in frischester, gesunder Luft abwickelt. Hat man sich dann ausgetobt, ist der Sieg über die gegnerische Partei errungen, dann wird gemeinsam der große Schneemann gebaut und mit vereinten Kräften unter „Feuer" genommen. Und wenn nicht der Hunger gar zu sehr drängte, oder eine Tagespflicht, wer weiß, ob es nicht noch weiterginge bis tief in die wundervolle Winternacht hinein.

Schlacht in vollem Gange

Zeichnung von Ernst H. von Grunewald (Bavaria-Verlag)

Der Menschenkenner / Von Paul Eugen Riedel

Menschen, die imstande sind, den Charakter anderer Menschen zu erkennen, nennt man Menschenkenner.

Vielgestaltig sind die Mittel, die zur Erforschung und zum Erkennen der menschlichen Eigenschaften angewandt werden. Viele Leute sehen, wenn sie ihren Nächsten erkennen wollen, auf die Absätze an Schuhen. Vorzüglich tun dies Schwiegermütter bei der Abschätzung des Schwiegersohnes. Wenn die Tochter alles in schönster Ordnung findet und ihren Auserwählten als den liebenswürdigsten und braysten Menschen lobt, so lautet doch nicht selten die mütterliche Beurteilung: „Kind, und wenn er wie ein Engel wäre, er hat krumme Absätze — und da ist er unordentlich und schlampig."

Ein weiteres Mittel zur Beurteilung des Menschen sehen andere wieder in der Art und Weise des Bindens der Krawatte. Lockerer, großer Krawattenknoten: Geläuterter, erfahrener Charakter, fest zusammengezogener Knoten: Unselbständiger Mensch ohne eigene Meinung, naiv, kleinlich. Dann wieder ein anderes Mittel zur Erkennung des Menschen: Die Stellung des Fußes beim Gehen. Fußspitzen seitwärts beim Auftreten: Energischer, weitblickender Charakter. — Dann das Lachen. Wieviel Rückschlüsse kann man nicht ziehen vom kultivierten, dezenten Lächeln bis zum einfältigen Gröhlen oder dröhnenden Gelächter. Herzhaft lachen ist gesund. Also der Menschenkenner sieht auf das Wie, um seine Rückschlüsse zu ziehen. Der einlacht z. B. über eine ulkige Angelegenheit eine ganze Tonleiter hinauf und hinunter, während der andere bei gleicher Angelegenheit nur ein überlegenes mitleidiges Lächeln aufbringt. Weiter dient die Handschrift zur Erforschung des menschlichen Charakters, deren Zuverlässigkeit ja allgemein bekannt ist. Menschen, bei denen die oberen Schneidezähne etwas außer der Zahnreihe sowie weit auseinander stehen, gelten als große Kritiker und geistige Revolutionäre. Dann die Art und Weise, sich zu setzen. Ein Großindustrieller bekam einmal den Besuch seines Neffen. Er bot seinem Besuch einen Stuhl an und beobachtete ihn dabei scharf, wie er sich niedersetzte. Nun zog er seine Brieftasche und fragte seinen

Neffen: „Wieviel brauchst du?“ — „Aber lieber Onkel, woher weißt du?“ war die verblüffte Antwort des Erkannten. „Ja, mein lieber Neffe, wenn jemand so zögernd und unbeholfen Platz nimmt wie du, sich dabei noch auf die vorderste Kante setzt und Brust und Oberkörper nach vorne beugt, da gibt es für mich keinen Zweifel mehr, daß die betreffende Person von mir Geld will!“

Die „Ueberraschungsmethode“ wurde von einem bekannten Psychologen zur Charaktererforschung seiner menschlichen Versuchsobjekte angewandt. Das Benehmen in unvorhergesehenen Fällen, also bei Ueberraschungen, diente diesem Gelehrten zur Deutung des Charakters. Er sagte z. B.: „Ich habe Sie gestern gesehen, wie man Sie auf die Polizeiwache führte!“ — „Wie? Was fällt Ihnen ein! Das ist ganz ausgeschlossen!“ Und der Psychologe deutete: Unbeholfen, unerfahrener, kleinlicher Mensch. „Aber, Herr Professor, das dürfte sicherlich ein ganz kleiner Irrtum Ihrerseits sein, der um so verzeihlicher ist, da Sie ja, wie Sie öfters nebenbei erwähnten, etwas kurzsichtig sind.“ Und der Herr Professor deutete diesen Ausspruch: Mensch mit Ueberlegung, erfahren, gesellschaftlich routiniert.

Endlich gibt es noch die Anrempelungsmethode eines anderen großen Psychologen.

Er rempelte seine Leute, die er erkennen oder beobachten wollte, einfach auf der Straße an. Und auf Grund der Erregung bzw. der Grobheit des Angerempelten deutete er dessen Charakter. Er hatte die Worte, die seine Opfer in der Erregung ausstießen, fein säuberlich in einem Regelbuch notiert, und daneben standen die dazugehörigen Charakterdeutungen. Einmal schätzte er ein herankommendes Versuchsobjekt folgendermaßen ein: Von dem bekommst du eine Ohrfeige! Er rempelte den Mann an, und wirklich, der große Psychologe bekam eine nicht gelinde Ohrfeige. Da rief er dem Angerempelten mit größter Liebenswürdigkeit zu: „Ich danke Ihnen vielmals, mein Herr! Sie haben mir meine Menschenkenntnis sowie die Richtigkeit meiner Methode bestätigt.“ Da nahm der andere Reißaus, weil er glaubte, der Geohrfeigte sei verrückt geworden.

Eines Tages wurde er selbst angerempelt. Voll Aerger und Aufgebrachtheit rief er dem anderen zu: „Eine Unverschämtheit! Eine Frechheit! So etwas ist mir noch nicht passiert!“ Als er dann zu Hause in seinem Regelbuch nachlas, fand er neben dem Ausspruch, der dem seinen auf ein Haar glich, folgende vielsagende Deutung: „Hohlkopf, Kleinlichkeitsmensch, Egoist, unfertiger Charakter, sieht nur die Fehler anderer.“

Das große Schlachtefest

Von Walter Vollmer

Sieben junge Schweine lärmen nicht halb so gewaltig wie ein einziger großer Eber, der geschlachtet werden soll! Eber sind von Hause aus mißmutig. In ihren besten Jahren kann sie eine rosige Sau in gemütvolle Erregung bringen; werden sie alt und faul, ist es auch damit vorbei. Sie schätzen dann nur noch Futtertrog und Schlaf, werden alt und fett und müssen unter dem Beil sterben. Mit Lehmkuhls Eber war es so weit!

In der frühesten Morgenstunde kam Neffe Fritz, der das Schlächterhandwerk in der Stadt erlernt hatte, angeradelt. Vater Lehmkuhl empfing ihn pfeifenrauchend am Gartentürchen. „Seit gestern hat er gehungert“, sagte er düster. „Seit gestern, Fritz! Er tobt gewaltig.“

„Die Därme müssen für die Wurstarbeit leer sein“, erwiderte der Neffe sachlich, während er das Rad an die Wand stellte. Es war eine grausame, nüchterne Feststellung. Sie tat Vater Lehmkuhl weh, aber es war nicht angebracht, Trauer und Schmerz zu zeigen. Nachdenklich begleitete er den jungen Mann ins Haus, wo Base Lehnchen schon eifrig am Küchenfeuer hantierte, darauf gewaltige Wassertessel brodelten. Die hilfsbereiten Nachbarn, der lange Leckerbusch und der Kleinsiedler Volkmann, saßen schon auf der Bank und tranken schwarzen, heißen Kaffee. Sie hatten in sachlich-fachlichen Gesprächen den Eber schon dreimal umgebracht und hörten nun Fritzchens Rede an, wie hurtig man in Amerika, in Chikago, der großen Schweineschlächterstadt, mit den Tieren fertig würde.

„Sie kommen mit dem Hintergelenk in eine Kettenschlinge“, erklärte er und laute dabei mit vollen Backen, „werden hochgezogen, rollen am laufenden Band dahin, werden abgestochen, geschabt, aufgeschnitten, zerlegt und was weiß ich, und sitzen im Versandsaß, ehe sie überhaupt wissen, was mit ihnen passiert ist. Großartig, sage ich euch, ganz großartig ist das! Ich habe darüber in der Schlächterzeitung gelesen.“

Base Lehnchen machte: „Brrr! Die armen Tiere!“ und schüttelte sich. Die Nachbarn nickten und schwiegen. Der Massenmordbericht wollte ihnen nicht recht eingehen.

Vater Lehmkuhl hatte sich mit der Mutter heimlich davongemacht. Sie waren durch den Garten fortgegangen. Nein, sie hätten nicht dabei sein können, wenn geschah, was nun doch einmal geschehen mußte: beim besten Willen hätten sie es nicht übers Herz gebracht, den guten, dicken Eber sterben zu sehen.

„Hungern will der Mensch auch nicht, und das Gemüt macht keinen satt“, meinte Fritz und erhielt dafür von Lenchen einen strafenden Blick. Sie stieß ihn im Vorbeigehen mit dem Stiel des Schaumlöffels in die Rippen, daß er lichten und anziehen mußte.

„Nun fangt schon an!“ rief sie. „Es ist längst heller Morgen über euerm dummen Geschwätz geworden.“

Im Halbdunkel des Stalles wurde dem Eber Benno am linken Hinterfuß eine Schlinge angelegt. Ein Mensch, den er nicht kannte, trieb ihn mit einem Stock hoch. Schlaftrunken und sehr mißmutig gehorchte er ahnungslos, torkelte durch den Stall und stierte draußen auf dem Platz vor dem Schuppen tiefsinnig vor sich hin. Er war noch warm von Stroh und spürte plötzlich die diesig kalte Morgenluft an seinem Leib. Er wurde nüchtern und begann zu schnauben und zu grunzen. Der Nebel seines Atems stand vor seinen kleinen, kreisrunden Nasenlöchern, aus dem Ziegelsteinboden kroch ihn feuchte Kälte an, und es kam ihm mehr und mehr ungemütlich vor, hier stehen zu müssen. Der Jahhorn stieß ihn plötzlich. Er wollte zum Trog zurück in die dumpfige Wärme des Stalles. Er hatte Hunger und war über alle Maßen ärgerlich.

Mit einem Male merkte er, daß man ihn heimtückisch angebunden hatte. Er zappelte unglaublich schnell mit dem Hinterteil in zorniger Ueberraschung. Manchmal stellte er es ein und sah sehr mißtrauisch den fremden Menschen zu, die geschäftig hin und her liefen und Unverständliches sprachen. Er vermißte Vater Lehmkuhl und den Qualm seiner Pfeife. Unbehagen und Unruhe steigerte sich in ihm zu einer furchtbaren Ahnung. Das kam, weil Neffe Fritz den großen Lederschurz angelegt hatte, der nach Blut roch. So etwas merken alle Schlachttiere. Ist es so weit, soll man sie nicht lange quälen.

Im großen Garten neben dem Hause pinkte die Blutwurst. Die Tauben gurrten hoch auf dem Dach, und die Sonne ging auf. Die letzten winterlichen Geranienblumen nickten auf dem Beet.

Wer in solch einer frühlichen Morgenstunde, wo in alles in der ersten Sonne blank von der Nässe erglänzt, ein Tier ansieht, das geschlachtet werden soll, kann es nicht ohne tiefsinnige Gedanken tun. Vor allem, was lebendig war und nun tot ist, steht ein nachdenklicher Mensch immer mit einem etwas beklemmenden Gefühl eigener Unwissenheit und Kleinheit. Vielleicht wäre das anders, wenn nicht alles Lebendige müßte, daß es einmal sterben muß?

Hatte Vater Lehmkuhl solche Gedanken, daß er fortlief? Die Anwesenden jedenfalls nicht, denn sie waren voller Eifer damit beschäftigt, dem bissigen Eber eine weitere Fußschlinge anzulegen. Er gebärdete sich jetzt wie toll. Es gelote sich, daß er stärker war, als man gedacht hatte. Er schrie, daß es ihnen in den Ohren gellte. Er schlug den dicken Kopf mit den Bürstelborsten hin und her, daß ihm die großen Ohren schwappten. Trotzig setzte er sich auf das Hinterteil und rutschte angstgequält über den Boden: er rist den Nachen auf und das heulende Geschrei fuhr über den Garten hinweg in die Felder, als könne von dort Hilfe kommen. Die Augen, kleine, mit blonden Wimperhaaren befetzte Augen, bietz er geschlossen. Das war töricht von ihm. Er sah nicht, daß Neffe Fritz nun ruhig von hinten herantrat und abwartend stehen blieb. Als er sie aufriß, ziemlich dumm, mit verständnislosem Glotzen, und einen Augenblick nach Eigenart aller Schweine ganz still stand, fuhr ihm der große Holzhammer plötzlich wuchtig vor den Schädel. Es hatte einen Ruck gegeben, einen Schlag, daß er sich mit jappendem Laut breit auf die Seite legte.

„Den Eimer her!“ rief Neffe Fritz und riß das Messer heraus. Lenchen sprang hurtig hinzu, der blitzende Stahl, riß dem Eber die Gurgel auf, und das lebendige, warme Blut schoß quirlend in das vorgehaltene Gefäß. Der lange Leckerbusch rührte geschwind mit dem Holzlöffel; dabei hielt er die großmächtige Pfanne in der anderen Hand schon bereit und schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge. Er aß Blutpfannkuchen für sein Leben gern.

Lenchen war rot im Gesicht vor Eifer. Sie machte große, etwas furchtsame Augen, aber sie hielt sich tapfer. Der Eber schrie noch ein paarmal, schließlich röchelte er mir noch, dann wurde er blaß und still. Er hatte nicht viel gelitten. Fritz verstand sein Handwerk. Es ist ja ein Unterschied, ob man ein Schwein tot macht oder ausfachgerecht schlachtet! Er pumpte immer noch Blut, indem er langsam das Vorderbein des Ebers auf- und niederstieß, als schon alle Gefäße voll waren, so viel gab der gewaltige Eber Benno her!

Jetzt erst, als alles vorüber war, kam Lenchen ganz dicht heran, an jeder Hand einen Kessel mit heißem Wasser schwenkend. Es konnte ja keiner wissen, ob solch ein großes Tier nicht plötzlich wild wurde und die Menschen wütend angriff, wenn ihm das Messer schon in der Gurgel stak! Immerhin hielt sie noch genügenden Abstand, als Neffe Fritz das dampfende Brühwasser über den Leib des Ebers goß. Der rührt sich nicht mehr. Das kochende Wasser hätte ihn sicherlich noch einmal auf die Beine gebracht, wenn nur noch eine Spur Leben in ihm gewesen wäre. Er war also endgültig tot! Nun erst nahm sie ihn genau und von allen Seiten in Augenschein. Der lange Leckerbusch befühlte die speckigen Seiten und streift mit Fritz über das Gewicht des Tieres.

Ritsch! — Ratsch! — Ritsch! — Ratsch! ging der Schaber über den fett wackeligen, warmen Schweineleib hinweg, schob die nassen Borsten zu Krümmen zusammen und sagte das plötzlich saubere Fleisch klar und blaß zutage.

Nun war die Sonne rein und hell über den Häusern aufgegangen. Ein leichter Ostwind hatte sich aufgetan und trug die nebelweißen Brühschwaden des heißen Wassers aus dem Hof mit sich fort. Groß und fett und tot lag der Eber Benno auf dem blanken Ziegelsteinboden. Sein schaumrotes Blut stand in Schüsseln und Töpfen neben ihm und gehörte ihm nicht mehr. Es war aus mit ihm! Sein von grunzendem Schlaf und nahrhaftem Futter ausgefülltes Leben hatte ein wohl erwogenen Zwecken zugedachtes Ende gefunden.

Es ging schon gegen Mittag, als Vater Lehmkuhl mit der Mutter langsam heimkam. Schon von weitem sahen sie, daß der Eber mit gespreizten Beinen aufgeschlachtet am Querholz über der Leiter hin. Er blühte ab. Lenchen war damit beschäftigt, die Stätte menschlicher Blutblüte mit Wasser und Besen zu reinigen.

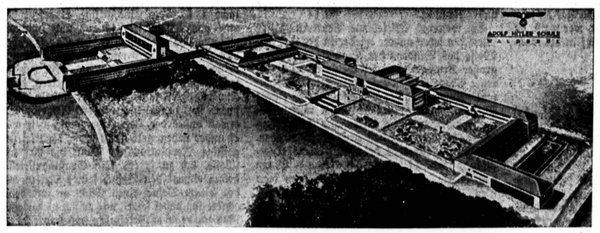
Etwas schämte sich der Herr des Hauses nun doch, als er die Freunde begrüßte. Man sagte, man verstünde es natürlich, daß selbst ein erwachsener Mann davonliefe, wenn ihm ein liebgewordenes Tier aus dem Stall geholt und geschlachtet würde, insgeheim blieb aber doch ein leises, ganz verschossenes Bäcklein in ihnen. Komisch war es jedenfalls, denn — zum Teufel! — sind Schweine nicht dazu da, um geschlachtet und gegessen zu werden? —

Spät am Abend waren die Leberwürste fertig. Ein Riesenbraten war für die Pfanne bestimmt. Räucherfleisch hing am Wurstständer neben Mettwürsten und Speckseiten. In den Salzfässern quoll das Frischfleisch bis obenan, und immer noch standen Schüsseln und Holzmolden voller Klein- und Kesselfleisch, so daß man sich wundern mußte, woher alles kam. Schließlich auch darüber, wer alles essen sollte, denn der Eber war ein mächtiges Tier gewesen.

Der Siedler Volkmann hatte sich im Verlauf des Nachmittags am Bier etwas übernommen. Der lange Leckerbusch war milde vom endlosen Drehen des Hackmaschinenschwengels, und Base Lenchen hatte ein wenig Fieber nach aller Aufregung und Arbeit.

Da ließ Vater Lehmkuhl den Tisch blank scheuern und Ordnung machen, während er selber die Hängelampe anzündete. Der Briefträger des Ortes hatte sich mit Pantoffeln und langer Pfeife eingestellt und als alter Nachbar große Teilnahme am Verlauf der Schlachtung bekundet, so daß er mit Recht aufgefordert wurde, dazubleiben. Aus der Stadt war Onkel Heinrich eingetroffen, den man lange nicht gesehn hatte. Er mußte aber irgendwie etwas gehört haben, und hatte gleich eine Ziehharmonika mitgebracht, so daß schließlich ein großer Kreis hungriger Gäste mit erwartungsvollen Mienen den Tisch umsah. Vater Lehmkuhl saß am Kopfende und lud stolz ein, was einzuladen war. Es wurde ein fröhliches Fest. Der Gastgeber würzte es durch eine Gedenkrede auf den toten Eber Benno und hob sein Glas zu wiederholten Malen.

Das Haus dröhnte von Spiel, Tanz und Gelächter. Die ganze Nacht hindurch bis an den nächsten Morgen fiel das Licht aus dem Küchenfenster in den schlafenden Garten. —



Das Modell zur Adolf-Hitler-Schule in Waldbröhl

Mit dem feierlichen Festakt der Grundsteinlegung für eine Adolf-Hitler-Schule in Waldbröhl im Gau Köln-Aachen, mit dem gleichzeitig der Grundstein für neue weitere Adolf-Hitler-Schulen in verschiedenen deutschen Gauen gelegt wird, der am Sonntag, dem 16. Januar 1938, in Anwesenheit von Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsjugendführer Baldur von Schirach stattfindet, wird der erste Abschnitt zur Herstellung der für die nationalsozialistische Jugenderziehung und Führerauslese wichtigsten Institute eingeleitet. (Weltbild,Zander-K.)

Dies nebenbei

Vor 25 Jahren entschloß sich die Deutsche Reichspost, die Fliegerei in ihren Dienst zu stellen. Sie beurlaubte den Telegraphenassistenten Willi Lenk, damit er bei den Deutschen Flugzeugwerken in Leipzig, bei dem Flugleiter Oelerich, Flugunterricht nehme. Die Absicht war dabei, in Zukunft in den Kolonien vom Flugpostverkehr Gebrauch zu machen. Die Post erkannte also schon damals die Bedeutung des Flugzeuges in der Postbeförderung in weiten Gebieten. Es ist erstaunlich, daß bereits der Gründer der Deutschen Post, der berühmte Generalpostmeister Dr. Stephan, am 24. Juni 1874, also lange vor der Geburtsstunde brauchbarer Flugzeuge im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin einen Vortrag hielt, in dem er die Ansicht vertrat, daß einst die Luftfahrzeuge im Verkehr eine bedeutende Rolle spielen würden. Die Post allerdings hatte auf die Entwickelung der Luftfahrzeuge zunächst gar keinen Einfluß. Man muß es ihr also um so mehr als fortschrittliche Gesinnung anrechnen, daß sie damals, wo selbst die militärischen Stellen in Deutschland kaum die Bedeutung des Flugzeuges erkannt hatten, auch schon einen ihrer Beamten im Fliegen ausbilden ließ.

*

Ein griechischer Gelehrter veröffentlicht soeben eine interessante Abhandlung, in der er ausführt, daß die Sitte der Stierkämpfe, die sich bis heute erhalten hat, auf griechischem Boden entstanden ist. Schon neun Jahrhunderte v. Chr. hat es danach in Griechenland Stierkämpfe gegeben. Der Wissenschaftler zitiert viele Stellen aus den Werken alter griechischer Schriftsteller, die davon zu berichten wissen, daß der Stierkampf schon im Altertum in Griechenland und besonders in Thessalien eine sehr beliebte Volksunterhaltung war. Damals wurde allerdings nicht wie heute nur ein Stier in die Arena getrieben, sondern immer gleich eine ganze Herde. Bei besonders festlichen Anlässen traten die Stierkämpfer gleichzeitig gegen ein Rudel von fünfzehn Stück an. Natürlich zeigten sich bei diesen Massenkämpfen die Stiere noch wilder wie im Einzelgang, so daß der griechische Gelehrte zu dem Schluß kommt, daß die Stierkämpfe in jenen Zeiten sich viel blutiger abwickelten als heute.

*

Der französische Buchhandel hat in dem krampfhaften Bemühen, um jeden Preis etwas Neues zu bieten, Bücher mit Reißverschluß auf den Markt gebracht. Man behauptet, daß die neue Buchtype, dadurch, daß der Reißverschluß sie geschlossen halte, nicht verstaube und daß das Papier nicht so leicht vergilbe. Derartige Bücher sind vorläufig nur in Lederausführung zu haben. Sie sollen aber auch bald in Leinenausführung erscheinen. Die Reklame weist darauf hin, daß das Aeußere der Bücher, das eigentlich seit Jahrhunderten unverändert geblieben, jetzt zum ersten Male eine wesentliche Aenderung erfuhr.

*

In Wiesenberg in der Tschechoslowakei hatte ein Mann auf eigenartige Weise „Glück im Unglück“. Der ältere Mann, ein Fleischer, war gerade damit beschäftigt, ein geschlachtetes Kalb auszuweiden, als er einen Schlaganfall erlitt und zu Boden stürzte. Dabei brachte er sich mit dem großen scharfen Messer, das er in der Hand hielt, eine tiefe Schnittwunde in den Oberschenkel bei. Bevor man einen Arzt herbeischaffen konnte, hatte er schon soviel Blut verloren, daß seine ängstlichen Angehörigen befürchteten, er sei verblutet. Gerade aber der starke Blutverlust wirkte wie ein Aderlaß und bewahrte ihn vor den Folgen des Schlaganfalles. Sein Sturz ins Messer war eine radikale Behandlung des Schlaganfalles.

*

Dieser Tage ereignete sich in New-York der nicht allzu häufige Fall, daß treue Dienste in gerade königlicher Weise belohnt wurden. Mr. William Lowe war 17 Jahre lang in den Diensten von Mrs. Julia Marshall Foster, die ihren treuen Butler wie einen Sohn behandelte und ihm bereits öfter erklärt hatte, daß sie ihn im Testament bedenken werde. Der junge Mann war als Ingenieur nach Amerika ausgewandert. Da er aber keine seinen Fachkenntnissen entsprechende Stellung finden konnte, nahm er, wie dies in USA allgemein üblich ist, kurzerhand die Tätigkeit als Kammerdiener bei Mr. Foster, der damals noch lebte, an, und als dieser vor 10 Jahren starb, blieb er bei seiner Witwe. Mr. Lowe, der seit zwei Jahren verheiratet ist, ahnte wohl nicht, daß ihn seine Arbeitgeberin zu ihrem Haupterben eingesetzt hatte und ihm den Betrag von 500 000 Dollar, also 1¼ Millionen Mark hinterließ.

*

In Tucapy, einem Ort im mittleren Böhmen, starb eine 80jährige Bettlerin, die in einer armseligen Hütte hauste und als die Aermste der Armen im Lande galt. Ueber ein halbes Jahrhundert lang hatte sie von der Mildtätigkeit der Nächsten und von einer bescheidenen Unterstützung, die ihr die Gemeinde zab, gelebt. Als nach ihrem Tode die Gendarmen die Hütte der Verstorbenen aufräumten, fanden sie unter einem Haufen Lumpen versteckt einige Tongefäße und Blechbüchsen, die insgesamt 15 Kilogramm alter Goldmünzen enthielten. Weitere Nachforschungen führten zu der Entdeckung zahlreicher Silbermünzen, und auch Sparkassenbücher wurden gefunden, die einen Gesamtwert von 250 000 Tschechenkronen hatten.

Deutsche Matrosen in Pompeji

Die Besatzung des Panzerschiffes „Deutschland“ besuchte von Neapel aus die Ausgrabungen von Pompeji. (Weltbild, Zander-K.)

Die Kronprinzenhochzeit in Athen

Mit großem Jubel wurde die Hochzeit des Kronprinzenpaares von Griechenland im ganzen Lande gefeiert. Unser Bild zeigt das Brautpaar im Kreise der Familie kurz nach der Trauung. (Zander-M.)

Wilhelm Filchner wieder in der Heimat

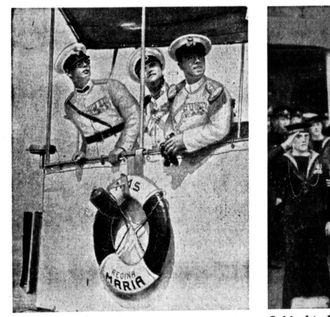
Der deutsche Asienforscher und Nationalpreisträger traf nach dreijähriger Abwesenheit wieder in Deutschland ein. — Der Forscher mit seiner Tochter Erika, die ihrem Vater nach Indien entgegengefahren ist. (Ass. Preß, Zander-Multiplex-K.)

Der Duce ehrt die Sieger der Getreideschlacht

Reichsminister Darré, der zurzeit in Italien weilt, um den vorjährigen Besuch des italienischen Ministers für Landwirtschaft und Forsten, Rossini, zu erwidern, wohnte als Gast des Duce der Preisverteilung an die Sieger der Getreideschlacht, die am Schlusse jedes Wirtschaftsjahres in Rom stattfindet, bei. — Links im Bild Reichsminister Darré und der deutsche Botschafter in Rom, von Hassel. (Bildtelegramm. Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Alfred Rosenberg 45 Jahre alt

Am 12. Januar beging Reichsleiter Alfred Rosenberg, der dem Außenpolitischen Amt der NSDAP. vorsteht und der Beauftragte des Führers für die Ueberwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung der Partei ist, seinen 45. Geburtstag. (Zander-K.)



Kronprinz Michael aus Seenot gerettet

Das rumänische Torpedoboot „Regina-Maria“, das den rumänischen Thronfolger Michael zu den Hochzeitsfeierlichkeiten nach Athen bringen sollte, geriet infolge der schweren Stürme auf dem Schwarzen Meer in Seenot, so daß schwere Gefahr für das Kriegsschiff bestand. Einem britischen Schlepper gelang es, den Zerstörer, dessen Maschinenräume bereits vollgelaufen waren, in Sicherheit zu bringen. (Weltbild, Zander-K.)

Schlachtschiff „Warspite“ wieder in Dienst gestellt

Wie andere Großschiffe der englischen Marine, wurde auch das Flaggschiff der Mittelmeerflotte, die „Warspite“, einem umfangreichen Umbau unterzogen, wobei die neuesten technischen Errungenschaften Berücksichtigung fanden. Der Kommandant, Capt. V. A. C. Crutchley, begibt sich hier gerade an Bord. Es ist interessant, daß er sich mit einem Spazierstock einschifft. (Atl., Zander-K.)

Der „Mussolini-Paß“ durch Italienisch-Ostafrika

Ein interessantes Luftbild von der neuen Fernstraße durch Italienisch-Ostafrika, dem „Mussolini-Paß“, die unter Ueberwindung ansehnlicher Höhenunterschiede Massaua über Asmara mit Addis Abeba verbindet. Wie man sieht, passiert gerade ein 50 Wagen starker Lastzug die Straße. (Vedo, Z.-K.)

Unruhiges Palästina

Die Polizei von Nazareth wurde mit neuen Panzerwagen ausgerüstet, von denen die ersten bereits eingetroffen sind und ihren Dienst aufgenommen haben. (Presse-Hoffmann-Zander-K.)

Einzug der Japaner in Nanking

Nach der Eroberung Nankings durch die Japaner zogen die siegreichen Truppen in die Stadt ein. (Weltbild, Zander-K.)

Abenteuer unter Wolkenkratzern

Eine Entdeckungsreise nach USA von einem, der Millionär werden wollte

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst

Von Peter Marius Zell

2. Fortsetzung

Ich war recht zufrieden und wollte nichts weiter. Leider wollte man etwas von mir. Ich war als der berühmteste europäische Cocktailmixer angekündigt, der nach USA gekommen sei, um an einem Wettbewerb teilzunehmen. Wie um diese Wahrheit, die keine war, zu bestätigen, fügte Jane hinzu: „Und sein Bild war auch schon in den Zeitungen!" Daß dieser Anlaß damit nichts zu tun hatte, war ihr höchst egal.

Ich ließ mir die silbernen Becher bringen, begann die Zeremonie unter Aufsicht von vielen Augen, mixte, schüttelte und wünschte mich oder die Gesellschaft zum Henker. Ich hatte in meinem Leben kaum Cocktails getrunken. Jetzt sollte ich welche mixen . . .

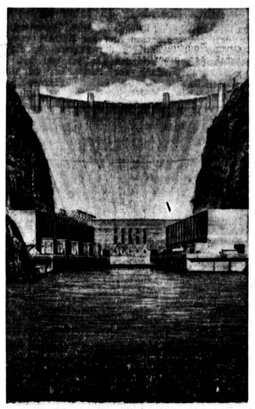
Die Zitrone, die ich zwischen meinen Fingern zerpreßte, spritzte in mein Auge. Es biß schrecklich. Dann goß ich Gin und Whisky mit Arrak und Rum zusammen. Vorsichtshalber kostete ich. Das war auch das letzte Mal, dann habe ich das den Gästen überlassen. Zum Schluß nahm ich Kirschen, Himbeeren und Blaubeeren dazu, schüttelte alles in dem Becher. Man staunte, ich auch.

Zuerst floß nämlich die Kappe von dem Mixbecher ab und einer Dame ins Platinhaar, dann verlor ich das Sieb und kurz darauf fast die Fassung: der Cocktail, den ich in die Gläser schenkte, war nämlich dunkelblau wie Tinte.

Unter welcher Einwirkung der Farbstoff der Blaubeeren den gänzlichen Sieg davongetragen hatte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls war der Erfolg ungeheuerlich:

„The blue Cocktail!"

Die Entdeckung des blauen Cocktails ließ Columbus' Ruhm im Schatten eisterben. Daß der blaue Cocktail tatsächlich getrunken wurde, lag zweifellos daran, daß die meisten bereits blau



Der größte Steinbau, der je von Menschen errichtet wurde

Eine neue Ansicht des riesigen Boulder-Staudammes, der dazu dienen soll, die Fluten des mächtigen Koloradoflusses zu fesseln, sowie ein großes Gebiet trockenen Landes zu bewässern und fruchtbar zu machen und drei amerikanische Staaten mit Licht und Kraft zu versorgen. An dem Damm haben sechs Unternehmerfirmen über 5 Jahre lang gebaut, und die Kosten werfür belaufen sich auf ca. 115 Millionen Dollar. (Atlantic, Zander-K.)

waren. Ich habe ihn nicht getötet. Dann tanzte ich mit einem entzückenden Mädchen.

„Wie kommen Sie in diese Gesellschaft?", flüsterte sie mir zu.

„So wie Sie!" sagte ich.

„Wie ich? Ich bin Ballettgirl und heute Abend hier engagiert. Ich muß, wie eingeladen, als Komtesse tanzen."

„Du! Wer sind die Leute?"

„Das erzähle ich Ihnen morgen." Ich verlangte meinen Strohhut.

„So macht man Geld . . ."

Ich stand am Eingang des Bühnenclubs. Er hieß „Sechs Künste". Dort traf ich, wie verabredet, die Ballettratte vom gestrigen Abend.

Sie kam pünktlich. Da sie fein Engagement hatte, freute sie sich, zu einem Imbiß eingeladen zu sein. Und dann bat ich sie, mich über Rang aufzuklären und mir mitzuteilen, was für gestern Abend angedeutet hatte.

„Sie sind dort nicht in der richtigen Gesellschaft", sagte sie, „ich sah es gleich an Ihren ehrlichen Augen, daß Sie nicht dorthin passen."

„Sind es denn Verbrecher, wo wir gestern Abend waren?"

„Nein", sagte die Kleine, „aber bei uns leben viele Leute davon, daß sie zwischen den Lücken des Gesetzes spazieren gehen; sie tun etwas, was kaum bestraft werden kann, aber sie sind auch nicht ehrbar."

„Und welches Interesse hätten Sie, mich aufzuklären? —"

„Ich habe keinen Boyfriend, und ich dachte, wenn wir zusammengehen würden, dann könnten wir uns gut unterhalten."

Diese Offenheit findet man drüben viel mehr als bei uns. Boyfriend und Girlfriend sind Begriffe, die Kameradschaft und Freundschaft umschließen, vielleicht auch zur Ehe führen, aber niemals mit Dingen etwas zu tun haben, die nicht zum guten Ton gehören. Die gute amerikanische Familie, mag sie reich oder arm sein, ist sittenstreng, und wie in aller Welt, so verführt auch drüben nur immenser Reichtum oder angeborener Mangel an Selbstdisziplin zu Lastern. Sie fuhr fort: „Die Leute gestern mit den Titeln, waren fast alle gemietet. Die meisten Titel sind echt viele nicht, und alle sind so arm, daß sie sich für 10 Dollar pro Abend als Gesellschafter vermieten. Anne Loods ist eine Agentin, die für eine Versicherung arbeitet und nur die Aufgabe hat, Leute kennen zu lernen, die Geld haben." Mir wurde vieles klar. „Sie müssen, wenn Sie in Newyork erfolgreich sein wollen, sich um die Leute kümmern, die viel Geld machen. Dann lernen Sie es auch. Nur von erfolgreichen Leuten kann man etwas lernen."

„Richtig", sagte ich Greenhorn, der drei Tage dies härteste Pflaster der Welt trat, „aber wo lernt man solche Leute kennen?"

„Hä, das ist nicht so schlimm. Bei uns im Club. Dort drüben sitzt zum Beispiel Charles B. Riber. Er betreibt einen elenden Ausschank in der Negergegend. Aber er verdient viel Geld. Deshalb gehen unsere angesehensten Clubmitglieder manchmal zu ihm in die Kneipe und in die Wohnung."

„Nur weil er viel Geld verdient?"

„Deshalb, und auch weil sie sehen wollen, wie er es macht. Sie müssen verstehen: bei uns ist Geldmachen nebenher auch ein Vergnügen, ein Sport. Man bewundert das. Und wenn man dabei jemand was absehen kann, dann macht man es ebenso. Das ist fair."

„Das ist fair?"

„Das ist fair. Versuchen Sie es nur mit Charlie. Charlie wird Ihnen niemals böse sein, wenn Sie ihm abgeschaut haben, wie er Geld verdient. Sie nennen es zu verdienen. Wir sagen Geldmachen. Darin liegt der Unterschied. Wir wollen es nicht „verdienen", wir wollen Geld machen. Aber das lernen Sie auch noch."

„Also, der Charlie wird es mir nicht übelnehmen?"

„Nein, nicht einmal, wenn Sie ihn nachher über das Ohr hauen und hineinlegen. Dann sagt er sich: Sie sind schlauer, und er ist dümmer. Denn hat er noch Hochachtung vor Ihnen. Wir denken hier alle so."

Ich beschloß, Charlie B. Riber zu besuchen. Ich trank einen Gin mit ihm. Er lud mich wieder ein. Ich besuchte ihn in seiner Kneipe.

Versuch mit Charlie

Sie lag in einer erbärmlichen Gegend. Kein Baum. Kein Strauch. Freudlose schwarze Fronten. Verfallene Mietskasernen. Abfall in den Straßen. Wer seine alte Matratze insolae zu gahlreicher Mitbewohner loswerden wollte, sagte sie an einen eisernen Träger der Hochbahn und zündete sie an. Wieder die Polizei, noch die Feuerwehr hatten etwas dagegen. Riesine Reklameplakate, grell und aufdringlich, stellten die einzige Belebung dar. Drei Stufen ging ich hoch in das schmale kleine Lokal. Roter und Weiße in Arbeitstracht, lauernd und zechend. Würfel. Gestank von schlechtem Tabak. Der Fußboden vollgespuckt. Es konnte einem übel werden. Ich bereute schon, daß ich diesen unnützen Weg gemacht hatte. Wie sollte ich hier lernen, wie man Geld verdient? Ich war kein Bubiker, der an Schwarze Pistel verkauft.

Aber Charlie begrüßte mich mit großem Hallo. Er ließ mich nicht wieder los. Zwei Stunden hockte ich neben ihm an der Bar. Ich beobachtete die mir fremde Umgebung, dabei goß mir Charlie reichlich ein, und ich bezahlte sofort, um keine Enttäuschung zu erleben.

Dann fragte ich ihn: „Wie verdient man hier Geld?"

„Oh — einfach. An Dir. An allen."

„So meine ich das nicht. Ich kann keinen Schnaps verkaufen. Wie kann man sonst Geld machen?"

„Federzeit. Immer. Willst Du es sehen?"

„Ja, aber ich will nicht allein das Opfer sein."

„Gut, du und die anderen. Hallo, ihr Jungens. Wer saubere Füße hat, bekommt einen Whisky gratis".

Einige horchten auf. Die meisten hielten und tranken weiter. Einige behaupteten: „Wir haben auch eine Badewanne daheim!"

„Well, — dann kommt und holt euch den Whisky ab, und wie ist es mit dir?", fragte Charlie mich.

Ich sann nach. Wo war die Falle? Dann sagte ich: „Ich habe natürlich auch keine schmutzigen Füße."

„Well — das ist fair."

„Stiefel ausziehen, vorzeigen!"

Sieben Männer und ich zogen die Stiefel aus. Charlie sat das Gleiche. Das Resultat war erschreckend.

Charlie zeigte einen schneeweißen Strumpf. Das Futter seines Stiefels war von innen schneeweiß. Sein Fuß war es auch.

Unsere Socken war ja nun, wie sagt man, bequangen, benutzt. Auch ohne Lupe konnte man den Newyorker Staub der Straße auf ihnen erkennen. Das Futter in den Schuhen sah so aus, wie es aussieht, wenn die Schuhe ein halbes Jahr getragen sind. Auch bei mir.

Es geht um tausend Dollar

Alle zahlten den Dollar. Ich auch. Charlie lachte und trank auf mein Wohl. Ich beschloß, mich zu rächen. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß Charlie nicht einmal der Erfinder der erfolgreichen Idee war, sondern seine Frau. Ich hatte sie und ihre bildhübsche Tochter Gladis im Club kennen gelernt. Ich beschloß, bei Charlie im Haus privat als Gast das zu verkonsumieren, was mich der Besuch in seiner Kneipe gekostet hatte. Ich hatte allmählich in Newyork gelernt, wie man es macht, wenn man bei solchen Leuten eingeladen werden will. Ich telefonierte mit Gladis:

„Ich komme gerade aus Boston zurück."

„Oh, aus Boston, was machst du in Boston?"

„Ich machte Geschäfte. Sehr gute. Ich verdiente tausend Dollar. Ich habe einige Antiquitäten verkauft."

„Oh, Mutter schwärmt für Antiquitäten. Du mußt es . . . Du mußt uns besuchen. Ganz schnell."

Natürlich dachte ich. Ich weiß. Bevor die angeblichen tausend Dollar mir ein anderer abgejagt hat. Wir verabredeten uns bei ihr zu einer Partie auf übermorgen. — Ich traf dort allerhand nette Leute. Zuerst ging es ganz harmlos zu. Es gab unheimlich viel zu trinken. Ich wurde, als man mich für „vernehmungsfähig" hielt, gefragt, ob ich denn auch tausend Dollar verdient hätte. Ich sagte, sie lägen auf der Harriman-Bank und das Scheckbuch sei in meiner Hosentasche. Kurz darauf fühte mich Gladis hinter das Ohr. Sie hatte mich wirklich lieb. Wir waren allein da. Ich hielt mich an die Hausbar. Charlie protete mit unentwegt zu. Ich rächte mich, und es schien, als habe er alles durchschaut. Er gönnte es mir.

Plötzlich hieß es: „Alle nach rückwärts kommen."

Ich kam. In dem Raum saßen nun die Gäste um einen Tisch. Raum saß ich! Husch waren die Karten da.

„Sie geben!" sagte die Hausfrau.

Da wußte ich Bescheid. Ich hätte, ehe ich die Karten umgedreht hatte, einige hundert Dollar verloren, und wenn ich weitergespielt hätte, mehr als tausend. Ich bekam einen Husten. Einen schrecklichen. Ich mußte hinausgehen. Ich kam nicht wieder. Und dach blieb ich in den vorderen Räumen, behauptete, ich hätte keine Ahnung von Karten, hätte nie gespielt und wollte mir auch nichts zeigen lassen. Charlie grinste von einem Ohr zum anderen. Er freute sich schrecklich. Tätschelte mir auf die Schulter. Ich hatte keine raffinierte, überkluge Frau hineingelost, die ihm täglich mit neuen Tricks kam und ihm damit beibrachte, wie schlau sie war, anadrich. Und vor Freude darüber, daß dies gelungen war, flüsterte mir auch noch Gladis etwas ins Ohr, wie ich Charlie einmal wieder richtig hineinlegen konnte. Sie hatte auch keine Lust, länger mit ihrer Mutter zu hören, daß niemand sonst Geld zu machen verstünde.

So ging ich nach der fröhlichen Gesellschaft, die zornglühende Gastgeberin zurücklassend. davon. Zwei Tage später war ich wieder in der Kneipe bei Charlie.

„Wie war es?"

„Na, wundervoll!"

„Ich hab' mich gefreut, daß Du schlau warst. Du hast meine Frau reingelegt."

„Jetzt lege ich dich auch hinein, Charlie."

„Mich?" Charlie schüttelte den Kopf. Er glaubte es nicht.

„Doch. Ich will meinen Dollar zurückgewinnen. Und alle, die damals ihn hier mit verloren haben, auch."

Charlie sah mich ungläubig an. Ich winkte die paar Gestalten, die damals mit mir verloren hatten, und die ich wiedererkannte, heran. Sie kamen.

Ich sagte: „Hallo, ihr Jungs! Jetzt zahlt derjenige von uns zwei Dollar und einen Whisky, der einen staubigen und einen weißen Fuß hat."

Pause — Schweigen. Dann verstanden sie alle. Alle sagen diesmal beide Stiefel aus und zwangen auch Charlie dazu.

Er mußte zahlen und ausschenken.

Ein Fuß war weiß. Der andere sah genau so aus, wie bei jedem Menschen, der tagsüber durch die Großstadtstraßen gegangen ist. Charlies Frau hatte nur eine weiße Socke und einen innen weißen Stiefel für diesen Trick in der Kneipe stets bereit liegen, während sie den anderen Partner wieder reinigte und erneuerte.

Gladis hatte mir den Trick verraten. Vielen Dank, liebe Gladis, dies noch heute nachträglich. Pappi zahlte und schenkte uns ein. Es war recht fröhlich, und dann kam ich auf den Gedanken, ob es nicht wohl auf anständige Art möglich sei, in Newyork Geld zu verdienen. Irgend ein Schild an einem Laden „Mann gesucht", ließ mich am nächsten Tag dort eintreten. — „Können Sie mit Kisten umgehen?" Ich bejahte.

In der blauen Küche

Inzwischen hatte ich in Newyork einige Erfahrungen gesammelt. Nicht jede Erfahrung wirkt sich vorteilhaft aus. Bei mir kam es fast zu katastrophalen Folgen. Man sagte mir im Allgemeinen:

„Wenn Sie etwas in USA werden wollen, dann müssen Sie stets bereit sein, alles anzupacken, und wenn man Sie fragt, ob Sie dies oder jenes können, dann sagen Sie einfach immer „Ja". Das andere wird sich finden."

So fand sich die „Blaue Küche", die einen Mann brauchte, der Kisten öffnen und in der übrigen Zeit dem Chefkoch an die Hand gehen konnte. Mir hatte das der freundliche junge Mann, der in dem Stellenvermittlungsbüro tätig war, so auseinandergesetzt, und ich hatte heftig „yes, yes" gerufen, als er mich fragte, ob ich einige Küchenerfahrungen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Kennen Sie Zeppelinheim?

Deutschlands jüngste Gemeinde. — Eine einzigartige Stadt wächst aus dem Boden

An einer der schönsten Stellen des Frankfurter Stadtwaldes, da, wo sich in unmittelbarer Nähe der Riesenbau der Luftschiffhalle erhebt, entstand Deutschlands seltsamste Gemeinde, eine moderne Waldsiedlung, in der nur Angestellte und Arbeiter der Deutschen Zeppelin-Reederei wohnen. Eiserne Pflichterfüllung im Dienste unserer Luftschiffahrt schmiedet die Mannen der Zeppeline von selbst zu treuer Kameradschaft zusammen, einer Gemeinschaft, die nun in der Gründung der Gemeinde Zeppelinheim ihren sichtbaren Ausdruck findet. Zwanzig Minuten nur ist ihr Arbeitsplatz entfernt, und doch werden sie sich in ihrer Stadt, die vom Walde umgeben ist und die sich auf einer Fläche von über 1000 Hektar erstreckt, in einer Weltabgeschiedenheit fühlen, die ihnen nach den Anstrengungen des Dienstes restlose Entspannung und Erholung vermittelt.

Die Anlage von diesem jüngsten Gemeinwesen Deutschlands läßt die Einmaligkeit des Planes ahnen, den Professor Dr. Hans Soeder, Darmstadt, in engster Fühlung mit dem Gau-Heimstättenamt und der Reichsstelle für Raumordnung geschaffen hat. Da liegt ein riesiges Rechteck, das durch einen Wall von Bäumen von der Außenwelt völlig abgeschlossen ist. Alle Wege, die die Zeppelin-Stadt von der Einfahrtsstraße aus durchziehen, sind nur in einer Richtung befahrbar. Mit der Zeppelin-Stadt schuf Professor Soeder einen ganz neuen Siedlungstyp. Hier steht jedes Haus für sich, hohe Waldbäume trennen es vollkommen vom Nachbargebäude, dichte Hecken schließen es von der Durchfahrtsstraße ab. Wenn auch alle Firste nach einer Richtung sehen, in allen Gebäuden die Nebenräume nach Norden liegen, während die Wohnzimmer der Sonne zugewendet sind, so wird diese Gleichmäßigkeit doch durch die verschiedenen Größen der Ein- und Zweifamilienhäuser, die noch dazu eine lebhafte Abwechslung in der Form erhalten, angenehm unterbrochen.

Ein großer Gebäudeblock macht sich nahe am Ortseingang von Zeppelinheim breit. Hier wird den kinderlosen Ehepaaren, den Junggesellen und den vorübergehend im Weltflughafen Frankfurt dienstituenden Offizieren und Mannschaften ein hübsches Heim geboten. Dieser Bau umschließt einen Hof, der als Festplatz bei nationalen Feiertunden dient, während das anschließende „Kapitäns-Haus" den Mittelpunkt des dörflichen Gemeinschaftslebens bildet. In einem großen Saal werden Theaterstücke und Filme aufgeführt, Vorträge veranstaltet oder Festlichkeiten abgehalten. Durch Schiebetüren aufgeteilt, wird dieser repräsentative Raum, der mit Gemälden aus der Geschichte der Luftfahrt geschmückt ist, zu einem Klubheim.

Hier hat auch der „Zeppelin-Bürgermeister" seinen Sitz. — Der Reichsstatthalter von Hessen hat kürzlich den bekannten Zeppelin-Kapitän von Schiller als Bürgermeister dieser Gemeinde vereidigt. — Denn diese Ortschaft bildet ja eine vollkommen selbständige Gemeinde, die sich wie jedes andere deutsche Gemeinwesen selbst zu verwalten hat. Es fehlt weder eine Schule, noch eine Kirche oder Kindergarten, auch eine eigene Feuerwehr und ein Krankenhaus ergänzen die sozialen Einrichtungen.

Aus Deutschlands schwerster Zeit

Das Schreckensjahr an Ruhr und Rhein

Im unterirdischen Abwehrkampf / Von Karl Brammer

Der Verfasser, der im deutschen Nachrichtendienst tätig war, berichtet nachstehend von seinen Erlebnissen während der Ruhrbesetzung.

Vorspiel mit Adrian Dariac

Im Abendgrau eines trüben Dezembertages rast der D-Zug Düsseldorf—Essen—Berlin durch das Ruhrgebiet. In seinem Schlafwagenabteil steht ein dunkelhaariger Mann am Fenster und preßt seine Stirn gegen die Glasscheibe. Die unruhigen Augen verfolgen, in der Gegend jede Einzelheit festzuhalten, jeder Hochofen, jedes Hüttenwerk wird registriert. Aus den Hochöfen bricht der Feuerschein und noch rauchen die Schlote; die großen Räder der Fördermaschinen drehen sich und schaffen Kohle, Kohle. Aber nicht für die deutsche Wirtschaft wird hier gefchafft, sondern Tag und Nacht rollen Züge endlos lang, gefüllt mit Kohle und Koks nach Westen zu. Reparationskohle. Folgen des verlorenen Krieges. Folgen des Versailler Diktats. Frankreich, Hauptnutznießer dieser Arbeit kann aber nicht genug erhalten. Trotz ungestrengter Arbeit bei Tag und Nacht konnte nicht alles erfüllt werden, was gefordert wurde. Und aus diesen unerfüllten Forderungen hat sich ein neuer drohender Konflikt erhoben.

Der fremde Reisende im Schlafwagenabteil hat seinen Koffer geöffnet und entnimmt ihm Aktenstücke. Dieser Reisende spielt in dem Kampf, der jetzt anheben soll, eine wichtige Rolle. Er heißt Adrian Dariac und ist Mitglied der französischen Kammer. Wichtiger aber sind seine Beziehungen zur französischen Industrie und zu führenden Wirtschaftskreisen. Dieser Adrian Dariac ist schon seit Jahren dafür eingetreten, Deutschlands Herzkammer, das Ruhrgebiet, zu besetzen, damit auf diese Weise die deutsche Niederlage vervollständigt wird. Dariac eilt von Konferenz zu Konferenz, er hat dem Kammerausschuß einen Geheimbericht vorgelegt, indem er nachwies, wie notwendig die Besetzung des Ruhrgebietes sei. Er weiß davon, daß seit dem April 1923 Vorbereitungen getroffen worden sind, das Ruhrgebiet in Besitz zu nehmen, er weiß davon, daß Mitte Dezember verbrecherische rheinische Separatisten wie Smeets und Dorten mit dem französischen Oberkommissar Tirard in Koblenz verhandelt haben, um das Rheinland vom Reich loszureißen. Jetzt eben kommt er von einer Konferenz der französischen Kammer in Mainz, und in seinen Akten sind alle Angaben festgelegt über die Zahl der Hochöfen, über die Fördermaschinen und über alles, was aus diesem Gebiet an wirtschaftlichen Schätzen zu holen ist.

Es ist die Stunde des Schichtwechsels, und Dariac, der wieder aus dem Fenster blickt, sieht, wie die Kumpels von ihrer schweren Arbeit heimkehren. Niemals auf der Welt sind soviel Großstädte auf engem Raum wie hier. Fünfzehnhundert Menschen kommen hier auf den Quadratkilometer. Wenn Frankreich auf dieses Gebiet seine Hand gelegt hat, dann kann niemand die europäische Hegemonie Frankreichs bestreiten. Die Zahlen und die Rechnungen Daricas, soweit es sich um die Produktion von Kohlen und Koks, von Eisen und Stahl und alles, was dazu gehört, handelt, mögen stimmen. Die notwendigen Vorbereitungen sind getroffen. Es fragt sich nur, ob auch die deutschen Menschen in diesen Kalkül richtig eingesetzt sind. Man hat mit der Zerspliterung gerechnet und mit dem Parteienstreit, aber man hat nicht damit gerechnet, daß aus diesem Volk, immer, wenn es bis zum Aeußersten kam, Kräfte wachsen, die unwägbar sind und nur zu gerechnet, um die ganze angeheimend so sichere Rechnung über den Haufen zu werfen.

Ohnmacht in der Reichskanzlei

Es ist der erste Januarsonntag des Jahres 1923. Die Wilhelmstraße ist um diese Nachmittagsstunde fast menschenleer. Es ist ein ungemütliches Wetter zwischen Tau und Frost. Der trübe Himmel schüttet Schneeflocken aus, die sich auflösen, wenn sie das Asphaltpflaster erreichen.

In dem nach dem Garten gelegenen Zimmer, dem einstigen Arbeitszimmer Bismarcks, sitzt um diese Stunde der neue Reichskanzler Cuno und liest die Berichte der deutschen Diplomaten aus Paris, London, Rom und Brüssel. Sie künden nichts Erfreuliches. Sie berichten alle von der steigenden Spannung und den bevorstehenden schweren Entscheidungen. Die Lage Deutschlands ist so schwer und ernst, wie sie es nie war. Für einen Dollar bekommt man um diese Zeit fast achttausend Reichsmark, und das erste Tausend Milliarden Schulden ist um die Jahreswende überschritten worden. Der deutsche Botschafter in Washington schreibt ausführlich über die Rede des amerikanischen Staatssekretärs Hughes, der am 29. Dezember gesagt hatte, daß die Reparationsfrage nicht durch politischen Zwang gelöst werden sollte, aber auch diese Rede kann keine Hoffnung geben, denn Washington ist weit, und daß diese Rede eine Tat würde, ist kaum anzunehmen. Am 1. Januar hat der Präsident der französischen Republik Millerand eine Rede gehalten, die alles andere als freundlich war. Die deutsche Regierung hat einen neuen Plan vorgelegt, aber in Frankreich sind Kräfte am Werk, die dem Buchstaben nach erfüllt wissen wollen, worauf angeblich ein Rechtsanspruch besteht. Deutschland im Verzug geblieben mit zwanzigtausend cbm Schnittholz und hunderttausendreißigtausend Telegraphenstangen. Soll um dieser Dinge willen nun ein Kampf entbrennen, der ein Schicksalskampf werden kann?

Jahreswechsel 1937/38. Wo man auch hinschaut, in die Städte und Dörfer des dicht besiedelten Landes an Ruhr und Rhein: Ueberall lindet sich ein Bild froher schaffender Arbeit, und nach Feierabend kommt überall die Freude zu ihrem Recht. Singende Jugend marschiert durch die Straßen, und die Alten sind, nicht weniger fröhlich, dabei, für den Karneval des Jahres 1938 zu rüsten. In Saarbrücken, Trier, Wiesbaden, Düsseldorf, Koblenz wird an den Stammtischen heftig diskutiert — aber über die Qualitäten des guten Weinjahrgangs 1937. Und beim Tanz drehen sich deutsche Soldaten, Flieger, Panzersätzen, Infanteristen und Flakartilleristen in altgewohnter Weise mit den rheinischen Mädchen. Wer ein Bild des Friedens sucht, hier kann er es finden, hundertfach, tausendfach.

Jahreswechsel 1922/23. Eine dumpfe Stimmung liegt über Rheintal und Ruhrland. Seit Jahren schon sind Millionen Menschen im besetzten Gebiet unter fremder Herrschaft. Am liederfrohen Rhein ist es still geworden, das Saargebiet steht unter dem Sonderregime der Genfer Entente, an der Mosel patrouillieren Spahis und Gurkhas. Marokkanische Truppen liegen am Rhein und lernen den deutschen Winter kennen. Es friert sie in ihren Mänteln, und nur, wenn es zu ungemütlich wird, werden sie nach dem Süden Frankreichs zurückgezogen, um im Frühjahr wieder nach Koblenz oder in andere rheinische Garnisonen gelegt zu werden. Wer weiß heute noch, wie schwer dieser Druck war, der damals auf rheinischen Landen lastete. Und keine Aussicht bestand, daß dieser Druck sich verringerte, sondern gerade jetzt hatte sich die Spannung verschärft. Es herrschte eine unheimliche Stille vor einem neuen Sturm, der demnächst losbrechen sollte.

Fünfzehn Jahre sind verflossen seit jenem Schreckensjahr an Ruhr und Rhein. Heute ist das Land wieder frei, völlig frei von jenen unseligen Fesseln des Versailler Diktats, frei durch einen Führerentschluß und die Wiedergeburt des freiheitliebenden deutschen Volkes. Wenn aus Anlaß dieses Erinnerungsjahres von den Kämpfen jener Tage erzählt wird, so nicht, um alte Wunden aufzureißen oder um neuen Haß zu stiften. Die Erinnerung an die Tage der Kämpfe an Ruhr und Rhein ist uns deshalb heilig, weil auch sie einen Markstein bildet in der Entwicklung, die schließlich wieder zur Freiheit des deutschen Volkes führte. Damals haben sich, zum ersten Male seit dem schmählichen Niederbruch, alle Schichten des Volkes in echter Gemeinschaft vereint, um gegen den Rechtsbruch zu kämpfen. In diesem Kampf wurden deutsche Gesinnung und deutsche Art zum ersten Male seit dem Weltkrieg wieder lebendig.

Vorspiel mit Adrian Dariac

Im Abendgrau eines trüben Dezembertages rast der D-Zug Düsseldorf—Essen—Berlin durch das Ruhrgebiet. In seinem Schlafwagenabteil steht ein dunkelhaariger Mann am Fenster und preßt seine Stirn gegen die Glasscheibe. Die unruhigen Augen verfolgen, in der Gegend jede Einzelheit festzuhalten, jeder Hochofen, jedes Hüttenwerk wird registriert. Aus den Hochöfen bricht der Feuerschein und noch rauchen die Schlote; die großen Räder der Fördermaschinen drehen sich und schaffen Kohle, Kohle. Aber nicht für die deutsche Wirtschaft wird hier geschafft, sondern Tag und Nacht rollen Züge endlos lang, gefüllt mit Kohle und Koks nach Westen zu. Reparationskohle. Folgen des verlorenen Krieges. Folgen des Versailler Diktats. Frankreich, Hauptnutznießer dieser Arbeit kann aber nicht genug erhalten. Trotz angestrengter Arbeit bei Tag und Nacht konnte nicht alles erfüllt werden, was gefordert wurde. Und aus diesen unerfüllten Forderungen hat sich ein neuer drohender Konflikt erhoben.

Der fremde Reisende im Schlafwagenabteil hat seinen Koffer geöffnet und entnimmt ihm Aktenstücke. Dieser Reisende spielt in dem Kampf, der jetzt anheben soll, eine wichtige Rolle. Er heißt Adrian Dariac und ist Mitglied der französischen Kammer. Wichtiger aber sind seine Beziehungen zur französischen Industrie und zu führenden Wirtschaftskreisen. Dieser Adrian Dariac ist schon seit Jahren dafür eingetreten, Deutschlands Herzkammer, das Ruhrgebiet, zu besetzen, damit auf diese Weise die deutsche Niederlage vervollständigt wird. Dariac eilt von Konferenz zu Konferenz, er hat dem Kammerausschuß einen Geheimbericht vorgelegt, indem er nachwies, wie notwendig die Besetzung des Ruhrgebietes sei. Er weiß davon, daß seit dem April 1923 Vorbereitungen getroffen worden sind, das Ruhrgebiet in Besitz zu nehmen, er weiß davon, daß Mitte Dezember verbrecherische rheinische Separatisten wie Smeets und Dorten mit dem französischen Oberkommissar Tirard in Koblenz verhandelt haben, um das Rheinland vom Reich loszureißen. Jetzt eben kommt er von einer Konferenz der französischen Kammer in Mainz, und in seinen Akten sind alle Angaben festgelegt über die Zahl der Hochöfen, über die Fördermaschinen und über alles, was aus diesem Gebiet an wirtschaftlichen Schätzen zu holen ist.

Es ist die Stunde des Schichtwechsels, und Dariac, der wieder aus dem Fenster blickt, sieht, wie die Kumpels von ihrer schweren Arbeit heimkehren. Niemals auf der Welt sind soviel Großstädte auf engem Raum wie hier. Fünfzehnhundert Menschen kommen hier auf den Quadratkilometer. Wenn Frankreich auf dieses Gebiet seine Hand gelegt hat, dann kann niemand die europäische Hegemonie Frankreichs bestreiten. Die Zahlen und die Rechnungen Daricas, soweit es sich um die Produktion von Kohlen und Koks, von Eisen und Stahl und alles, was dazu gehört, handelt, mögen stimmen. Die notwendigen Vorbereitungen sind getroffen. Es fragt sich nur, ob auch die deutschen Menschen in diesen Kalkül richtig eingesetzt sind. Man hat mit der Zerspliterung gerechnet und mit dem Parteienstreit, aber man hat nicht damit gerechnet, daß aus diesem Volk, immer, wenn es bis zum Aeußersten kam, Kräfte wachsen, die unwägbar sind und nur zu gerechnet, um die ganze angeheimend so sichere Rechnung über den Haufen zu werfen.

Ohnmacht in der Reichskanzlei

Es ist der erste Januarsonntag des Jahres 1923. Die Wilhelmstraße ist um diese Nachmittagsstunde fast menschenleer. Es ist ein ungemütliches Wetter zwischen Tau und Frost. Der trübe Himmel schüttet Schneeflocken aus, die sich auflösen, wenn sie das Asphaltpflaster erreichen.

In dem nach dem Garten gelegenen Zimmer, dem einstigen Arbeitszimmer Bismarcks, sitzt um diese Stunde der neue Reichskanzler Cuno und liest die Berichte der deutschen Diplomaten aus Paris, London, Rom und Brüssel. Sie künden nichts Erfreuliches. Sie berichten alle von der steigenden Spannung und den bevorstehenden schweren Entscheidungen. Die Lage Deutschlands ist so schwer und ernst, wie sie es nie war. Für einen Dollar bekommt man um diese Zeit fast achttausend Reichsmark, und das erste Tausend Milliarden Schulden ist um die Jahreswende überschritten worden. Der deutsche Botschafter in Washington schreibt ausführlich über die Rede des amerikanischen Staatssekretärs Hughes, der am 29. Dezember gesagt hatte, daß die Reparationsfrage nicht durch politischen Zwang gelöst werden sollte, aber auch diese Rede kann keine Hoffnung geben, denn Washington ist weit, und daß diese Rede eine Tat würde, ist kaum anzunehmen. Am 1. Januar hat der Präsident der französischen Republik Millerand eine Rede gehalten, die alles andere als freundlich war. Die deutsche Regierung hat einen neuen Plan vorgelegt, aber in Frankreich sind Kräfte am Werk, die dem Buchstaben nach erfüllt wissen wollen, worauf angeblich ein Rechtsanspruch besteht. Deutschland im Verzug geblieben mit zwanzigtausend cbm Schnittholz und hunderttausendreißigtausend Telegraphenstangen. Soll um dieser Dinge willen nun ein Kampf entbrennen, der ein Schicksalskampf werden kann?

Ein Plakat aus der Besatungszeit

Das besetzte Gebiet an Rhein und Ruhr mit den ursprünglich vorgesehenen Terminen zur Räumung

Französische Kavallerie bei ihrem Einmarsch in Essen
(Archiv Zander-K.)

Jahreswechsel 1937/38. Wo man auch hinschaut, in die Städte und Dörfer des dicht besiedelten Landes an Ruhr und Rhein: Ueberall lindet sich ein Bild froher schaffender Arbeit, und nach Feierabend kommt überall die Freude zu ihrem Recht. Singende Jugend marschiert durch die Straßen, und die Alten sind, nicht weniger fröhlich, dabei, für den Karneval des Jahres 1938 zu rüsten. In Saarbrücken, Trier, Wiesbaden, Düsseldorf, Koblenz wird an den Stammtischen heftig diskutiert — aber über die Qualitäten des guten Weinjahrgangs 1937. Und beim Tanz drehen sich deutsche Soldaten, Flieger, Panzersätzen, Infanteristen und Flakartilleristen in altgewohnter Weise mit den rheinischen Mädchen. Wer ein Bild des Friedens sucht, hier kann er es finden, hundertfach, tausendfach.

Jahreswechsel 1922/23. Eine dumpfe Stimmung liegt über Rheintal und Ruhrland. Seit Jahren schon sind Millionen Menschen im besetzten Gebiet unter fremder Herrschaft. Am liederfrohen Rhein ist es still geworden, das Saargebiet steht unter dem Sonderregime der Genfer Entente, an der Mosel patrouillieren Spahis und Gurkhas. Marokkanische Truppen liegen am Rhein und lernen den deutschen Winter kennen. Es friert sie in ihren Mänteln, und nur, wenn es zu ungemütlich wird, werden sie nach dem Süden Frankreichs zurückgezogen, um im Frühjahr wieder nach Koblenz oder in andere rheinische Garnisonen gelegt zu werden. Wer weiß heute noch, wie schwer dieser Druck war, der damals auf rheinischen Landen lastete. Und keine Aussicht bestand, daß dieser Druck sich verringerte, sondern gerade jetzt hatte sich die Spannung verschärft. Es herrschte eine unheimliche Stille vor einem neuen Sturm, der demnächst losbrechen sollte.

Fünfzehn Jahre sind verflossen seit jenem Schreckensjahr an Ruhr und Rhein. Heute ist das Land wieder frei, völlig frei von jenen unseligen Fesseln des Versailler Diktats, frei durch einen Führerentschluß und die Wiedergeburt des freiheitliebenden deutschen Volkes. Wenn aus Anlaß dieses Erinnerungsjahres von den Kämpfen jener Tage erzählt wird, so nicht, um alte Wunden aufzureißen oder um neuen Haß zu stiften. Die Erinnerung an die Tage der Kämpfe an Ruhr und Rhein ist uns deshalb heilig, weil auch sie einen Markstein bildet in der Entwicklung, die schließlich wieder zur Freiheit des deutschen Volkes führte. Damals haben sich, zum ersten Male seit dem schmählichen Niederbruch, alle Schichten des Volkes in echter Gemeinschaft vereint, um gegen den Rechtsbruch zu kämpfen. In diesem Kampf wurden deutsche Gesinnung und deutsche Art zum ersten Male seit dem Weltkrieg wieder lebendig.

Bekanntmachung.

**Den enthüllten Fahnen der Besatzungstruppen der verbündeten Mächte sind von allen

Schicksal neben dem Schienenstrang

Viktoria v. Ballaskos neueste Rolle

Du stehst am Fenster des D-Zuges und läßt die Landschaft an deinem Auge vorüberziehen. Jetzt durchfährst du einen kleinen Bahnhof, so klein, daß der Zug dort nicht hält. Du siehst im Vorüberhuschen den Mann mit der roten Mütze, der auf seinem Posten ist, und ein paar Reisende, die auf den nächsten Bummelzug warten, und einen Augenblick lang denkst du,

Ein gewisser Herr Haeselich
Harald Paulsen als Heiratsschwindler in dem neuen Film „Die rote Mütze".

was für Menschen wohl hier in solch einem kleinen Ort wohnen mögen, und wie wohl das Leben seinen Gang nimmt.

Solche Schicksale neben dem Schienenstrang blenden auf in dem Film „Die rote Mütze". Er handelt einmal nicht von Großstadtmenschen, sondern zeigt, wie es auch hier genau so Interessantes und Packendes zu erleben gibt. Im Mittelpunkt des Geschehens steht Marianne Buschko, die Tochter des Mannes mit der roten Mütze. Sie hat einen Kampf um ihre Liebe zu kämpfen; denn ihr Vater ist gegen ihre Verbindung mit ihrem heimlich Verlobten, dem Bahnassistenten Schröder, und durch einen Fremden, den eines Tages ein Zug hereinbringt, wird Unruhe und Verwirrung in dem kleinen Ort erweckt und ihre Liebe noch mehr gefährdet. Diese Marianne Buschko ist die neueste Rolle Viktoria v. Ballaskos.

*

Es war am 2. Januar 1935. Mit schon gewohnter Sicherheit bahnte sich ein Flugzeug der Strecke München—Venedig seinen Weg über die Alpen. Das Wetter beeinträchtigte die Schönheit des Erlebnisses dieser Fahrt; es war kalt und neblig, und sogar über dem Flughafen in Venedig lag der Nebel so dick, daß man erst dreizig Meter über dem Boden beruhigt feststellen konnte: das Vertrauen in die Piloten war berechtigt, sie hatten richtig gesteit, wir werden nicht in den Lagunen „landen".

Bei solch einer Fahrt schaut man sich die Gesichter der Mitreisenden genauer an; da war ein Paar, offenbar auf Hochzeitsreise, einige Herren, deren Aktenmappen verrieten, daß sie geschäftlich oder dienstlich unterwegs waren, aber dann sah da noch ein junges Mädchen, mit einem sehr feinen Profil und einer österreichisch gefärbten Sprache, die wie Musik klang und die ich irgendwo schon einmal gehört zu haben glaubte. Auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, der besagte, daß sie diesen Flug nicht zu ihrem Vergnügen mache. Die Frage nach dem Zweck ihrer Reise drängte sich auf; aber ich unterdrückte die Neugier und fragte nicht.

Vierzehn Tage später liefen wir uns — so wollte es der Zufall — im Palazzo Pitti in Florenz entgegen, und ohne Förmlichkeit begrüßten wir uns diesmal als alte Bekannte. Sie mußte wohl ein gewisses Erstaunen in meinen Augen lesen; denn sie erzählte bald, daß sie nach Florenz nur einen Abstecher nach Erledigung der Arbeit, der ihr Flug gedient hatte, unternommen habe. Und die Arbeit waren Filmaufnahmen in Venedig gewesen, zu deren Wiederholung sie ein Telegramm gerufen hatte, da die ersten Aufnahmen bei der Entwicklung irgendwie verpatzt worden waren. So erfuhr ich, daß ich mit einer „Kaiserin" geflogen war, mit der „Kaiserin von Kalifornien"; denn die junge Dame war Viktoria v. Ballasko, die damals ihre erste Filmrolle als Frau Suters, des von Luis Trenker dargestellten „Kaisers von Kalifornien" spielte.

Vater und Tochter
Viktoria von Ballasko und Eduard von Winterstein. (Mater: A. V. C. Film-Tobis.)

Warum aber hatte ich gezaudert, ihre weiche, melodische Stimme schon zu kennen? Es war sein Irrtum gewesen: Viktoria v. Ballasko hatte Gemälde sind, und man darf ihr glauben, wenn sie erzählt, daß sie auch in Berlin ein häufiger Gast in den Museen ist, um sich an den Kunstschätzen zu erfreuen.

Was Viktoria v. Ballasko damals in ihrer ersten Filmrolle versprach, hat sie gehalten: sie gestaltet die jungen Menschenkinder, die sie darzustellen hat, immer mit großer Innerlichkeit und Lebensnähe, und die Linie ihrer Rollen ist keine gerade: ob in „Kinderarzt Dr. Engel", in „Ball im Metropol", in „Die Warschauer Zitadelle" oder jetzt jüngst in „Die rote Mütze", immer spielt sie junge Frauen, denen unsere ganze Liebe gehört, weil sie sich mit den Schwierigkeiten des Lebens mutig und ehrlich auseinandersetzen und doch bei allem Kämpferischen die frauliche Anmut wahren.

Daß sich hier Rolle und Charakter decken, spürt man bei der persönlichen Begegnung sofort; Viktoria von Ballasko ist auch im Leben solch eine frische, gesunde und offene Natur wie auf der Leinwand. Vom Vater, der in Wien das Amt eines Senatspräsidenten bekleidet, hat sie ein starkes Gefühl der Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit geerbt.

Ihr Weg zum Film führte über das Studium an der Wiener Akademie und Bühnenverpflichtungen in Bern, Breslau, Wien und Berlin (hier hatte sie besonders in Max Halbes „Jugend" im Schiffbauerdamm-Theater einen schönen Erfolg); ihr Wunsch ist, neben dem Filmen auch weiterhin in Berlin Theater spielen zu können und auf der Bühne und auf der Leinwand Rollen zu bekommen, die erschöpfend sind, ob sie nun ‚klein' oder ‚groß' sind, Rollen, die menschlich und logisch fundiert sind, in denen das steckt, was ein Mensch wirklich erlebt, die nicht leer in einem ablaufen und nach deren Gestaltung man das beglückende Gefühl mit nach Hause nehmen darf, etwas gelebt zu haben."

Eine Zielsetzung, der man im Sinne des künstlerischen Schaffens nur volle Erfüllung wünschen kann!

G. O.

Viktoria von Ballasko
in der weiblichen Hauptrolle der Marianne Buschko in „Die rote Mütze"

Willy Birgel – abgeschminkt

Wir sitzen in einem wundervoll bequemen Sessel im Wintergarten der Villa des Großkaufmannes Grant. Herrliche Pflanzen, kostbare Orchideen und ein märchenhaftes Aquarium, das von unten her mit einem blauen Scheinwerfer beleuchtet wird, sind in diesem Wintergarten. Der Großkaufmann erzählt so spannend und aufregend von seiner letzten Afrikareise, daß erst der laute Ruf des Regisseurs und das schrille Signalhorn, das absolute Stille im Atelier befiehlt, uns aus der Illusion dieser Plauderstunde reißen.

Der Russe Tourjanski, der in dem Film „Mitternachtswalzer" Regie führt, bespricht mit Brigitte Horney, der weiblichen Hauptdarstellerin des Filmes im Wohnraum nebenan eine Szene. Birgel hat gerade spielfrei und erzählt mir interessante Einzelheiten von den Außenaufnahmen in Afrika. Man weiß nicht recht, ist Birgel nun abgeschminkt oder hat er Maske gemacht. Er trägt die Kleidung, die Maske nicht. Selten ist ein Schauspieler mit so wenig äußeren Mitteln ausgekommen wie er. Er will seine Figuren nicht von außen, sondern von innen her gestalten und charakterisieren.

Als er feinerzeit, noch am Anfang seiner Laufbahn, für den Staatsanwalt in „Einer zuviel an Bord" hohen Stehkragen und Rabe adelnde und nur ein Monokel aufspießte, gab es fast eine Revolution in Neubabelsberg, aber der Erfolg hat Birgel Recht gegeben. Die Presse rühmte gerade die menschliche Schlichtheit und absolute Echtheit dieser Figur. So ist auch hier im „Mitternachtswalzer" ein kleiner Schnurrbart das einzige Zeichen der äußeren Verwandlung. All seine Figuren: sein Musikdirektor Gravenberg, sein polnischer Rittmeister in „Ritt in die Freiheit", sein russischer Gouverneur in „Schwarze Rosen", sein baltischer Baron in „Menschen ohne Vaterland", sie alle sind Menschen ohne Maske gewesen und leben doch als völlig verschiedene, scharf umrissene Persönlichkeiten in unserer Erinnerung.

In der Oase Biskra hat die kleine deutsche Expedition die nötigen Wüstenaufnahmen zum „Mitternachtswalzer" gedreht. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß gerade zur Zeit ihrer Anwesenheit in einem Kino Biskras Birgels Film „Schüsse im Schatten" gespielt wurde. Die Araber zeigten sich für die deutschen Filmleute äußerst interessiert, und Birgel erzählt an interessanten Beispielen, wie genau sie über das neue Deutschland und Adolf Hitler unterrichtet waren.

Zwei neue Filme sind mit Willy Birgel geplant. Unter der Spielleitung von Detlef Sierck, mit dem er bereits in „Schüsse im Schatten" und „Zu neuen Ufern" zusammengearbeitet hat, wird er einen Film drehen, der das Vater-Sohn-Problem zum Thema hat. Lil Dagover wird hier seine Partnerin sein. Vor diesem Film aber sollte noch eine andere Arbeit gedreht werden, für die wieder Tourjanski, sein jetziger Regisseur, die Spielleitung haben wird. Der Film hat den Titel „Geheimbuchstabe LB 17". Birgel ist mit seiner jetzigen Rolle sehr zufrieden und ist froh, daß er einmal nicht einen Schurken und Bösewicht, sondern einen interessanten Menschen darstellen kann. K. P.

Eine unerfreuliche Situation
Streit auf dem Tanzvergnügen. Viktoria von Ballasko, Karl Waltzmann und Fita Benkhoff in dem neuen Tobis-Film „Die rote Mütze".

Sonja und Shirley
als Filmpartner auf dem Eis

Wie aus Hollywood gemeldet wird, werden Shirley Temple und Sonja Henie in einem gemeinsamen Film auftreten. Zur Vorbereitung dieses Films, in welchem die kleine Shirley auch als Eiskunstläuferin zu sehen sein wird, gibt „Häseken", die vielfache Weltmeisterin im Eiskunstlaufen, dem kleinen Lockenkopf-Star bereits seit einigen Monaten Eislaufunterricht.
(Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Ein neues Gesicht auf der Leinwand
Waltraut von Wegelein
(Ufa, Zander-M)

Roman von Alex Rudolph

Diamanten IN LÜDERITZBUCHT

2. Folge

„Nanu, Herr Stein? Wieso meinen Sie . . .?"

„Väterlicher Scharfblick, mein Bester. Wenn eine sonst leidlich normale Tochter seit zwei Tagen nur von der „Boma", dem alten Affenkasten, spricht, und wenn ein eben aus der Wildnis zurückgekehrter junger Mensch so wenig Interesse zeigt, eine wirklich reizende junge Barmaid kennenzulernen, dann sagt meine angeborene Kombinationsgabe mir das übrige."

Max Frentag ergreift die Gelegenheit, loszukommen. „Schön, Herr Stein, um Sie zu widerlegen, werde ich also jetzt sogleich mal zu Gutkes rüberspringen und Ihre Attraktion in Augenschein nehmen."

„Doch neugierig, was? Also Wiedersehen, Frentag. Ich komme nach Kontorschluß auch rüber in die Giftbude."

„So lange werde ich mich nun wohl kaum da aufhalten, Herr Stein."

„Noch viel länger", phrophezeit Herr Stein überlegen. „Bis jetzt ist noch jeder von uns dageblieben, bis Gutke ihn rauswarf, seitdem die schöne Zoe den Whisky kredenzt. Bis nachher, Frentag.

*

Mit etwas zu betont langsamen und gleichgültigen Schritten schlendert Max Frentag draußen die Straße entlang. Richtig! Dort drüben an der Ecke wartet der Mann! Frentag bummelt zu ihm heran und bedeutet ihm, weiter abseits zu kommen, wo man sie vom Kontor aus nicht mehr sehen kann.

„Herr", sagt Franz Mokat mit einem verhaltenen Zittern in der Stimme. „Ich habe hier auf Sie gewartet. Sie haben mir das Glas hier gegeben. Und Sie haben ein Wort da hinein gerieb . . . Ist das wahr? Sind . . . sind es wirklich Diamanten?"

„Es sind schon Diamanten, Herr Mokat. Aber immer mit der Ruhe. Wenn wir uns verstehen sollen, müssen Sie mir die volle Wahrheit sagen. Woher haben Sie die Steine?"

„Aus dem Sand bei Colmannskuppe. Ich sagte ja schon . . ."

Frentag sieht den Mann scharf an. „Wollen Sie wirklich behaupten, an der Bahn, wo so viele Menschen gegraben und gearbeitet haben, Diamanten gefunden zu haben?"

„Es ist doch so, Herr!"

„Sonderbar." Frentag läßt die Steine, die Mokat ihm wieder vorzeigt, nachdenklich durch die Finger gleiten. Ein Gauner ist dieser Mokat nicht, eher ein allzu ehrlicher Mensch. Er scheint die Steine wirklich dort gefunden zu haben. Aber es kann jemand die Dinge dort verloren haben. Oder absichtlich hingelegt. In Kapland werden oft genug ernstliche Scherze auf ähnliche Weise „gesalzen". Um — auch das ist nicht sehr wahrscheinlich. Hier in Lüderitzbucht würde kein Mensch auf diesen Trick hereinfallen. Mokats klägliche Rolle vorhin im Kontor ist ja ein sprechender Beweis dafür. Trotzdem stellt er mißtrauisch die Frage:

„Kann jemand die Steine verloren haben?"

Franz Mokat schüttelt schwer den Kopf. „Das ist doch unmöglich, Herr Frentag. Wer trägt denn hier in Lüderitzbucht Diamanten bei sich? Und auf meiner Station sind seit Wochen keine Fremden gewesen. Nur vorgestern der Ingenieur Stumpe und . . . und . . ."

„Na, wer noch?"

„Eine Frau," sagt Mokat, innerlich erbebend. „Ich weiß ihren Namen nicht, aber sie wohnt bei Gutkes drüben."

„Aha! Die Attraktion!" Frentag denkt scharf nach. „Kann dieses Barmädel etwa dahinter stecken? Nicht einzusehen, was sie damit bezwecken sollte. Aber jedenfalls ist es besser, wenn man sich mal die Schöne näher ansieht.

Franz Mokat beobachtet ängstlich das Gesicht seines neuen Bekannten, und seine Hoffnung sinkt wieder. Herr Frentag sieht so mißtrauisch aus. Wahrscheinlich wird auch er gleich anfangen zu spotten, wie der Herr Stein und die anderen. Aber er hat doch gesagt, daß es . . . Diamanten seien . . .?

„Die Hauptsache ist, daß zunächst niemand von der Sache erfährt," sagt Frentag sachlich. „Bleiben Sie heute abend hier in Lüderitzbucht, Herr Mokat? Morgen früh reiten wir zusammen nach Colmannskuppe."

„Ich habe eine Draisine hier. Damit kommen wir noch schneller hin, Herr Frentag."

„Um so besser. Sie werden mir die Stelle zeigen, wo Sie die Steine fanden. Kommt etwas bei der Sache heraus, so teilen wir den Gewinnst zu gleichen Teilen. Sind Sie damit einverstanden?"

Franz Mokat bleibt jählings stehen und reißt die Augen auf. Seine Stimme, seine Hände beginnen zu zittern. Ein paarmal muß er zum Sprechen ansetzen, bevor er die Worte hervorstoßen kann. „Herr Frentag, Sie wollen . . . Sie wollen wirklich . . . mit mir zusammen . . .? Und Herr Stein sagte doch, daß es . . . daß ich ein . . . Esel sei! Sie . . . Sie glauben daran . . .?"

„Ruhig, Mann!" Frentag faßt den Aufgeregten bei der Schulter und schüttelt ihn zurecht. „Soll ganz Lüderitzbucht auf uns aufmerksam werden? Fassen Sie die Sache vernünftig auf. Die Steine sind echt, aber ich zweifle noch sehr daran, daß sie wirklich da oben bei Ihnen im Sand gewachsen sind. Wahrscheinlich stammen sie ganz wo anders her." Max Frentag gibt sich einen Ruck. Während er noch die letzten Worte ausspricht, hat er ganz deutlich gefühlt, daß er selber an irgendeine Mystifikation gar nicht mehr glaubt. „Wir wollen das jedenfalls an Ort und Stelle untersuchen," schließt er, selber innerlich ein wenig aufgereat. „Halten Sie bis dahin reinen Mund."

„Jawohl, Herr Frentag. Aber meine Steine . . . sind es denn wirklich richtige Diamanten?"

„Daran besteht für mich kein Zweifel. Ich schätze, daß Sie ein kleines Kapital von — sagen wir — viertausend Mark da in ihrem Schnupftuch tragen."

„Viertau . . .?" Franz Mokat taumelt beinahe. „Ist das wahr? Dann bin ich ja . . . reich! Dann habe ich ja . . . die Hälfte . . . also zwei . . . tausend . . ."

„Unsinn. Die Steine, die Sie da gefunden haben, gehören natürlich ganz Ihnen."

„Nein, nein. Auf keinen Fall! Sie haben die Steine erkannt. Ohne Sie hätte ich sie jetzt schon fortgeworfen! Sie müssen wenigstens die Hälfte nehmen!"

Frentag zuckt die Achseln. „Man soll nicht abschlagen, was einem angeboten wird. „Also meinetwegen. Dann wollen wir gleich mal zu Gutke gehen und unser Bündnis begießen."

Franz Mokat wird plötzlich wieder klein und demütig. „Ich trinke nicht, Herr Frentag. Ich möchte lieber . . ."

„Nee, nee, Herr Mokat." Frentag packt den Zögernden unter den Arm und zieht ihn einfach mit sich. „Heute macht Ihr Ich sie nicht allein. Sie sind mir viel zu aufgeregt. Wenn Sie mit Leuten zusammenkommen, potsunen Sie womöglich noch gleich aus, daß ich die Steine als Diamanten erkannt habe! Kommen Sie man ruhig mit zu Gutke!"

III.

Hilde Stein wartet an diesem Abend vergebens auf die Palaveristunde mit dem Heimgekehrten. Max Frentag hockt in Gutkes sogenannter „Bar", in der es außer dem Kaiserbild an der Wand wirklich nichts zu sehen gibt, und trinkt einen Whisky nach dem anderen. Zunächst sehr langsam und bedächtig. Zoe van Doemen hat den „Neuen" so freundlich und liebenswürdig begrüßt, wie es sich für eine Barmaid gehört einem Gast gegenüber, der ihr von ihrem Wirt als alter Bekannter vorgestellt worden ist. Max Frentag hat wirklich nichts auszusetzen an dem Empfang, der ihm in Gutkes Bar zuteil geworden ist. Der Whisky ist erträglich, die holde Baarfee eine wirkliche, ausgesprochene Schönheit, der alte Gutke selbst fließt über von kordialer Wiedersehensfreude. Dennoch vermag Frentag nicht so recht in Stimmung zu kommen. Immer wieder, während er langsam seinen Whisky schlürft, folgen seine Augen den leichten, anmutigen Bewegungen des jungen Mädchens hinter dem Schanktisch.

Ja, diese Zoe van Doemen! Der lange Prokurist Stein hat wirklich recht: das Mädel ist eine Attraktion für Lüderitzbucht. Aber etwas Sonderbares ist auch an ihr. „Sie paßt nicht hierher," entscheidet Frentag nach langer Beobachtung in seinen Gedanken. „Ich weiß nicht warum, aber sie gehört eigentlich nicht hinter dem Tisch da. Möchte wohl wissen, was sie hier sucht."

Es ist nicht leicht, dahinterzukommen, obwohl Frentag sich die größte Mühe gibt, der schönen Zoe, wie man so sagt, die Wirmer aus der Nase zu ziehen. Sie geht liebenswürdig auf seine Fragen ein, und was sie von ihrer Herkunft erzählt, klingt wenigstens nicht direkt unglaubhaft.

Aber gerade das macht ihn wieder stutzig. Vortrefflich plaudern sie gen sonst gern recht romantische Geschichten zu erzählen, ihre Vergangenheit mit allerlei Abenteuern auszuschmücken, und kein Mensch nimmt es ihnen übel, wenn sie dabei ein wenig ins Flunkern geraten. Man braucht es ja nicht zu glauben.

Aber was die Zoe da erzählt von ihrer Jugend in Transvaal, vom Tod ihrer Eltern und so weiter, das klingt alles so merkwürdig unromantisch und solid, fast trocken wie ein einfacher Tatsachenbericht. Anderseits deutet nicht das Geringste darauf hin, daß die Schöne hier besondere Ziele verfolgt. Zoe van Doemen scheint wirklich keine andere Absicht zu haben, als für den alten Gutke möglichst viel Whisky und Kognak zu verkaufen, wie es ihrem Beruf entspricht.

Franz Mokat, der unbehaglich und gedrückt auf seinem Barstuhl kauert, hat Zoe van Doemen nur mit einem fühlen und wie es Frentag schien, nicht einmal freudigem Erstaunen begrüßt. Nach ein paar kurzen Bemerkungen über die neuliche Begegnung, von der Mokat selbst ja schon berichtet hatte, richtet sie kaum noch das Wort an ihn, sondern widmet sich mehr dem „Loewenjäger". Nun, auch darin liegt für Frentag absolut nichts Verdächtiges. Er bildet sich nicht gerade ein, ein unwiderstehlicher Mann zu sein, aber es erscheint ihm nur selbstverständlich, daß die schöne Barfee sich mehr um ihn bemüht als um den reichlich unansehnlichen und lebernen Bahnarbeiter Mokat.

Dabei macht Franz Mokat Augen wie ein geschecktes Kalb. Die Andeutung, mit der er jeden Schritt der schönen Zoe verfolgt, ist schon fast lächerlich. Es kostet Frentag keine große Mühe, bei sich festzustellen, daß Franz Mokat bis über die Haarwurzeln in das schöne Mädchen verliebt ist. Sollte das etwa des Pudels Kern sein? Frentag grübelt und kombiniert, aber er vermag beim besten Willen nicht herauszufinden, in welcher Beziehung die Verliebtheit des armen Kerls da zu dem sonderbaren Diamantenfund stehen sollte. Auch ein paar vorsichtige Bemerkungen über die Edelsteinkunde im Kapland führen zu keinem Resultat. Zoe beantwortet sie ruhig und sachlich. Es scheint sogar, als ob sie für diese Dinge sehr wenig Interesse habe.

Nach ein paar Stunden kommt einer der Angestellten der Lüderitzbucht-Gesellschaft, um Frentag mitzuteilen, er möge nicht mehr auf Herrn Stein warten. Die mit der „Boma" angekommene Post hat Briefe enthalten, die sofort beantwortet werden müssen. Herr Stein und seine Leute müssen Ueberstunden machen. Der Angestellte nimmt einen Whisky mit Frentag, und letzterer stellt dabei leise schmunzelnd fest, daß auch dieser junge Mann in die schöne Zoe sterblich verliebt ist. Es fällt ihm offenbar sehr schwer, wieder in sein Büro zurückzugehen und den Kampfplatz der Konkurrenz Max Frentag zu überlassen.

Nach einer weiteren Stunde stillen Beobachtens und ruhiger, vernünftiger Unterhaltung ist Max Frentag zu der Ueberzeugung gelangt, daß Zoe van Doemen wirklich nichts mit der Diamantengeschichte Mokats zu tun hat. Man könnte also nun hier Schluß machen und den letzten Whisky trinken. Aber es bleibt bei dieser Feststellung. Trotz des langsamen Trinkens hat der Alkohol Max Frentag in Stimmung gebracht. Die Getränke, die Gemütlichkeit der altbekannten, von vielen früheren Gelagen vertrauten Bar, die innere Erregung, die ihn beim unvermuteten Anblick der Diamanten Mokats erfaßt hat und das Lächeln der schönen Zoe — das alles hat zusammen eine Stimmung in Max Frentag erzeugt, die sich dagegen wehrt, den Abend bereits jetzt zu beschließen. Der ernste Teil dieses Barbesuches ist erledigt — denkt der junge Provektor — jetzt kommt die Fidelitas zu ihrem Recht!

Max Frentag beginnt rascher zu trinken und lauter zu sprechen. Es dauert nicht lange, so ist er auch dabei, der schönen Zoe auf Leben und Tod die Kur zu schneiden, und hat dabei seinen stillen Spaß an Franz Mokat, der allen Aufforderungen zum Trotz bei seinem Mineralwasser bleibt und demütig zufieht, wie sein neuer Bekannter mit der schönen Frau flirtet.

Zoe van Doemen ist keine Spielverderberin. Es mag wahr sein, daß ihre Schönheit wie ihr ganzes Wesen nicht recht zu einer Barfrau passen, jedenfalls beweist ihr Benehmen bald, daß sie nichtsdestoweniger ihren Posten tadellos auszufüllen weiß. Ihre Augen blitzen den munter drauflos schwadronierenden Frentag an, ihr Mund hat auf jeden Scherz eine schlagfertige, heitere Antwort, und ihre schlanken Finger streifen öfter die Hände des Gastes, wenn sie ihm ein neues Glas hinreicht. Max Frentag wird immer wärmer und lustiger, je weiter der Abend fortschreitet. Er denkt wohl einmal flüchtig an Hilde Stein, wirft aber den Gedanken gleich wieder von sich. Die Hilde — na ja, das ist ganz etwas Anderes! Das hat nichts mit diesem lustigen Abend zu tun. Wäre ja lächerlich, einen Vergleich zu ziehen zwischen Hilde Stein und diesem Barfräulein hier! Max Frentag denkt beileibe nicht an etwas Ernstes. Aber warum soll man nicht einen Abend mal lustig sein, wenn einem so etwas geboten ist. Bei allen Dickhäutern Afrikas, das Mädel ist nicht nur schön, sondern auch intelligent! Sehr verständlich, daß die Herren hier in Lüderitzbucht — der lange Prokurist Stein nicht ausgenommen — bis über die Ohren in sie verknallt sind. Und nun gar der arme Kerl da, Franz Mokat! Ja, mein Lieber, da hilft all dein Anschmachten nichts. Solche Schätze sind nun einmal nicht für dich gewachsen. Aber weiß der Kuckuck, dieser Franz Mokat scheint nicht nur ein ehrlicher Bursche zu sein, er hat auch Taktgefühl und Geschmack. Schließlich hat jeder hier in der Bar gleiches Recht. Aber Mokat macht nicht den geringsten Versuch, sich aufzudrängen oder gar seinen Zechkameraden bei der schönen Zoe auszustechen. Er begnügt sich still und bescheiden mit der Rolle des farblosen Nichts, zu dem er in der Gesellschaft des jungen, kräftigen und gewandten Kärgers und der schö-

Man erzählt...

Der große Forscher und Gelehrte Julius Euting (geboren 1839 in Stuttgart), der den ganzen Orient, besonders Syrien, Palästina Innerarabien, bereiste und durch die Entzifferung vieler Schriftwerke aus vergangenen Jahrtausenden sich in der wissenschaftlichen Welt einen bedeutenden Namen machte, sand als treuer einfacher Sohn seiner Heimat auf dem Seekopf zwischen Aufstetten und Bopfingen unter den rauschenden Wipfeln der Schwarzwaldtannen seine letzte Ruhestätte.

In vielen köstlichen Anekdoten lebt dieser sonderbare Mensch, der „Ruhesteinvater" fort.

Euting war ein großer Kaffeefreund. Als er einmal nach einer langen Wanderung über die Höhen des Schwarzwaldes in einer einfachen Dorfwirtschaft einkehrte, fragte er das Mädchen, ob sie Zichorie hätten. Verwundert bejahte das Mädel. „Dann bringen Sie mer ein Päckle!" Als es auf dem Tisch vor ihm lag, fragte er wieder: „Habt Ihr noch eins?" — „Ja", antwortete noch erstaunter die andere. „Dann noch e Päckle!" Auch das kam. So ging es weiter, bis das Mädel sagte: „Jetzt henn mer keine Zichorie mehr." Drauf sagte Euting: „So, jetzt bestellen Sie mer einen Kaffee!"

*

In Berlin fand eines Tages ein großes Fußballwettspiel statt. Der eine Stürmer, ein berühmter und besonders bei der Jugend beliebter Fußballer, hatte einen schlechten Tag. Durch seine Schuld verlor seine Mannschaft das Spiel. Im Umkleideraum machten ihm seine Kameraden bittere Vorwürfe. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Als er den Raum verließ, trat ein Junge auf ihn zu, reichte ihm eine Karte und sagte geringschätzig:

„Da, Sie Stümper, da ha'm Sie Ihr Autogramm zurück."

*

Im Jahre 1809 forderte die preußische Regierung die pommerschen Städte auf, einen Bericht über die ökonomischen Zustände zu erstatten. In dem Formular befanden sich zwei Rubriken: I. Industrie, II. Luxus.

Der Magistrat eines kleinen Städtchens meldete folgendes:

„Industrie: Hiervon wissen wir garnichts. Luxus: Luchse gibt es hier ebenfalls nicht, wohl aber in den Wäldern hier und da Füchse . . ."

*

Ein Fürst, dessen wirtschaftliche Verhältnisse rettungslos verwickelt waren, ließ in seinem Park eine fontänische Wasserkunst bauen. Als die Arbeiten in den Anfängen und ihrem Zweck nach noch nicht kenntlich waren, sah sie der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und fragte, was das denn werde. „Es gehört zur künftigen Wasserkunst", erfuhr er, und das genügte ihm nicht. „Was wird es denn da?" — „Die Wasserfontäne", war die Antwort. — „Wird sie für ihn auch groß genug?" fragte der König zurück.

*

Den hannoverschen König vertrat in Berlin der Gesandte von Ompteda. Der war immerfort auf Reisen, und das belustigte Friedrich Wilhelm. Als Ompteda sich eines Tages wieder einmal bei ihm ganz gehorsamst von einer Reise zurück meldete, schmunzelte der König ihn an: „Ompte-hier, Ompte-dort: Ompte-dal"

nen Hebe da verurteilt ist, sucht kaum in das lustige Wortgeplänkel der beiden einzugreifen und zeigt nicht einmal eine Anwandlung von Eifersucht, wenn die schöne Zoe ihn übersieht und sich mit liebenswürdigem Lächeln zu Frentag neigt. Nur seine treuen Augen hängen unverwandt an dem schönen Mädchen. Frentag findet es selbstverständlich, daß er hier der erste Mann ist und daß Zoe van Doemen sich hauptsächlich ihm widmet.

Um so größer ist daher jetzt seine Verblüffung, als dieses Verhältnis sich ganz plötzlich ändert. Mag es nun sein, daß Max Frentag in seiner steigenden Alkoholstimmung etwas zu vertraulich geworden ist, oder daß Zoe van Doemen Mitleid empfindet mit dem bescheiden-resignierten Gesicht ihres zweiten Gastes, ganz unerwartet wendet sie sich an Franz Mokat, lächelt ihm freundlich zu und beginnt ein ruhiges, ernstes Gespräch mit ihm.

Max Frentag staunt. Alle Achtung, das Mädel hat wirklich Talent zur Barfrau! Weiß die Gäste im Handumdrehen zu nehmen! Wie sie das angefangen hat, den scheuen, armen Kerl da mit ein paar sachlichen Fragen über seine Arbeit zum Reden zu bringen! Franz Mokat taut sichtlich auf, und seine Augen strahlen vor Dankbarkeit. Die Arbeit — das ist das einzige, worüber er mitreden kann. Sein Herz klopft gewaltig, während er mit Zoe spricht. Wie vernünftig sie fragen kann! Wie ernst und aufmerksam sie zuhört, obwohl das, was er, Franz Mokat, erzählen kann, doch wirklich nicht interessant ist für eine schöne, junge Frau.

Eine Weile hört Frentag verwundert dem Gespräch der beiden zu, findet aber dann, daß es nun genug ist des trockenen Tones. Mit einem lachenden Witzwort schaltet er sich wieder in die Unterhaltung ein, reißt im Handumdrehen die Führung an sich.

„Einen neuen Whisky! Und wie wär's denn, holde Blumenfee? Wollen wir nicht zu Dreien da hinten eine gemütliche Ecke etablieren? Diese Vorschemel sind für Affen erfunden, aber nicht für ausgewachsene Menschen!"

Zoe van Doemen zögert lächelnd mit der Antwort. Franz Mokat aber findet wirklich und wahrhaftig den Mut, sie bittend anzusehen. „Wir würden uns sehr freuen, Fräulein van Doemen."

Und wieder staunt Max Frentag. Das Zögern der schönen Zoe verschwindet sofort. Ganz freundlich und kameradschaftlich nickt sie Franz Mokat zu und kommt um den großen Schanktisch herum.

Zu Dreien sitzen sie dann an dem runden Eckisch gegenüber der Bar. Es ist schon spät, und andere Gäste sind heute nicht zu bedienen. Nur Vater Gukke steckt ab und zu sein zufriedenes Gesicht aus der Küchentür. Zoe beteiligt sich nur mäßig am Trinken und redet nicht einmal Franz Mokat zu, der unentwegt bei seinem Wasser bleibt. Max Frentag aber beginnt so langsam die rote Fahne aufzuziehen. Sein Gesicht rötet sich und seine Augen glänzen verdächtig.

„Oh wir morgen wiederkommen, holde Zoe? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Hängt von den Umständen ab. Wir, mein guter Freund Mokat und ich, wollen morgen erst mal rauf nach Colmannskuppe."

„Sie gehen wieder auf die Jagd, Herr Frentag?"

„Kawoll! Tue ich! Mit Mokat zusammen!"

„Oh, Sie sind auch Jäger, Herr Mokat?"

Der Bahnarbeiter windet sich verlegen unter dem erstaunten Blick des Mädchens. „Sie dürfen das nicht wörtlich nehmen, Fräulein. Bei Colmannskuppe gibt es nicht viel zu jagen."

„Könnte doch sein, daß wir da reichere Beute machen als im dichten Busch," lacht Frentag und blinzelt seinem Kameraden zu. „Was meinen Sie, Mokat?"

„Herr Frentag. Sie wollten doch nicht . . ."

„Ach, ist ja egal!" lacht der andere, in seiner Alkoholstimmung die vorsichtige Mahnung abweisend. „Kalkuliere, unsere schöne Tischgenossin da hat keinen Grund, heute nacht noch unsere große Neugierde auszuposaunen. Und morgen kennt's uns kalt lassen. Was meinen Sie wohl schönste Zoe, was wir morgen aufbürden wollen?"

„Ich habe keine Ahnung, Herr Frentag."

„Diamanten!"

Zoe wirft einen raschen Blick auf das gerötete Gesicht Frentags und lächelt nachsichtig. „Da wünsch' ich Glück." sagt sie neckisch und wendet sich wieder Franz Mokat zu. Gerade das letztere ist nun aber mehr, als Max Frentag in dieser Stunde ertragen kann. Zum Donnerwetter, der Mokat mag ein braver Kerl sein, aber was hat sie sich denn jetzt mit dem zu beschäftigen! Was ist überhaupt los mit der Holden?

„Hoho, Sie halten mich wohl für betrunken?" poltert Frentag, auf den Tisch hauend. „Mich werfen so ein paar Whiskys nicht aus dem Sattel. Verehrteste! Da muß es anders kommen!"

Zoe droht lächelnd mit dem Finger. „Na, na, Herr Frentag! Wenn Sie schon anfangen, von Diamanten zu phantasieren . . ."

„Tatsache, mein süßes Kind! Werd' sich Ihnen gleich beweisen. Knöpfen Sie mal Ihr Taschentuch auf, Mokat, und zeigen Sie dieser unglaubigen Dame Ihren Reichtum!"

„Meinen Sie wirklich . . ?"

„Immer raus mit dem Plunder! Ist ja kein Mensch hier außer uns!"

Franz Mokat holt zögernd sein Tuch aus der Tasche, aber Frentag reißt es ihm aus der Hand und breitet es rasch auf dem Tisch aus. „Was sagen Sie nun, holde Dame!?"

„Das sollen — Diamanten sein?"

„Unter Garantie! Wenn ich Ihnen sage, daß die Steine echt sind, können Sie' getrost glauben!"

Zoe van Doemen hat einen der Steine aufgenommen und dreht ihn in den Händen. Auf ihrer hohen Stirn steht eine unwillige Falte. Ohne Frentag zu beachten, wendet sie sich an Franz Mokat und ihre Stimme hat einen fast strengen Klang.

„Wie kommen Sie zu den Steinen?"

„Gefunden hat er sie!" ruft Frentag, als sein Kamerad unter dem festen Blick des Mädchens verlegen zu stammeln beginnt. „Draußen bei Colmannskuppe! Morgen sehen wir uns mal gründlich das Gelände an, wo die Dingerchen wachsen. Inzwischen aber . . . Max Frentag greift nach dem größten und schönsten der Glitzersteine und drückt ihn dem Mädchen in die Hand. „Den Schönsten sollen Sie haben, Fräulein Zoe!"

„Nein, das . . . will ich nicht!"

„Doch, Fräulein." fällt Franz Mokat ganz aufgeregt ein. „Sie müssen ihn nehmen! Wir sind ja so dankbar . . ."

„Nichts da, Mokat." lacht Frentag siegesgewiß. „Der Stein da, der geht von meinem Halbpart!"

„Ich danke Ihnen. Ich kann dieses Geschenk nicht annehmen, Herr Frentag!" Zoe schüttelt ernst den Kopf und gibt den Stein rasch zurück.

„Was ich verschenkt habe, nehme ich nicht wieder! Kommt gar nicht in Frage, schöne Zoe! So! Ich lege den Stein auf den Tisch des Hauses. Da liegt er! Bedolten Sie ihn oder lassen Sie ihn liegen. Ganz wie Sie wollen!"

Max Frentag klebt auf und geht an die Bar, um sich selber aus der Whiskyflasche ein neues Glas einzuschenken. Es ist zu dumm, aber er ärgert sich gewaltig. Was das Mädel sich nur einbildet! Aber sie glaubt natürlich gar nicht daran, daß es sich um echte Diamanten handelt. Immerhin, Max Frentags gute Stimmung ist verflogen, und da ihnen die Wenduna, die die Unterhaltung genommen hat, auf einmal wieder lebhaft an das erinnert, was morgen geschehen soll, fordert er seine Rechnung und winkt dem sich gehorsam erhebenden Mokat.

„Kommen Sie, Kamerad! Wir wollen noch ein paar Stunden schlafen. Gute Nacht, Sie schöne Sprödikeit!"

An der Tür stoßen Frentag und Mokat auf einen letzten Gast, der eben hinein will. Man wünscht sich gegenseitig einen guten Hund, aber Frentag hat genug. Er fühlt selbst, daß es für ihn besser ist, jetzt Schluß zu machen, und vor allem sticht ihn die liebe Eitelkeit, sich nicht vor der hübschen Barmaid als hoffnungsloS Bezecher zu zeigen.

Der Mann, der so spät noch Gukkes Bar aufsucht, ist der Ingenieur Karl Staupe.

IV.

Viel später als beabsichtigt, beginnt am nächsten Vormittag die Fahrt nach Colmannskuppe. Zwar hat Franz Mokat zu der vereinbarten Zeit energisch an Max Frentags Tür geklopft, aber nicht mehr als ein unwilliges Grunzen und schließlich die wenig liebenswürdige Aufforderung erhalten, sich zum Teufel zu scheren. Erst gegen 10 Uhr erscheint Max Frentag. Mit schwerem Kopf und etwas schuldbewußt, wirft er einen unsicheren Blick hinüber zu Gukkes Bar.

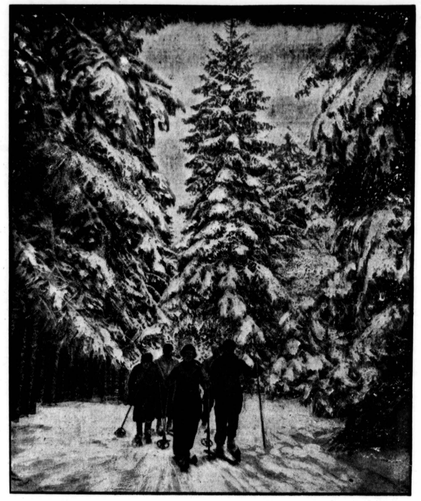
„War Sie schon drüben, Mokat?"

„Heute? Nein." erwidert der Bahnwärter verwundert.

„Na, denn man los. Wo ist Ihre Draisine?"

Während sie durch die glühende Hitze auf dem Schienenstrang dahinrollen, überlegt Max Frentag noch einmal die ganze Sache, und findet, daß sie heute viel phantastischer und unmöglicher aussieht als gestern. Gewiß doch, die Steine sind echt. Aber hat man je gehört, daß in diesem Land Kohdiamanten gefunden worden sind? Selbst Lord Hilgate mit seiner Prospektormanie ist nie auf diesen abwegigen Gedanken gekommen. Frentag fühlt die Strahlen der schon viel zu hoch gestiegenen Sonne brennen und brummt eine ärgerliche Verwünschung. Wenn er an die Wälder oben am Kunene denkt, — was für ein elendes Land ist doch das hier! Sand, Sand und nichts als Sand! Der Himmel mag wissen, was damals der gute Vater Lüderitz sich davon versprochen hat, als er ausgerechnet hier seine Niederlassung gründete! Halt, Lüderitz! Ging nicht vor Jahren ein Gerücht hier herum, damals, als der Kaufmann Lüderitz spurlos verschwand, von seiner Küstenreise nicht mehr zurückkehrte? Sprach man nicht davon, er habe irgendwo unten im Süden — Diamanten gefunden oder Gold? Sei an einer einsamen Stelle der Küste da unten gelandet und — beim Suchen in der Namib elend umgekommen?

Frentag sucht sich in die Erinnerung zurückzurufen, was er über den Tod Franz Lüderitz' gehört hat, aber er muß sich bald sagen, daß an dem Gerücht, der Begründer von Lüderitzbucht habe von goldhaltiger oder blauer Erde gewußt, so gut wie nichts dran ist. Es ist ganz verständlich, daß ein solches Gerücht auffam, denn damals war gerade die Zeit der großen Diamantenfunde unten im Kapland. Das Freudengeheul aus dem



Diesmal hat es der Winter mit uns besonders gut gemeint. Selbst im Berliner „Wintersportgebiet", im Grunewald ist Hochbetrieb . . . (Zander, K.)

britischen Süden war so mächtig gewesen, daß man damals auch um Lüderitzbucht herum begonnen hatte, zu buddeln und zu suchen. Von Windhuk aus war eigens eine Kommission von Geologen und erfahrenen Prospektoren gekommen, um das Land zu besichtigen. Erfolglos natürlich. Und das jähe Ende des Kaufmanns Lüderitz? Nun, man hatte damals natürlich umfangreiche Nachforschungen angestellt. Eine Gemütheit hatte man nicht erhalten. Lüderitz und seine Begleiter blieben verschollen. Mit Bestimmtheit wußte man jedoch, daß er sich auf einem kleinen Boot eingeschifft hatte, um Lüderitzbucht auf dem Seewege wieder zu erreichen. Er war gewarnt worden vor der Gefährlichkeit dieser Fahrt und höchstwahrscheinlich war er in einen Sturm geraten und untergegangen. Oder er war vom Sturm irgendwo an die Küste verschlagen worden, was auf das gleiche herauskam. Denn bei einer Fußwanderung durch die endlose Namib, ohne Wasser und Proviant, mußte er unfehlbar auch zugrunde gehen, und es war unmöglich, die vom Sand verwehten Leichen zu finden. Nichts, absolut gar nichts deutete darauf hin, daß Lüderitz auf der Suche nach Gold oder Edelsteinen gewesen war. Damals entstanden natürlich viel phantastische, unbegründete Gerüchte um das Verschwinden des Gründers von Angra Pequena, aber sie waren als völlig haltlos bald wieder der Vergessenheit anheimgefallen. Und nun behauptete dieser Franz Mokat also plötzlich, hier bei Colmannskuppe, sozusagen vor den Toren von Lüderitzbucht — Diamanten gefunden zu haben!

Je länger Frentag darüber nachdachte, um so unsinniger erscheint ihm die ganze Geschichte. Ein Glück, daß er die Sache mit diesem Mokat ganz geheim gehalten hat. Prokurist Stein würde brüllen vor Lachen, wenn er etwas davon wüßte. Auch die Hilde. Na, so! Hilde Stein! Wie war das doch? Hatte er sie nicht gestern abend besuchen wollen? Und statt dessen war er in die Bar gegangen, hatte getrunken und mit der schönen, spröden Zoe geflirtet! Und da war doch noch etwas gewesen . . . eben mit dieser schlanken Barmaid . . .? Max Frentag reibt sich den brummenden Schädel und sucht vergebens in seinen Gehirn die Begebenheiten des gestrigen Abends zu rekonstruieren. Der Teufel hole den Alkohol. Hat er nun wirklich so viel getrunken, oder ist Gukkes Zeug so scharf?

„Da vorne, das ist Colmannskuppe!"

Die Stimme Franz Mokats reißt ihn aus seinen Grübeleien. Max Frentag gibt sich einen Ruck und schattet mit der Hand vor den Augen, um besser sehen zu können. Wöhlich läßt er die Hand sinken, reibt sich die Augen, schaut wieder hinüber . . .

„Mokat! Haben Sie da draußen an Ihrer Station neulich jemand begraben?"

„Wieso, Herr Frentag?"

„Na, wenn das da vorne keine Grabkreuze sind, dann sind es . . . Ach so! Entschuldigen Sie, Mokat, ich bin wohl noch nicht ganz auf der Höhe. Der verfluchte Whisky! Jetzt verstehe ich: Sie haben bereits vor Ihrer Abreise sorgsam ein paar Felder abgesteckt, Sie Schlauberger!"

Mokat schüttelt den Kopf. „Felder abstecken? Meinen Sie wegen der Diamanten, Herr Frentag? Nein, das habe ich nicht. Ich . . . ich glaubte doch selber noch nicht recht . . ."

Max Frentag reibt sich noch einmal die Augen und wird plötzlich hell wach. „Hören Sie mal, mein Lieber! Luftspiegelungen gibt es hier doch nicht, und so schlimm, daß ich weiße Mäuse sehe, ist's auch nicht mit mir! Sehen Sie mal da! Links vom Schienenstrang! Wenn das keine regelrechten Merkpfähle sind, will ich den Weg nach Lüderitzbucht zu Fuß zurücklaufen!"

Franz Mokat reißt die Augen auf und schaut mit offenem Munde hinüber. Wahrhaftig! Da stehen mitten im Sand drei, vier kurze Pfähle, an denen ein Stück Papier oder so etwas klebt. Er schüttelt verwundert den Kopf.

„Gestern früh, als ich abfuhr, standen die Dinger bestimmt nicht hier! Was soll denn das bedeuten?"

Frentag wirft ihm einen scharfen Blick zu. „Ehrlich, Mokat! Das sieht hier ganz so aus, als ob außer uns noch jemand hier nach Diamanten suchen will. Und zwar jemand, der früher aufgestanden ist als wir. Haben Sie geschwatzt?"

„Ich war doch die halbe Nacht bei Ihnen, Herr Frentag!"

Frentag macht eine wegwerfende Handbewegung. „Herr Stein und seine Leute denken bestimmt nicht daran, hier nach — einbarten Zeit energisch an Max Frentags Tür geklopft, aber nicht mehr als ein unwilliges Grunzen und schließlich die wenig liebenswürdige Aufforderung erhalten, sich zum Teufel zu scheren. Erst gegen 10 Uhr erscheint Max Frentag. Mit schwerem Kopf und etwas schuldbewußt, wirft er einen unsicheren Blick hinüber zu Gukkes Bar.

„War Sie schon drüben, Mokat?"

„Heute? Nein." erwidert der Bahnwärter verwundert.

„Na, denn man los. Wo ist Ihre Draisine?"

Während sie durch die glühende Hitze auf dem Schienenstrang dahinrollen, überlegt Max Frentag noch einmal die ganze Sache, und findet, daß sie heute viel phantastischer und unmöglicher aussieht als gestern. Gewiß doch, die Steine sind echt. Aber hat man je gehört, daß in diesem Land Kohdiamanten gefunden worden sind? Selbst Lord Hilgate mit seiner Prospektormanie ist nie auf diesen abwegigen Gedanken gekommen. Frentag fühlt die Strahlen der schon viel zu hoch gestiegenen Sonne brennen und brummt eine ärgerliche Verwünschung. Wenn er an die Wälder oben am Kunene denkt, — was für ein elendes Land ist doch das hier! Sand, Sand und nichts als Sand! Der Himmel mag wissen, was damals der gute Vater Lüderitz sich davon versprochen hat, als er ausgerechnet hier seine Niederlassung gründete! Halt, Lüderitz! Ging nicht vor Jahren ein Gerücht hier herum, damals, als der Kaufmann Lüderitz spurlos verschwand, von seiner Küstenreise nicht mehr zurückkehrte? Sprach man nicht davon, er habe irgendwo unten im Süden — Diamanten gefunden oder Gold? Sei an einer einsamen Stelle der Küste da unten gelandet und — beim Suchen in der Namib elend umgekommen?

Frentag sucht sich in die Erinnerung zurückzurufen, was er über den Tod Franz Lüderitz' gehört hat, aber er muß sich bald sagen, daß an dem Gerücht, der Begründer von Lüderitzbucht habe von goldhaltiger oder blauer Erde gewußt, so gut wie nichts dran ist. Es ist ganz verständlich, daß ein solches Gerücht auffam, denn damals war gerade die Zeit der großen Diamantenfunde unten im Kapland. Das Freudengeheul aus dem britischen Süden war so mächtig gewesen, daß man damals auch um Lüderitzbucht herum begonnen hatte, zu buddeln und zu suchen. Von Windhuk aus war eigens eine Kommission von Geologen und erfahrenen Prospektoren gekommen, um das Land zu besichtigen. Erfolglos natürlich. Und das jähe Ende des Kaufmanns Lüderitz? Nun, man hatte damals natürlich umfangreiche Nachforschungen angestellt. Eine Gewißheit hatte man nicht erhalten. Lüderitz und seine Begleiter blieben verschollen. Mit Bestimmtheit wußte man jedoch, daß er sich auf einem kleinen Boot eingeschifft hatte, um Lüderitzbucht auf dem Seewege wieder zu erreichen. Er war gewarnt worden vor der Gefährlichkeit dieser Fahrt und höchstwahrscheinlich war er in einen Sturm geraten und untergegangen. Oder er war vom Sturm irgendwo an die Küste verschlagen worden, was auf das gleiche herauskam. Denn bei einer Fußwanderung durch die endlose Namib, ohne Wasser und Proviant, mußte er unfehlbar auch zugrunde gehen, und es war unmöglich, die vom Sand verwehten Leichen zu finden. Nichts, absolut gar nichts deutete darauf hin, daß Lüderitz auf der Suche nach Gold oder Edelsteinen gewesen war. Damals entstanden natürlich viel phantastische, unbegründete Gerüchte um das Verschwinden des Gründers von Angra Pequena, aber sie waren als völlig haltlos bald wieder der Vergessenheit anheimgefallen. Und nun behauptete dieser Franz Mokat also plötzlich, hier bei Colmannskuppe, sozusagen vor den Toren von Lüderitzbucht — Diamanten gefunden zu haben!

Je länger Frentag darüber nachdachte, um so unsinniger erscheint ihm die ganze Geschichte. Ein Glück, daß er die Sache mit diesem Mokat ganz geheim gehalten hat. Prokurist Stein würde brüllen vor Lachen, wenn er etwas davon wüßte. Auch die Hilde. Na, so! Hilde Stein! Wie war das doch? Hatte er sie nicht gestern abend besuchen wollen? Und statt dessen war er in die Bar gegangen, hatte getrunken und mit der schönen, spröden Zoe geflirtet! Und da war doch noch etwas gewesen . . . eben mit dieser schlanken Barmaid . . .? Max Frentag reibt sich den brummenden Schädel und sucht vergebens in seinen Gehirn die Begebenheiten des gestrigen Abends zu rekonstruieren. Der Teufel hole den Alkohol. Hat er nun wirklich so viel getrunken, oder ist Gukkes Zeug so scharf?

„Da vorne, das ist Colmannskuppe!"

Die Stimme Franz Mokats reißt ihn aus seinen Grübeleien. Max Frentag gibt sich einen Ruck und schattet mit der Hand vor den Augen, um besser sehen zu können. Wöhlich läßt er die Hand sinken, reibt sich die Augen, schaut wieder hinüber . . .

„Mokat! Haben Sie da draußen an Ihrer Station neulich jemand begraben?"

„Wieso, Herr Frentag?"

„Na, wenn das da vorne keine Grabkreuze sind, dann sind es . . . Ach so! Entschuldigen Sie, Mokat, ich bin wohl noch nicht ganz auf der Höhe. Der verfluchte Whisky! Jetzt verstehe ich: Sie haben bereits vor Ihrer Abreise sorgsam ein paar Felder abgesteckt, Sie Schlauberger!"

Mokat schüttelt den Kopf. „Felder abstecken? Meinen Sie wegen der Diamanten, Herr Frentag? Nein, das habe ich nicht. Ich . . . ich glaubte doch selber noch nicht recht . . ."

Max Frentag reibt sich noch einmal die Augen und wird plötzlich hell wach. „Hören Sie mal, mein Lieber! Luftspiegelungen gibt es hier doch nicht, und so schlimm, daß ich weiße Mäuse sehe, ist's auch nicht mit mir! Sehen Sie mal da! Links vom Schienenstrang! Wenn das keine regelrechten Merkpfähle sind, will ich den Weg nach Lüderitzbucht zu Fuß zurücklaufen!"

Franz Mokat reißt die Augen auf und schaut mit offenem Munde hinüber. Wahrhaftig! Da stehen mitten im Sand drei, vier kurze Pfähle, an denen ein Stück Papier oder so etwas klebt. Er schüttelt verwundert den Kopf.

„Gestern früh, als ich abfuhr, standen die Dinger bestimmt nicht hier! Was soll denn das bedeuten?"

Frentag wirft ihm einen scharfen Blick zu. „Ehrlich, Mokat! Das sieht hier ganz so aus, als ob außer uns noch jemand hier nach Diamanten suchen will. Und zwar jemand, der früher aufgestanden ist als wir. Haben Sie geschwatzt?"

„Ich war doch die halbe Nacht bei Ihnen, Herr Frentag!"

„Weiß ich. Aber — heute früh?"

„Keine Silbe! Außer Ihnen habe ich niemand von den Steinen erzählt. Das heißt: gestern natürlich, im Büro . . ."

Frentag macht eine wegwerfende Handbewegung. „Herr Stein und seine Leute denken bestimmt nicht daran, hier nach — einbarten Zeit energisch an Max Frentags Tür geklopft, aber nicht mehr als ein unwilliges Grunzen und schließlich die wenig liebenswürdige Aufforderung erhalten, sich zum Teufel zu scheren. Erst gegen 10 Uhr erscheint Max Frentag. Mit schwerem Kopf und etwas schuldbewußt, wirft er einen unsicheren Blick hinüber zu Gukkes Bar.

„War Sie schon drüben, Mokat?"

„Heute? Nein." erwidert der Bahnwärter verwundert.

„Na, denn man los. Wo ist Ihre Draisine?"

Während sie durch die glühende Hitze auf dem Schienenstrang dahinrollen, überlegt Max Frentag noch einmal die ganze Sache, und findet, daß sie heute viel phantastischer und unmöglicher aussieht als gestern. Gewiß doch, die Steine sind echt. Aber hat man je gehört, daß in diesem Land Kohdiamanten gefunden worden sind? Selbst Lord Hilgate mit seiner Prospektormanie ist nie auf diesen abwegigen Gedanken gekommen. Frentag fühlt die Strahlen der schon viel zu hoch gestiegenen Sonne brennen und brummt eine ärgerliche Verwünschung. Wenn er an die Wälder oben am Kunene denkt, — was für ein elendes Land ist doch das hier! Sand, Sand und nichts als Sand! Der Himmel mag wissen, was damals der gute Vater Lüderitz sich davon versprochen hat, als er ausgerechnet hier seine Niederlassung gründete! Halt, Lüderitz! Ging nicht vor Jahren ein Gerücht hier herum, damals, als der Kaufmann Lüderitz spurlos verschwand, von seiner Küstenreise nicht mehr zurückkehrte? Sprach man nicht davon, er habe irgendwo unten im Süden — Diamanten gefunden oder Gold? Sei an einer einsamen Stelle der Küste da unten gelandet und — beim Suchen in der Namib elend umgekommen?

Frentag sucht sich in die Erinnerung zurückzurufen, was er über den Tod Franz Lüderitz' gehört hat, aber er muß sich bald sagen, daß an dem Gerücht, der Begründer von Lüderitzbucht habe von goldhaltiger oder blauer Erde gewußt, so gut wie nichts dran ist. Es ist ganz verständlich, daß ein solches Gerücht auffam, denn damals war gerade die Zeit der großen Diamantenfunde unten im Kapland. Das Freudengeheul aus dem britischen Süden war so mächtig gewesen, daß man damals auch um Lüderitzbucht herum begonnen hatte, zu buddeln und zu suchen. Von Windhuk aus war eigens eine Kommission von Geologen und erfahrenen Prospektoren gekommen, um das Land zu besichtigen. Erfolglos natürlich. Und das jähe Ende des Kaufmanns Lüderitz? Nun, man hatte damals natürlich umfangreiche Nachforschungen angestellt. Eine Gewißheit hatte man nicht erhalten. Lüderitz und seine Begleiter blieben verschollen. Mit Bestimmtheit wußte man jedoch, daß er sich auf einem kleinen Boot eingeschifft hatte, um Lüderitzbucht auf dem Seewege wieder zu erreichen. Er war gewarnt worden vor der Gefährlichkeit dieser Fahrt und höchstwahrscheinlich war er in einen Sturm geraten und untergegangen. Oder er war vom Sturm irgendwo an die Küste verschlagen worden, was auf das gleiche herauskam. Denn bei einer Fußwanderung durch die endlose Namib, ohne Wasser und Proviant, mußte er unfehlbar auch zugrunde gehen, und es war unmöglich, die vom Sand verwehten Leichen zu finden. Nichts, absolut gar nichts deutete darauf hin, daß Lüderitz auf der Suche nach Gold oder Edelsteinen gewesen war. Damals entstanden natürlich viel phantastische, unbegründete Gerüchte um das Verschwinden des Gründers von Angra Pequena, aber sie waren als völlig haltlos bald wieder der Vergessenheit anheimgefallen. Und nun behauptete dieser Franz Mokat also plötzlich, hier bei Colmannskuppe, sozusagen vor den Toren von Lüderitzbucht — Diamanten gefunden zu haben!

Je länger Frentag darüber nachdachte, um so unsinniger erscheint ihm die ganze Geschichte. Ein Glück, daß er die Sache mit diesem Mokat ganz geheim gehalten hat. Prokurist Stein würde brüllen vor Lachen, wenn er etwas davon wüßte. Auch die Hilde. Na, so! Hilde Stein! Wie war das doch? Hatte er sie nicht gestern abend besuchen wollen? Und statt dessen war er in die Bar gegangen, hatte getrunken und mit der schönen, spröden Zoe geflirtet! Und da war doch noch etwas gewesen . . . eben mit dieser schlanken Barmaid . . .? Max Frentag reibt sich den brummenden Schädel und sucht vergebens in seinen Gehirn die Begebenheiten des gestrigen Abends zu rekonstruieren. Der Teufel hole den Alkohol. Hat er nun wirklich so viel getrunken, oder ist Gukkes Zeug so scharf?

„Da vorne, das ist Colmannskuppe!"

Die Stimme Franz Mokats reißt ihn aus seinen Grübeleien. Max Frentag gibt sich einen Ruck und schattet mit der Hand vor den Augen, um besser sehen zu können. Wöhlich läßt er die Hand sinken, reibt sich die Augen, schaut wieder hinüber . . .

„Mokat! Haben Sie da draußen an Ihrer Station neulich jemand begraben?"

„Wieso, Herr Frentag?"

„Na, wenn das da vorne keine Grabkreuze sind, dann sind es . . . Ach so! Entschuldigen Sie, Mokat, ich bin wohl noch nicht ganz auf der Höhe. Der verfluchte Whisky! Jetzt verstehe ich: Sie haben bereits vor Ihrer Abreise sorgsam ein paar Felder abgesteckt, Sie Schlauberger!"

Mokat schüttelt den Kopf. „Felder abstecken? Meinen Sie wegen der Diamanten, Herr Frentag? Nein, das habe ich nicht. Ich . . . ich glaubte doch selber noch nicht recht . . ."

Max Frentag reibt sich noch einmal die Augen und wird plötzlich hell wach. „Hören Sie mal, mein Lieber! Luftspiegelungen gibt es hier doch nicht, und so schlimm, daß ich weiße Mäuse sehe, ist's auch nicht mit mir! Sehen Sie mal da! Links vom Schienenstrang! Wenn das keine regelrechten Merkpfähle sind, will ich den Weg nach Lüderitzbucht zu Fuß zurücklaufen!"

Franz Mokat reißt die Augen auf und schaut mit offenem Munde hinüber. Wahrhaftig! Da stehen mitten im Sand drei, vier kurze Pfähle, an denen ein Stück Papier oder so etwas klebt. Er schüttelt verwundert den Kopf.

„Gestern früh, als ich abfuhr, standen die Dinger bestimmt nicht hier! Was soll denn das bedeuten?"

Frentag wirft ihm einen scharfen Blick zu. „Ehrlich, Mokat! Das sieht hier ganz so aus, als ob außer uns noch jemand hier nach Diamanten suchen will. Und zwar jemand, der früher aufgestanden ist als wir. Haben Sie geschwatzt?"

„Ich war doch die halbe Nacht bei Ihnen, Herr Frentag!"

„Weiß ich. Aber — heute früh?"

„Keine Silbe! Außer Ihnen habe ich niemand von den Steinen erzählt. Das heißt: gestern natürlich, im Büro . . ."

Frentag macht eine wegwerfende Handbewegung. „Herr Stein und seine Leute denken bestimmt nicht daran, hier nach — einbarten Zeit energisch an Max Frentags Tür geklopft, aber nicht mehr als ein unwilliges Grunzen und schließlich die wenig liebenswürdige Aufforderung erhalten, sich zum Teufel zu scheren. Erst gegen 10 Uhr erscheint Max Frentag. Mit schwerem Kopf und etwas schuldbewußt, wirft er einen unsicheren Blick hinüber zu Gukkes Bar.

„War Sie schon drüben, Mokat?"

„Heute? Nein." erwidert der Bahnwärter verwundert.

„Na, denn man los. Wo ist Ihre Draisine?"

Während sie durch die glühende Hitze auf dem Schienenstrang dahinrollen, überlegt Max Frentag noch einmal die ganze Sache, und findet, daß sie heute viel phantastischer und unmöglicher aussieht als gestern. Gewiß doch, die Steine sind echt. Aber hat man je gehört, daß in diesem Land Kohdiamanten gefunden worden sind? Selbst Lord Hilgate mit seiner Prospektormanie ist nie auf diesen abwegigen Gedanken gekommen. Frentag fühlt die Strahlen der schon viel zu hoch gestiegenen Sonne brennen und brummt eine ärgerliche Verwünschung. Wenn er an die Wälder oben am Kunene denkt, — was für ein elendes Land ist doch das hier! Sand, Sand und nichts als Sand! Der Himmel mag wissen, was damals der gute Vater Lüderitz sich davon versprochen hat, als er ausgerechnet hier seine Niederlassung gründete! Halt, Lüderitz! Ging nicht vor Jahren ein Gerücht hier herum, damals, als der Kaufmann Lüderitz spurlos verschwand, von seiner Küstenreise nicht mehr zurückkehrte? Sprach man nicht davon, er habe irgendwo unten im Süden — Diamanten gefunden oder Gold? Sei an einer einsamen Stelle der Küste da unten gelandet und — beim Suchen in der Namib elend umgekommen?

Frentag sucht sich in die Erinnerung zurückzurufen, was er über den Tod Franz Lüderitz' gehört hat, aber er muß sich bald sagen, daß an dem Gerücht, der Begründer von Lüderitzbucht habe von goldhaltiger oder blauer Erde gewußt, so gut wie nichts dran ist. Es ist ganz verständlich, daß ein solches Gerücht auffam, denn damals war gerade die Zeit der großen Diamantenfunde unten im Kapland. Das Freudengeheul aus dem britischen Süden war so mächtig gewesen, daß man damals auch um Lüderitzbucht herum begonnen hatte, zu buddeln und zu suchen. Von Windhuk aus war eigens eine Kommission von Geologen und erfahrenen Prospektoren gekommen, um das Land zu besichtigen. Erfolglos natürlich. Und das jähe Ende des Kaufmanns Lüderitz? Nun, man hatte damals natürlich umfangreiche Nachforschungen angestellt. Eine Gewißheit hatte man nicht erhalten. Lüderitz und seine Begleiter blieben verschollen. Mit Bestimmtheit wußte man jedoch, daß er sich auf einem kleinen Boot eingeschifft hatte, um Lüderitzbucht auf dem Seewege wieder zu erreichen. Er war gewarnt worden vor der Gefährlichkeit dieser Fahrt und höchstwahrscheinlich war er in einen Sturm geraten und untergegangen. Oder er war vom Sturm irgendwo an die Küste verschlagen worden, was auf das gleiche herauskam. Denn bei einer Fußwanderung durch die endlose Namib, ohne Wasser und Proviant, mußte er unfehlbar auch zugrunde gehen, und es war unmöglich, die vom Sand verwehten Leichen zu finden. Nichts, absolut gar nichts deutete darauf hin, daß Lüderitz auf der Suche nach Gold oder Edelsteinen gewesen war. Damals entstanden natürlich viel phantastische, unbegründete Gerüchte um das Verschwinden des Gründers von Angra Pequena, aber sie waren als völlig haltlos bald wieder der Vergessenheit anheimgefallen. Und nun behauptete dieser Franz Mokat also plötzlich, hier bei Colmannskuppe, sozusagen vor den Toren von Lüderitzbucht — Diamanten gefunden zu haben!

Je länger Frentag darüber nachdachte, um so unsinniger erscheint ihm die ganze Geschichte. Ein Glück, daß er die Sache mit diesem Mokat ganz geheim gehalten hat. Prokurist Stein würde brüllen vor Lachen, wenn er etwas davon wüßte. Auch die Hilde. Na, so! Hilde Stein! Wie war das doch? Hatte er sie nicht gestern abend besuchen wollen? Und statt dessen war er in die Bar gegangen, hatte getrunken und mit der schönen, spröden Zoe geflirtet! Und da war doch noch etwas gewesen . . . eben mit dieser schlanken Barmaid . . .? Max Frentag reibt sich den brummenden Schädel und sucht vergebens in seinen Gehirn die Begebenheiten des gestrigen Abends zu rekonstruieren. Der Teufel hole den Alkohol. Hat er nun wirklich so viel getrunken, oder ist Gukkes Zeug so scharf?

„Da vorne, das ist Colmannskuppe!"

Die Stimme Franz Mokats reißt ihn aus seinen Grübeleien. Max Frentag gibt sich einen Ruck und schattet mit der Hand vor den Augen, um besser sehen zu können. Wöhlich läßt er die Hand sinken, reibt sich die Augen, schaut wieder hinüber . . .

„Mokat! Haben Sie da draußen an Ihrer Station neulich jemand begraben?"

„Wieso, Herr Frentag?"

„Na, wenn das da vorne keine Grabkreuze sind, dann sind es . . . Ach so! Entschuldigen Sie, Mokat, ich bin wohl noch nicht ganz auf der Höhe. Der verfluchte Whisky! Jetzt verstehe ich: Sie haben bereits vor Ihrer Abreise sorgsam ein paar Felder abgesteckt, Sie Schlauberger!"

Mokat schüttelt den Kopf. „Felder abstecken? Meinen Sie wegen der Diamanten, Herr Frentag? Nein, das habe ich nicht. Ich . . . ich glaubte doch selber noch nicht recht . . ."

Max Frentag reibt sich noch einmal die Augen und wird plötzlich hell wach. „Hören Sie mal, mein Lieber! Luftspiegelungen gibt es hier doch nicht, und so schlimm, daß ich weiße Mäuse sehe, ist's auch nicht mit mir! Sehen Sie mal da! Links vom Schienenstrang! Wenn das keine regelrechten Merkpfähle sind, will ich den Weg nach Lüderitzbucht zu Fuß zurücklaufen!"

Franz Mokat reißt die Augen auf und schaut mit offenem Munde hinüber. Wahrhaftig! Da stehen mitten im Sand drei, vier kurze Pfähle, an denen ein Stück Papier oder so etwas klebt. Er schüttelt verwundert den Kopf.

„Gestern früh, als ich abfuhr, standen die Dinger bestimmt nicht hier! Was soll denn das bedeuten?"

Frentag wirft ihm einen scharfen Blick zu. „Ehrlich, Mokat! Das sieht hier ganz so aus, als ob außer uns noch jemand

Albert Mazzotti

ein westfälischer Meister der Plastik

Die bekannte Führerbüste des Künstlers

Wenn mit vollem Recht die westfälische Kunst in letzter Zeit mehr und mehr Beachtung fand und einen nicht geringen Beitrag zur deutschen Kunst der Gegenwart liefert, so kann noch besonders auf das Aufblühen westfälischer Plastikkunst hingewiesen werden. Den Beweis dafür lieferte die Große Westfälische Kunstausstellung im Herbst des vergangenen Jahres in Dortmund, die eine besonders starke Beteiligung aus der jungen Generation der Plastiker als einer der erfreulichsten Ergebnisse dieser Jahresschau westfälischer Kunst zeitigte.

Die verstehende Güte eines beseelten Frauengesichts. Die Dichterin J. Berens-Totenohl.

Zu den großen westfälischen Meistern der Plastik gehört Albert Mazzotti aus Münster, der vor allem in der Bildnisplastik mit einer Reihe von Werken hervorgetreten ist, die immer wieder auf Ausstellungen Zeugnis ablegen von seinem tiefen Künstlertum. Die genannte Ausstellung in Dortmund zeigte zwei seiner reifsten Werke, die Marmorbüste des Dichters Paul Ernst, die auch auf der Ausstellung „Westfalens Beitrag zur deutschen Kunst der Gegenwart" in „Haus Rothenburg" in Münster anläßlich der Gaukulturwoche des Gaues Westfalen-Nord der NSDAP. zu sehen war, und eine der neuesten Arbeiten des Künstlers, ein Broncebildnis der sauerländischen Dichterin Josefa Behrens-Totenohl, das wir auch hier wiedergeben.

Bisher liegt ein umfangreiches Werk des Künstlers vor, der vornehmlich in der Plastik und Plakettenkunst Hervorragendes geleistet hat, nachdem er vor Jahren erstmalig mit einer Terrakottaplastik, einer Kopfstudie des westfälischen Dichters und Altmeisters der Heimatbewegung Karl Wagenfeld, die vom Landesmuseum in Münster erworben wurde, sich der großen Oeffentlichkeit vorgestellt hatte. Der Name Mazzottis wurde bald bekannt, und in rascher Folge entstanden Bildnisbüsten von hohem künstlerischen Rang, und vornehmlich gestaltete Mazzotti Persönlichkeiten aus der Geschichte und lebende Persönlichkeiten aus dem westfälischen Kulturraum. Als Beispiele seien genannt: die Büste des Freiherrn vom Stein im Landeshaus der Provinz Westfalen, die Büste des Freiherrn von Fürstenberg in der Westfälischen Landesuniversität, die Büste des Mathematikers Weierstraß, eines gebürtigen Westfalen, die der Staat für die Universität in Berlin angekauft hat, die Büste des Dreizehnlinden-Dichters Friedrich Wilhelm Weber in Bad Driburg und die monumentale Bronzebüste des Führers Adolf Hitler, die in den Funkhäusern Köln, Berlin und Saarbrücken und im Stadthaus und Schloß zu Münster Aufstellung fand. Zu den größten künstlerischen Leistungen Mazzottis, der sich in der zweckbestimmten Kunst überraschend vielseitig betätigt, wird seine Kunst der Plakette gerechnet, die ihn auf diesem Gebiet zu einer führenden Künstlerpersönlichkeit gemacht hat. Auch auf diesem intimen Kunstgebiet, das vom Künstler volle Beherrschung der Form, klaren Blick für das Charakteristische einer Persönlichkeit und vornehme Behandlung der Fläche verlangt, hat Mazzotti vornehmlich Bildnisse von geschichtlichen Persönlichkeiten gestaltet, wie (um nur einige zu nennen) die Wissenschaftler Röntgen, Sertürner, den Entdecker des Morphiums, den großen Physiker Hiltorf usw. und unter vielen anderen auch die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.

Die Trommel rief zum Streite, er fiel an meiner Seite . . .
(Ein erhebendes Mahnmal des Opferganges deutscher Jugend)

Die im Bilde wiedergegebene) Bronzebüste der Dichterin Josefa Berens-Totenohl zeigt den Künstler Mazzotti von seiner besten Seite, in abgeklärter, schöner Form bildnerisch das eigengewachsene Wesen des Dargestellten, hier den ernsten, in sich ruhenden, schöpferischen und eigenförmigen Charakter dieser großen sauerländischen Dichterin, aus deren überragender Gestaltungskraft das große westfälische Epos der Romane „Der Femehof" und „Frau Magdalene" erwachsen ist, zum Ausdruck zu bringen. Anläßlich der Jahrestagung der Annette-von-Droste-Gesellschaft, auf der Maria Kahle über „Annette als Künderin nordischer Landschaft" sprach, nahm Mazzotti Gelegenheit, den ausgeprägten Charakterkopf von Maria Kahle zu modellieren, und neuerdings beschäftigt ihn die Gestaltung der Bildnisbüste von Christine Koch, der dritten großen Dichterin des Sauerlandes. Da die beiden letztgenannten Werke noch nicht vollendet sind, soll über sie weiter noch nichts gesagt werden. Es wird aber einmal Mazzotti als besonderes Verdienst angerechnet werden müssen, daß er mit der lebendigen Sprache seiner vollendeten Kunst mithalf, den Ruhm dieser drei großen deutschen Frauen des Sauerlandes zu verkünden.

W. Arens

Die markanten Züge des Dreizehnlindendichters, auf der Plakette festgehalten (Atelierphotos.)

Haus, Hof und Garten

Schutz vor der Maul- und Klauenseuche

Durch eine Schafherde aus Marokko wurde im Sept. vor. Jahres die Maul- und Klauenseuche nach Elsaß-Lothringen eingeschleppt und hat von hier aus, nachdem sie in den französischen Rindvieh-, Schaf- und Schweinebeständen große Verluste verursacht hat, auch die Grenze nach Deutschland überschritten und befindet sich in Ausbreitung von Westen nach Osten. Wie aus Zeitungsmeldungen bekannt geworden ist, sind auch bereits Erkrankungen in England aufgetreten. Diese schnelle und weite Verbreitung der Maul- und Klauenseuche ist darauf zurückzuführen, daß nicht nur die Verbreitung der Krankheit unmittelbar von Tier zu Tier erfolgt, sondern auch mittelbar durch sogenannte Zwischenträger, wie z. B. Wege, Straßen, Brunnentröge, Milchtransportgefäße, Stall- und Schlachtgeräte, Dünger, Jauche, Personen, Pferde, Hunde, Katzen, Geflügel, Futtersäcke usw.

Wenn uns auch in dem Maul- und Klauenseuche-Serum ein wirksames Bekämpfungsmittel gegen die Seuche zur Verfügung steht, ist doch nach Möglichkeit danach zu trachten, eine weitere Verbreitung der Seuche unter allen Umständen zu verhindern. Neben strengster Beachtung der von seiten des Staates angeordneten veterinärpolizeilichen Maßnahmen muß jeder Bauer und Landwirt von sich aus bemüht sein, weitere Seuchenausbrüche zu unterbinden. Die Möglichkeit ist dazu gegeben durch eine regelmäßige Desinfektion oder Entseuchung, die als eine der wichtigsten Maßnahmen im Kampfe gegen die Maul- und Klauenseuche anzusehen ist. So ist z. B. bekannt, daß der Ansteckungsstoff (ein filtrierbares ultravirbles Virus) schon wenige Stunden nach der Ansteckung, bevor die Tiere überhaupt sichtbar erkrankt sind, mit dem Speichel, der Milch, dem Harn und auch dem Kot in ungeheurer Menge aus dem Körper der erkrankten Tiere ausgeschieden wird. Diese Ausscheidung des Krankheitsstoffes ist am stärksten am zweiten bis dritten Tage und dauert etwa bis zum elften Tage nach erfolgter Ansteckung. Hierdurch erfolgt in verhältnismäßig kurzer Zeit die Ansteckung der im Stall noch vorhandenen weiteren Tiere. Es entsteht aber andererseits auch dadurch eine gefährliche Seuchenquelle für die weitere Verschleppung der Maul- und Klauenseuche. Trotz dieser leichten Verbreitung des Krankheitsstoffes durch alle Art von Zwischenträgern haben die bei dem diesjährigen Seuchengang bisher gesammelten Erfahrungen gezeigt, daß es möglich ist, in verseuchten Gemeinden, in denen frühzeitig von allen Tierbesitzern die Desinfektion in der vorgeschriebenen Weise durchgeführt wurde, die Seuche auf nur wenige Gehöfte zu beschränken. Um so leichter wird es sein, bisher seuchenfreie Gehöfte und Gemeinden durch die regelmäßige Desinfektion vor der Ansteckung der Viehbestände mit der Maul- und Klauenseuche zu schützen.

Bei der Prüfung der verschiedenen Desinfektionsmittel hat es sich nun gezeigt, daß nicht alle im Handel befindlichen Präparate zur wirksamen Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche geeignet sind. Als wirksames und geeignetes Desinfektionsmittel bei Maul- und Klauenseuche hat sich vielmehr die 1- bis 2prozentige Natronlauge erwiesen. Die Natronlaugelösung ist deshalb gesetzlich als alleiniges Entseuchungsmittel bei der Maul- und Klauenseuche vorgeschrieben. Es liegt daher im eigenen Interesse der Bauern und Landwirte, andere Desinfektionsmittel und Heilmittel, die voraussichtlich in großer Zahl angeboten werden, zurückzuweisen. Diese Mittel nützen nicht gegen die Seuche, sondern einzig und allein dem Verkäufer. Mit der sicheren Wirksamkeit verbindet die Natronlaugelösung billigen Preis und den Vorteil der Geruchslosigkeit, der besonders wichtig ist, da sonst Gefahr besteht, daß die sehr empfindliche Milch den Geruch annimmt. Die Flüssigkeit muß immer genau nach der Vorschrift hergestellt werden. Zweckmäßig ist es, die Lösung der Natronlauge nicht in Wasser, sondern in 3prozentiger Kalkmilch vorzunehmen, um die Desinfektion auf diese Weise sichtbar zu machen. Bei dem Fertigpräparat „Duramin" ist dieser Zusatz von Kalkmilch nicht erforderlich, da bei der Verwendung dieses Präparates die durchgeführte Desinfektion leicht festzustellen ist. Die 4prozentige Lösung des Duramins enthält 1 Prozent Aetznatron, d. h. die zur Desinfektion erforderliche wirksame Menge Natronlauge.

Wenn trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln die Seuche in einem Tierbestande zum Ausbruch gekommen ist, empfiehlt sich nach erfolgter Anzeige die möglichst frühzeitige Impfung des Bestandes in Form der Simultanimpfung, d. h. einer Impfung mit Serum gegen Maul- und Klauenseuche bei gleichzeitiger künstlicher Ansteckung sämtlicher Tiere. Dadurch nimmt die Seuche, die in vielen Teilen des Deutschen Reiches sehr bösartig verläuft, im Gegensatz hierzu einen verhältnismäßig gutartigen Verlauf. Außerdem wird dadurch erreicht, daß die Milchmenge nur unerheblich oder gar nicht zurückgeht. Andere angeblich bewährte Mittel zur Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche sollen unbedingt von jedem Bauer und Landwirt zurückgewiesen werden. Wenn neben der Impfung noch besondere Behandlungen der eingetretenen Krankheitserscheinungen erfolgen sollen, genügen im allgemeinen die in jedem Haushalt vorhandenen Mittel. Hierher gehören z. B. Mundspülungen durch häufigeres Reichen von Wasser, das Behandeln der Blasen und wunden Stellen im Maul mit verdünnter Myrrhentinktur oder Kamillentee und Waschungen der erkrankten Klauen mit desinfizierenden Seifen-Lysolen oder Holzteer. Außerdem ist für reichliche, saubere und weiche Streu zu sorgen, und den Tieren ist nach Möglichkeit das Futter nur in breiiger Form zu verabreichen.

Bei strengster Beachtung der vorgeschriebenen veterinärpolizeilichen Maßnahmen, grünlicher regelmäßiger Desinfektion, Impfung der erkrankten Tiere und Behandlung der Krankheitserscheinungen in der oben näher angeführten Form wird es gelingen, die durch die Seuche verursachten Schädigungen auf ein Mindestmaß zu beschränken.

Vom winterlichen Auslichten der Beerenobststräucher

Man sehe sich den noch nicht ausgelichteten, beerenartig dichten Strauch (Abb. 1) an. An ihm lassen sich deutlich zwei Wuchsarten des Holzes unterscheiden. Es werden mehrfach verästelte mit kurzem, gedrungenem, krummem Endholz gefunden und andererseits schlanke, üppige gestreckte Zweige, die zunächst dem Stamm, oft aus diesem selbst heraus, entspringen. Das erstere ist alt, mehr als dreijährig, das letztere der Jungholznachtrieb. Man sieht dem Strauch an, daß er sich von unten und innen heraus verjüngen will. Weiß man außerdem, daß nur das zwei- und dreijährige Holz der Johannis- und Stachelbeersträucher tragbar oder doch reichtragend ist, ergibt sich aus allem eigentlich die Schnitthandlung der Sträucher von selbst: das alte, daher starke, am Endholz krumme Astwerk muß als abgetragen völlig entfernt werden, damit das junge, ertragliefernde, in Zukunft voll tragbare in den vollen Genuß der gesamten Nahrung und des Lichtes gelangt. Ist das geschehen, sieht derselbe Strauch schön durchsichtig (Abb. 2) aus. An ihm findet man nur mehr ein-, zwei- und dreijähriges Holz, das volle Tragbarkeit hat. Infolge der Lichtung der Krone ist auch die Neigung zur Bildung von Ersatzaustrieben aus dem Stamm und alten Gezweig größer, und der Ersatztrieb wird nicht erstickt, wie es stets der Fall bei Sträuchern ist, die zu dicht sind, weil sie nicht oder nicht genügend und häufig genug ausgeschnitten werden. In solchen Sträuchern ist die Neigung zur Erneuerung durch Jungtrieb von innen heraus sogar besonders groß. Die Jungtriebe sind überaus zahlreich, ersticken aber im Schatten, wie es an den abgetorbenen, dürren Spitzen zu erkennen ist. Dieses Auslichten des mehr als dreijährigen Holzes soll alljährlich im laublosen Zustande des Strauches vorgenommen werden.

Abb. 1 Zeichnungen: Archiv M
Nicht ausgelichteter Beerenobststrauch

Abb. 2
Richtig ausgelichteter Beerenobststrauch

Blumentisch – einmal ohne „Fangarme"

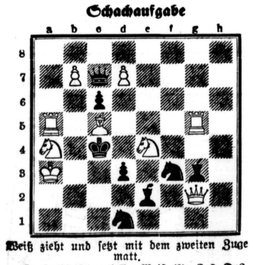
Finden Sie die eisernen Gestelle hübsch, auf denen sich nach allen Richtungen streckenden Fangarmen kleine und große Blumentöpfe stehen? Ein Geist der Unruhe geht von ihnen aus, sie sind schlechthin unübersichtlich und arrogant. Freilich ist die bescheidene Blumenbank, die wir hier abbilden, nicht eben für viele Blumentopf-Vorräte berechnet. Sie braucht ja auch nicht wörtlich so übernommen zu werden

Entwurf: Die Heimgestalter, Berlin

für jeden Haushalt. Wir wollen nur damit sagen: so ihr viele Topfpflanzen euer Eigen nennt, stellt sie doch auf ein schlicht und rechtes einfaches Blumenbänkchen oder -tischchen, es sieht so viel hübscher und beruhigender aus als die Polypen-Blumengestelle!

Grüne Heringe mit lachsähnlichem Geschmack. Zu diesem Gericht nimmt man möglichst große Heringe, säubert sie innen und außen und reibt sie leicht mit Salz ein. Man hüte sich vor dem Versalzen. In das Innere der Heringe bringe man mit einem Teelöffel oder einer Tropfenflasche einige Tropfen Kräuter- oder Estragon-Essig. Inzwischen bringt man das Kochwasser auf das Feuer. Diesem setzt man hinzu: gewässerte und in kleine Scheiben oder Stifte geschnittene Mohrrüben, Petersilienwurzel, Sellerie und einige Zitronenscheiben, von denen man aber die gelbe Außenschale und die Kerne entfernt. Auch einige Gewürz- oder Pfefferkörner, sowie ein bis zwei Lorbeerblätter kann man hinzugeben. Je nach der Größe des Behälters und der Menge der Heringe kommen zwei bis vier schwarze Wacholderbeeren hinzu. Zusammen mit den Heringen gibt man eine Obertasse voll Essig in das Kochwasser. Wenn die Heringe zu kochen anfangen, muß man das Wasser abschmecken. Es muß gut sauer und genügend gesalzen sein. Man achte darauf, daß die Heringe nicht zu weich werden. Um ein Zerfallen derselben zu verhindern, läßt man sie nach dem Aufkochen am besten an der Herdplatte vorsichtig gar ziehen. Mit einem Schaumlöffel hebt man die Heringe schließlich heraus und läßt sie in dem für sie bestimmten Behälter erkalten. Auch die Brühe läßt man für sich erkalten. Erst wenn dies geschehen ist, gießt man die Brühe über die Heringe und läßt sie hier drei bis vier Tage liegen. Nach dieser Zeit haben sie einen dem Sachs ähnlichen Geschmack angenommen. Man genießt sie nun entweder nur mit Gewürzessig erneut beträufelt oder reicht sie mit einer Mayonnaise.

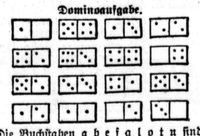
Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (17): Weiß (9): Ka3, Dg2, Lc5, Ta5 und g5; Sa4 und e4, Bb7 und b7. — Schwarz (8): Ke4, De7, Le2 und g3, Sb1 und f5, Bc6 und d3.

Dominoaufgabe.



Die Buchstaben a b e f g l o t u sind an Stelle der Augen auf den Dominosteinen zu vermerken. Werden diese richtig verteilt, so ergibt das Ganze ein Sprichwort.

Einfügungsaufgabe.

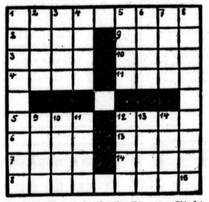
Mea — Hebe — Ale.

Durch Einfügen je einer aus zwei Buchstaben bestehenden Silbe als Mittelstück bilde man aus obigen drei Wörtern neue Wörter. Diese bedeuten:

1. Name aus der griechischen Mythologie,
2. Name aus der griechischen Mythologie,
3. weiblicher Vorname.

Die drei Silben ergeben aneinandergereiht einen bestimmten Zeitraum.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.



Waagerecht und senkrecht: 1. Stadt im Harz. 2. Geographischer Begriff. 3. Weiblicher Personenname. 4. Kunstflieger. 5. Ehemalige deutsche Kolonie. 6. Gebieter. 7. Krautartige Pflanze. 8. Nutzgeflügel. 9. Nordische Münze (Mehrzahl). 10. Alkoholisches Getränk. 11. Nebenfluß der Mosel. 12. Anderes Wort für Erquickung. 13. Unermeßlich lange Zeit. 14. Preußische Universitätsstadt. — Die Diagonale 1—15 nennt ein kleines, heiteres Tonstück.

Bilderknotenrätsel.

In jedem Knoten befindet sich ein Wort, das aus den bildlichen Darstellungen zu erraten ist. Die durch Verknotung verdeckten Buchstaben der einzelnen Knoten ergeben, richtig geordnet, Wörter, die ebenfalls durch die Darstellungen angedeutet sind.

Bilderrätsel.

Aufgabe.

Wie bekannt, wird eine Zahl, der links eine Ziffer angefügt wird, in ihrem Werte größer. Welche Zahlen aber werden durch das nämliche Verfahren geringer?

Geographisches Scherzrätsel.

1. Welcher griechische Gott befiehlt einem italienischen Fluß, ein russischer zu werden?
2. Wo können sich nicht genug Aerzte niederlassen?
3. Wo jammert eine Jungfrau über ihren ungetreuen Geliebten?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Lb8—a1. Ke1×f5 oder —f3 oder 2. Df7×d5 matt, a) 1. . . . Ke4—d3 oder f4—f3 oder S. 2. Df7—b1 matt.

Vorsatzaufgabe: Fußball. Revier, Anhalt, Neunauge, Zufall, Landkarte, Impuls, Salpeter, Zugwind, Triller, Talar, Obacht, Teetube, Eintracht, Nomade, Todfeind, Alpdruck, Meerstern, Zuneigung. — Franz Liszt: „Totentanz."

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Lama, Urne, Tod, Herz, Eisel; senkrecht: Hamel, Rose, Pudel, Unfer. Zu dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Auszieh-Rätsel: Afrik, Peru, Kongo, Busch, Khan, Parze. — Sprungschanze.

Abstrichrätsel: Ficht, Nebel, Sachs, Kamel, Zehe, Lava, Edwin, Senf, Eitel, Arzt. — Schneeschmelze — Lawinensturz.

Geographisches Silbenrätsel: 1. Tajo 2. Agrib 3. Drave, 4. Lemgo, 5. Egge, 6. Honnef 7. Erlaf 8. Alme 9. Mähren, 10. Landshut, 11. Inzell 12. Eifel, 13. Hanover, 14. Lörrach. — Tadle heimlich, lobe oeffentlich.

„Fliegerabwehr": Man liest von links nach rechts herum erst die Buchstaben in den Feldern, die von den Rauchsäulen der Geschütze berührt werden, dann die in den andern Feldern. Das ergibt: „Luftschutz ist unsere Nationalpflicht."

Telegrammrätsel: Zitrone, Stadel, Hose, Scheitel, Kitz, Stendal. — Rodelschlitten.

„Ich hoffe, es stört Sie beim Rauchen nicht, wenn ich noch esse!"
„Durchaus nicht, ich höre die Kapelle trotzdem ganz gut!"

*

„Freund Fritz lud mich zu einer Flasche Mosel ein und versuchte gleich, mich anzupumpen."
„Du hast natürlich sofort abgelehnt?"
„Sofort nicht — erst nach der zweiten!"

*

„Sie scheinen sich gar nichts aus Musik zu machen, obwohl Sie vier musikalische Töchter haben?"
„Wenn Sie vier musikalische Töchter hätten, würden Sie auch nicht von Musik entzückt sein."

Selbst verdient

„Nun, wie findest du mein neues Kleid?"
„Entzückend. Aber es war wohl schrecklich teuer?"
„Ja, natürlich, aber schließlich habe ich mir das Geld selbst verdient."
„Wie denn?"
„Ich habe meinem Mann das Rauchen und Trinken abgewöhnt."

Wie fragen die Mädchen?

Zwischen 17 und 22 Jahren fragen sie: Wie ist er?
Zwischen 22 und 30 Jahren fragen sie: Was ist er?
Und nach 30 Jahren fragen sie: Wo ist er?

*

Karlchen hat französischen Sprachunterricht und arbeitet an seiner häuslichen Aufgabe. „Vater, wie heißt es? la coeur oder le coeur?"
„Lisör, mein Sohn."
(Allg. Wegtweiser.)

„Ei, was Sie doch für ein apartes Hütchen haben, Fräulein Susemühl!"
„Das ist kein apartes Hütchen, da ist mir eine Kiste auf den Kopf gefallen!"

Rückfrage

Straßenbahnschaffner: „Nun, mein Junge, wo ist dein Fahrschein?"
Der Junge: „Ich brauche keinen Fahrschein."
„Wie alt bist du denn?"
„Wie alt darf man denn sein ohne Fahrschein?"

Ueberraschung

„Oh, Fredi, ich habe eine solche schöne Ueberraschung für dich zu deinem Geburtstag."
„Na was denn?"
„Ein Augenblickchen, ich werde es gleich mal anziehen."

*

„Aber Ottokar, rauchst du nun schon wieder? Der Doktor hat dir doch nicht mehr als eine Zigarre am Tag erlaubt."
„Stimmt, diese hier ist für den 15. Dezember 1938."

„Recht so, Papi, spiel du nur mit meinen Bleisoldaten, ich werde unterdessen deine Zigarren rauchen!"

*

Auch das noch

Der Schneider: „Wann gedenken Sie nun eigentlich, Ihre Schulden zu bezahlen?"
Der Kunde: „Ja, leider muß ich Ihnen auch die Antwort schuldig bleiben."

*

„Unsere neuen Nachbarn müssen schrecklich verliebt ineinander sein; jeden Morgen wenn er geht, und jeden Abend wenn er kommt, so küßt er seine Frau. Warum machst du das eigentlich nie?"
„Ich kenne doch die Frau noch gar nicht."

Verdächtig

„Dieser Mensch muß ein schrecklicher Säufer sein; jetzt treffe ich ihn schon im achten Lokal an einem einzigen Tag."
(Göteborgs Tidningen.)

*

Zimmervermieterin: „Aber ich sage Ihnen im voraus: Damenbesuche gestatte ich nicht."
„Aber doch Herrenbesuche?"
„Ja, schon."
„Gut, dann miete ich das Zimmer für meine Braut."

*

Schabernack hat im Gedränge der U-Bahn einer Dame auf den Fuß getreten. „Sie ham ooch keene Bildung", sagt die Dame empört.
„Wieso?" will Schabernack wissen.
„Ein gebildeter Mensch sagt doch wenigstens Hoppla, wenn er jemand auf'n Fuß jetreten hat."
(Ko·alle.)

Anzügliche Auffassung

„Sie sollen gesagt haben, mein Mann sei gestern aus dem Zuchthaus entlassen worden! Wollen Sie das sofort widerrufen, Sie Verleumderin?"
„Ist er noch drinnen?"
(Fliegende Blätter.)

„Jeden Abend, ehe ich ins Bett gehe, schreibe ich meine Gedanken in ein kleines Buch. Das tue ich schon seit meiner frühesten Jugend."
„Da haben Sie wohl bald eine Seite voll?"

*

Der Friseur: „Sind Sie schon früher einmal hier gewesen?"
„Ja, vor einem Monat ungefähr."
„Verstehe ich nicht; ich kann mich so schwer an Ihr Gesicht erinnern."
„Das ist auch schön verheilt inzwischen."

*

Am schwarzen Brett einer Universität hing eines Tages folgender Zettel: „Würde der Herr, der am Dienstag aus dem Lesezimmer einen Regenschirm mit Hornkrücke mitnahm, so freundlich sein und den Schirm beim Pedell abgeben?"
Am nächsten Tage stand mit Bleistift darunter gekritzelt: „Noch nicht, Wetter noch zu unbeständig!"
(Illustrierter Beobachter.)

*

Der junge Mann hatte alle Geburtstagskarten durchgesehen, ohne das richtige zu finden. Schließlich sagte der Verkäufer: „Hier ist eine mit entzückendem Text: An das einzige Mädchen, das ich je geliebt habe!"
„Ausgezeichnet! Kann ich fünf, nein sechs solche bekommen?"

*

„Nun, wie geht es Ihrer Schwester, Fräulein Margot?"
„Danke, ausgezeichnet; sie macht die eine glänzende Partie nach der anderen."
(Göteborgs Tidningen.)

Alex: „Vater, ich habe im Walde eine Biene gefangen! Hier in der Dose habe ich sie. Jetzt brauchen wir keinen Honig mehr zu kaufen."

*

Mißverständnis

„Sie haben sich malen lassen, Herr Friedrich? Wie oft haben Sie denn gesessen?"
„Woher wissen Sie das? Zweimal, aber jedesmal unschuldig!"

Stilblüte

Professor B.: „Daß meine Ausführungen zutreffen, beweist auch die Statistik. Denn die Statistik hat einwandfrei nachgewiesen, daß die Frauen länger leben als die Männer. Und das glaube ich, wenigstens die Witwen!"

*

„Mensch, ich gebe Ihnen den einen Rat, saufen Sie nicht so viel!" sagt der Erste Offizier zu Clausen, dem Maat. „Wenn Sie nicht dem verdammten Suff fröhnten, könnten Sie längst Erster Offizier sein wie ich!"
„Ja, wenn ick besoffen bün," antwortet Clausen, „bün ick Admiral!"
(Woche.)

Zwischenruf

Der Quacksalber doziert: „Vor zwei Jahren noch, liebe Freunde, war ich ein Wrack, entsetzlich anzuschauen. Nun will ich euch erzählen, was diese Veränderung bewirkt hat . . ."
Stimme aus der Menge: „Welche Veränderung?"

„Ich kann die Stimme des Löwen so genau nachahmen, daß alle Kinder zittern, wenn ich losbrülle."
„Das ist gar nichts! Wenn ich wie ein Hahn krähe, geht die Sonne auf!"

*

Während des Aufenthaltes in Neiße besichtigte Friedrich der Große eine damals neu errichtete Irrenanstalt. Bei der Führung durch die verschiedenen Gebäude schritt der Direktor dem König auf einer Wendeltreppe voran, die auf eine zum Spaziergang bestimmte Terrasse emporführte. Hinter seinem königlichen Herrn ging der Adjutant. „Sag Er doch", wandte sich der König an den Direktor, „wie bekommt Er denn die Narren die enge Stiege hinauf?"
„Das will ich Euer Majestät erklären," lautete die Antwort. „Ein Führer geht voran, einer bildet den Beschluß, und der Narr geht in der Mitte."
„So, so . . . ei, ei . . . da wollen wir beim Heruntersteigen aber doch lieber die Plätze wechseln", sagte der Alte Fritz lächelnd und zur nicht geringen Bestürzung des Direktors.

*

Ein Auto hat eine Dame umgestoßen, der Polizist hilft ihr auf und fragt: „Haben Sie die Nummer des Wagens gesehen?"
„Nein, es ging zu schnell, aber die Dame, die drin saß, hat einen grünen Hut mit zwei weißen Federn, und der graue Pelz, den sie trug, der war unecht!"
(Illustrierter Beobachter.)

Sein Wunsch

Kurt hat sich an der Stuhlkante gestoßen. Er heult wie ein Schloßhund los. Die Mutter tröstet den Jungen:
„Du bist doch schon ein großer Junge, und ein großer Junge weint doch nicht mehr, wenn er sich stößt!"
Kurz schluchzt: „Ich will ja auch nicht mehr weinen, Mutter! Wer dann will ich wenigstens schimpfen dürfen wie Vater, wenn er sich stößt!"
(Neue J. Z.)

Er riecht Lunte

Zeichnungen: 5 Näthe / 1 Ost (M.)

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche Einzelne Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portofrei zugehen

Geb. Mädel, 26 J., m. groß., schwarz, m. bell. Haushalteneigenschaft. u. tadell. Vergangenh., wünscht **Heirat** kennenzulernen. Herrn m. Eigenheim. Herrn m. wahrhaft tath. Lebensauffassung, (mittler Beamter, Lehrer) Vermittlg. d. Verm. angen. Kompl. Ausst. vorhanden. Freundl. Bildzuschr. (zurückerbeten u. Nr. 7/10 an „Der 7. Tag", Paderborn

Geb. Mädel, 27 J., dunkelblond, mittelgroß, tath. tierliebend, veranlagt, mit gut. Hauswirtschaftseigenschaft, möchte tath. Herrn, mittl. Beamter od. Angestellter lieber **Lebenskamerad** werden. Kompl. Aussteuer, später Erbteil. Zuschr. unter Angeb. u. Nr. 7/12 an „Der 7. Tag", Paderborn

Lausesärgen. Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! **Hofmann & Schmitt**, Limburgerhof 11 (Pfalz)

1 Pf. Bücklinge in Kiste, täglich frisch
1 D. Rollmöpse ca. 25, in Dauerlit
1 D. Bratheringe 1 kg o. Kopf, ausg.
30 Fischstücke in Gewürz-Essigtk.
1 D. Bism. – Heringe
1 D. Heringe i. Dose
1 D. Kronsardinen
zusammen frei Verpackung **3.95** ab hier im 5-kg-Paket
Fachversand Hamburg **Paul Lahmann & Co.** Hamburg 1/55, Postfach 643

Damenbart vereorön. u. fast bewährt. Reichspatentamt Wz. 468580 Gold-Medaille, Grob-Preis Greiffel 1930, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften üb. **Dauererfolge.** (Ausbleiben der Nachwuchses). Kleinkur RM 2.75, Kur RM 3.25, für größere Flächen RM 5.50 u. 8.50 Nachnahme. **Gelvafa & m. b. H., Köln 116**

Pfarrer Kneipp's Tannensaft Tannenblüten-Lungenbalsam ist das bewährteste Mittel bei schwer. Brust- u. Lungenspitzen-Katarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung u. Versorb. Zunahme d. Appetits, Abn. d. Fiebers u. d. Schweißes. Die große Flasche RM. 3.-
Kneippkurwegweiser kostenlos durch: Kneippmittel-Zentrale Kneippapotheke Würzburg

Nähmaschinen? Bei **Ritter** anfragen! Paderborn Dom gegenüber

Flußstm den Leiden zu befreien. Ich gebe Ihnen gern kostenlos ein einfaches Mittel bekannt, das Ihnen langjährigen Dankschreiben in kurzer Zeit, oft schon in 14 Tagen auch in hartnäckigsten Fällen Heilung brachte. – **Heilmittelvertrieb Max Müller, Bad Weißer Hirsch bei Dresden.**

Wie schwer ist es oft, sich von diesen quengenahmen, das Leben verbittern. Die große Flasche RM. 3.-

„Nicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in **Apotheke Nieheim, Kr. Höxter** Prospekt gratis

Bei Rheuma hilft Rheuma-Vossal Freipospekt durch **F. Engelbrecht Nürnberg-O 22** Ludwig-Feuerbach-Straße 8

Wer inseriert wird nicht vergessen

Nähmasch. an gute Qualität, günstig. Preis, auch vierteljährl. 24 Monatsraten. Katalog kostenlos. **Marquis & Co.** K.-G. München 797

Bestecke mit 90 g Silberauf., 30 Jahre Gar., liefere ich geg. 10 Monatsrat. Katalog gratis. **J. Ostern, Wiesbaden 144.**

Inserieren bringt Gewinn

Basedow u. Kropf Kräuterkuren. Ohne Bestellung kein Versand! Verl. Sie kostenlos Broschüre K **Friedr. Hastreiter, Gauting bei München**

557

Verantwortl.: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturellen u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: L. Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 4 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 23. Januar 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Dienst vor den Kesseln

Das ist also das Heizhaus eines Großkraftwerkes. Eine riesige, vierstöckige Halle. Ein Irrgarten ungezählter Röhren. Sauber, kalt. Etagen eiserner Träger und perforierter Bleche türmen sich empor. Gerippe, nichts als Gerippe. Wo mögen die Kessel sein?

Wir fragen einen Heizer, der schmunzelt.

„Steigen Sie mal da hinauf, bis zum dritten Stock!"

„Im dritten Stock? Seit wann sind denn die Kessel unter dem Dache, wie?"

So ganz wohl ist es uns also doch nicht zumute, aber Leiter für Leiter winden wir uns hinauf zur dritten Rampe. Immer nur durch schweifende schwingende Rohrrippen hindurch. Die Windmaschinen heulen von irgendwo. Elektromotoren summen, ein eigentümlich singendes Geräusch fängt uns ein, unerklärlich seinem Herkommen nach.

Endlich die dritte Rampe. Eine Riesenorgel stählener Rohrbögen mündet in den Gang, in die Klaviatur eines Düsenschaltwerkes. Quer zum Gang die Schaltanlage. Peinlichste Sauberkeit überall. Eine Fülle von Instrumenten, die anzeigen, signalisieren, registrieren; die den Gang dieses Heizwerkes ermöglichen.

Neben dem Schaltbrett, in weißen Kitteln, zwei Heizer; schweigsam, konzentriert. Jedes Wort lenkt ab, gefährdet den Betrieb. Ueber Augenhöhe erscheinen fortwährend Lichtbuchstaben auf einer Schaltplatte wie eine rollende Leuchtreklame. Ziffern gesellen sich hinzu, Signale für den Heizer.

„Dreitausend — viertausend — fünftausend!?"

Die Hände fliegen über die Tastaturen des Schaltwerkes, fast so, wie beim stummen Orgelspiel. Die Heizer regulieren nach den Leuchtziffern Kohle und Luftzufuhr der ganzen Kesselanlage. Man rechnet nach Kalorien.

Am besonderen Tische sitzt der Kesselmeister. Verschiedene buntfarbige Diagramme sind vor ihm ausgebreitet, und nun kontrolliert er diese Aufzeichnungen, die in Linien, Bögen, aufsteilenden Kurven nichts anderes demonstrieren als die Arbeit dieser Kessel und Männer. Der Diagrammschreiber ist hier zum unbestechlichen Reporter geworden.

Es geht wieder abwärts, zur Wasserreinigung und den Kühltürmen. Von Flammen und Kesseln haben wir immer noch nichts gesehen. Im Pumpenhaus liegen breit und behäbig die großen Filterbassins, in denen das Kesselwasser sich ablagert und auf seine chemische Untersuchung wartet. Vor der Halle des Pumphauses parabieren die Kühltürme in langen Reihen wie Wachposten vor diesem Schloß der Technik. Jeder Turm ein Haus für sich, in denen die Kesselwasser ihre vielfältige Umwandlung erfahren: Verbrauchter Dampf, kondensiertes Wasser, Dampf, so ist der Kreislauf. Mit brausender Kraft schießt es in die Kühlteiche hinab, um durch das Pumpwerk wieder in die Kessel hinaufgetöhnt zu werden. Ach ja, die Pumpen, sie sind das Herz des ganzen Kesselbetriebes, sagte einer hier unten, wo in Reih und Glied die kleinen, schwarzen kantigen Ungeheuer schnurcheln. Zentrifugalpumpen, die direkt mit den Turbinen gekuppelt sind. Von ihnen eben kommt jenes summende Geräusch, das im Heizhausraum unerklärlich ist. Gegen die Mächtigkeit des Heizhauses wirken diese Pumpen klein und stur, wir werfen darum skeptisch einen Blick auf die kleinen, gelben Leistungsschilder, die wie Visitenkarten sind.

„Einbundert Pferdestärken, fünftausend Umdrehungen pro Minute", lesen wir, bei einer von zwanzig Pumpen, Titanenkräfte also, die uns staunen machen in ihrer Ruhe und Gleichgültigkeit. Diese Pumpen bewegen das Wasser dieser Hallen, das Blut der Kessel und Maschinen.

Die Wanderung geht aufwärts und zurück an die Heizdrüsen. Jetzt werden wir die Feuer sehen. Ein Deckel wird aufgeklappt, ein Schloch. Nur ein Blick wird verstattet. Ein Blick in den Höllenrachen. Zwölf Meter tief hinab funkelt das Schloch und dort unten im Feuerschlund saucht unter höchstem Druck der zermahlene Kohlenstaub durch die Düsen in den Feuerkanal hinein. Und derselbe armselige Kohlenstaub, der drüben in den Bunkern ängstlich vor jeder Explosion gehütet wird, entzündet sich hier unten vor der Düsenmündung zu mächtiger Feuerlohe, hinabstürzend in weißer Glut und den ganzen Feuerraum in ein einziges Feuermeer hüllend.

Die weiße Glut verträgt das menschliche Auge nicht. Geblendet, erschreckt weichen wir zurück. Nur Zyklopen können diese Glut bändigen. Wir sehen uns nach ihnen um. Da stehen sie, diese Zyklopen, zwei ruhige schweigsame, prächtige Menschen. Ganz allein meistern sie die Feuersgewalt. Heizer nur. Prometheus gleich!

Jan Murr.

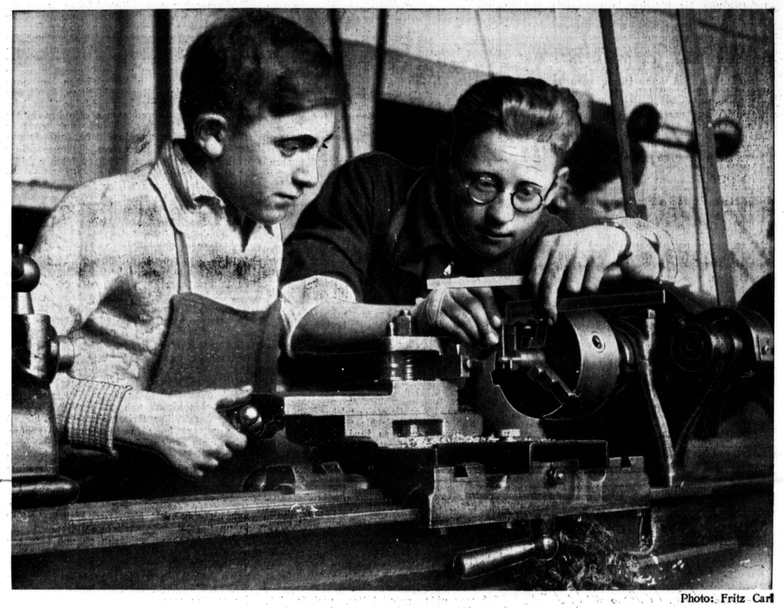


Photo: Fritz Carl

Arbeitskameraden

Mensch und Maschine, noch mehr: junge Menschen und Maschine, ferner Beruf, Arbeit, Leistung, Lebensbejahung, — alles dies läßt sich aus unserem Bilde lesen, das die blitzschnelle Kamera aus dem Alltag zweier junger Menschen hergeholt hat. Ein Bild, wie es viele ohne sonderlichen Gedanken anschauen und ungezählte an sich selbst täglich erfahren: sie stehen selbst Tag für Tag hinter den Maschinen, manche schon ein ganzes Leben lang; also wird das wohl etwas sein, an das man sich, wohl oder übel, gewöhnt hat . . .

Und doch ist da nicht alles so einfach und von vornherein klar. Die Maschine ist zwar ein totes Ding, oder kann doch nur durch Menschenmacht zu einem mechanischen Leben gebracht werden; aber dennoch kann sie Macht ausüben, wenn der Mensch sich in ein unwürdiges Verhältnis zu ihr begibt.

Auf unserem Bilde ist die Situation augenscheinlich klar: Diese beiden jungen Menschen sehen die Maschine nicht als etwas an, was über sie herrschen könnte, sondern was ihnen dienen muß, helfen muß am Werk, das ihren jungen Händen anvertraut ist. Helle Arbeitsfreude leuchtet aus dem angestrengten und scharf hinschauenden Gesicht des älteren, dem sicher alle Griffe und auch die kleinsten Geheimnisse der Maschine vertraut sind. Und der jüngere sieht ihm zu, wie der ältere Kamerad werkt und schafft. Seine Augen blicken aufmerksam hin, er ist auch mit dem Herzen dabei, und schon gehen seine Gedanken dem großen Geheimnis nach, das in der Schaffensordnung liegt, in die sein junges Leben nun auch eingespannt wird. Aber er darf Vertrauen haben, auch das sagt sein Gesicht aus, Vertrauen, daß er an der Maschine und mit seiner Hände Werk sein Leben ausfüllen wird . . .

Denn das ist ja die Voraussetzung für den Einsatz der letzten Kraft und die Erreichung des höchsten Leistungszieles, daß die Arbeit nicht nur getan wird, sondern daß sie freudig und mit dem Herzen geleistet wird und mit dem Bewußtsein, daß mit den eigenen Händen Millionen anderer Hände kameradschaftlich zusammenwirken an dem großen Schaffensauftrag, dem das ganze Volk sich hingibt, um sein Leben zu sichern und seine Freiheit zu bewahren. In diesem Gedanken wachsen alle die vielen einzelnen Betriebe und Fabriken zu einer großen engverbundenen Gemeinschaft der Arbeit zusammen, der nichts als das große gemeinsame Ziel vor Augen steht. Diesem Dienst geben sich Meister wie Lehrling in gleicher eifriger Weise hin, dieses Ziel gibt ihrer Arbeit einen großen und starken Sinn, der alles Selbstsüchtige und Kleinliche erdrückt und alles Große und Willige weckt. Das Leben wird freudiges Werken, davon das Glück den ganzen Menschen in Besitz nimmt und sein Dasein erhöht . . .

In allen Betrieben haben die Reichsberufswettkämpfe begonnen. Schaffende jeden Alters, vor allem aber die Jugend, fechten diesen Kampf aus, der ein Kampf der Leistung und der Arbeitsehre ist. Er wird der Welt zeigen, daß das deutsche Volk ein Volk der Arbeit und des Friedens ist, und daß die deutsche Arbeit hinter keiner anderen zurücksteht, daß ein leistungsfähiger Nachwuchs an zuverlässigen Facharbeitern auch die Aufgaben der Zukunft auf allen Gebieten des Schaffens lösen wird.

Lk.

Die „Tischdecke"

Von Georg Britting

Wir lagen vor Arras damals. Lagen, das sagt man so, das ist so eine Redensart, ja, des Nachts lagen wir wohl auch einmal ein paar Stunden, auf dicken, harten Bohlen, aber mehr als fünf, sechs Stunden waren wir nicht ausgestreckt, und der Tag hat der Stunden vierundzwanzig, und in den übrigen achtzehn hatten wir zu tun, Posten zu stehen zum Beispiel, oder zu schanzen, oder Essen zu holen, oder Tote zurückzutragen. Es war ja eine unruhige Gegend, damals vor Arras, nicht recht geeignet sich auszuschlafen, wenn man nicht die Toten zu den Schlafenden rechnet, und die schliefen ja wohl sehr tief und sehr gut.

Es gab ein Wort damals, ein Wunderwort, ein Zauberwort, wenn das erklang, dann lächelten einige, die vorn waren, und einige, die hinten waren, die frohsten ernste Gesichter, das wird wohl auf beiden Seiten der Front so gewesen sein, drüben und drüben. Das Wort hieß „Ablösung!", und wie es auf französisch und englisch und russisch und italienisch und portugiesisch und serbisch und rumänisch und ungarisch und türkisch hieß, das weiß ich nicht. Aber wenn das Wort vorn fiel, in irgendeiner Sprache, so bedeutete es, wir kommen zurück, in Quartiere, vielleicht in Betten sogar, und man kann sich die Schuhe putzen und sich das Kinn glatt schaben. Und wenn das Wort hinten fiel, so bedeutete es: Jetzt gibts bald wieder Stoppelbärte und schmutzige Stiefel, und das Wort erklang täglich, täglich wurden in hundertausend Männer an beiden Fronten ausgetauscht, und als nun damals, vor Arras, das Wort „Ablösung!" erklang, waren wir auch recht froh, begreiflicherweise, denn wir waren vorn im Graben, und wußten zudem, so viele einen nicht zurück, als fünf Tage vorher nach vorn gegangen waren, so war das nun einmal, vor Arras und auch anderswo.

Das Wort „Ablösung" kam also, es kam zu uns, auf einen Zettel hingeschrieben, mit Bleistift hingeschrieben, kam zu mir, zuerst zu mir, in meinen Kompagniführerunterstand, und ich ließ es rasch weiterlaufen. Es kam die Nacht dann, mit Sternen am Himmel und dem Mond am Himmel, aber das war nicht das einzige Leuchtende am Himmel, da waren noch Leuchtkugeln, die übertrafen an Glanz weitaus den Mond und die Sterne und übertrumpften schimmernd auch die zuckenden Lichter, welche die Front entlang flammten. Mündungsfeuer war das, und diese kleinen zuckenden Lichter hatten allerhand Lärm im Gefolge, denn nie hat man achtet, daß Granaten lautlos eingeschlagen hätten, es wären denn Blindgänger gewesen, die gabs zwar häufig, aber doch nicht häufig genug, für unseren Geschmack wenigstens — und selbst sie polterten ein wenig.

In einer Mainacht also gingen wir zurück, nachdem wir unsere Plätze abgetreten hatten an olattrasierte Leute, deren Stiefel aber schon nicht mehr sauber waren, der zweistündige Normarsch hatte ihnen rasch die Luft ausgetrieben, den Dreckpfützen auszuweichen, und wir hatten noch weniger Lust dazu, unsere Stiefel waren ja sowieso noch dreckig, so gingen wir zurück in dieser Mainacht, und weil wir die Front mit ihrem Glanz im Rücken hatten, so war bald der Mond das allerbeste Gestirn am Himmel hoch über dem Hinterland, und die Sterne allerlei freundlicher, fanden wir, als selbst die schönen, schneebehangenen Seidenfäden schwebenden französischen Leuchtkugeln.

Hinten erwartete uns ein großer Schuppen, mit Holzpritschen, und zuerst würden wir nun einmal schlafen, und wenn wir erwachten, dann würden wir uns rasieren oder uns rasieren lassen und uns die Stiefel putzen und würden wissen vor allem, daß wir fünf lange ruhige Tage vor uns hatten.

Ich schlief auch in dem großen Schuppen, aber meine Pritsche war durch eine Zeltbahn abgetrennt von den andern, ich schlief so tief und so fest wie meine unrasierten Männer alle, aber während sie nicht geweckt wurden, man ließ sie schlafen, so lange sie wollten, bis tief in den Tag hinein, mich weckte man, es war noch Nacht, als man mich grausam weckte, ich sah auf die Uhr, ich hatte noch keine zwei Stunden geschlafen, mich weckte man und gab mir einen Zettel, auf dem stand zu lesen schon wieder das Wort „Ablösung", aber das war jetzt ein böses Wort, ich war ja jetzt hinten. Da war nun vorn in eben dem Graben, den ich vor einigen Stunden verlassen hatte, der Führer verwundet worden, und auf dem Zettel stand, ich müsse gleich wieder nach vorn gehen und aushilfsweise die Kompagnie übernehmen, für die nächsten fünf Tage.

Als es grau dämmerte, war ich wieder im Graben, es war ein niedriger Graben, so viel konnten wir nicht ausbessern in der Nacht, als wir am Tag wieder zusammengeschossen wurde. Ich ging in meinen Unterstand, der war aber gar kein richtiger Unterstand, kein richtiger, in die Erde getriebener Stollen, es war ein kümmerliches Erdloch nur mit einer Bolkendecke, vor dem Eingang hing eine Zeltbahn. Ich setzte mich vor das kleine Tischchen aus Erde, das in meinen Unterstand hineinragte, aber auch Drohung mußte sein. Gerechtigkeit mußte sein, jetzt hätten mir fünf Tage Ruhe gebührt, die hatte man mir genommen, abscheulich gestohlen, so war ich nicht recht heiter, ich war sogar wütend, und aus Wut und Trotz machte ich es mir nicht bequem, nahm den drückenden Helm nicht ab, blieb so, wie ich war, mürrisch sitzen und wartete auf die Zugführer.

Eben jetzt fiel schwaches Granatfeuer auf den Graben, das war nicht schlimm, es mußten kleine Dinger sein, die nahmen wir schon längst nicht mehr so ernst. Grad hatte es neben meiner Erdhöhle eingeschlagen mit einem dumpfen, hohlen Ton. Ich hob die Zeltbahn hoch, im grauen Morgenlicht sah ich aus dem flachen Loch, das die Granate gegraben hatte, bläulichen Rauch wirbeln, da roch es auch schon nach Nesseln, es war also Gas, die schossen also mit Gasgranaten, wie schon manchesmal. Ich ging in den Graben hinaus, eben kam ein Feldwebel, hatte die Maske schon aus der Büchse genommen und trug sie in der Hand, ich holte die meine auch aus dem Blechbehälter, setzte sie aber noch nicht auf, es war noch nicht nötig. Bald waren die zwei anderen Zugführer auch da, ich beredete, was zu bereden war, um das bißchen Gas kümmerten wir uns wenig. Sie sahen lustig aus, die kleinen, blauwirbelnden Rauchfahnen überall, vor und hinter dem Graben, aber am Schluß unserer Unterhaltung hatten wir doch alle vier die Masken vor dem Gesicht und sprachen in dumpfem Ton, wie Verschwörer.

Dann eilte das Feuer ab, die Zugführer gingen wieder zu ihren Abschnitten, ich kroch in mein Erdloch, wo mein Bursche auf dem Hartspiritus gerade Kaffee kochte für mich, ein bißchen nach Nesseln roch es noch, aber der Kaffee roch stärker. Dann deckte er den Tisch, und als Tischdecke nahm er eine Zeitung, die er mit Reißnägeln befestigte, damit sie nicht verrutschte. Ich war schon immer ein ordentlicher Mensch, gewöhnte mir das auch im Schützengraben und Unterständen nicht ab. Hatte diese Art des Tischdeckens meinem Burschen beigebracht, und so war an der Somme und in der Champagne, in Flandern und im Artois und auf den Côtes Lorraines mein Tisch mit Zeitungen gedeckt, denn richtige Tischtücher erlaubten wir uns nur hinten im Ruhequartier und in Unterständen an ganz und gar ruhigen Frontabschnitten, und von einem solchen konnte hier nicht die Rede sein.

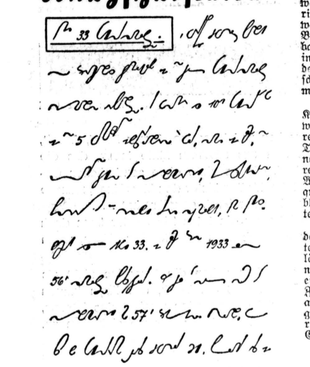
Mein Johann brachte mir also den heißen Kaffee im Feldbecher, ich sah und trank in kleinen Schlucken und las in der aufgespannten Zeitung. Es war eine Nummer einer großen, vielgelesenen, hochangesehenen süddeutschen Zeitung, ich erkannte sie sofort am Satzbild, wir waren eifrige Zeitungsleser damals, und wie ich den Blechbecher gerade wieder am Mund hatte und unter dem Stahlhelm hervor, den ich übellaunig immer noch auf dem Kopf sitzen hatte, die schwarzen Lettern kolonnen überspähte, da traute ich, wie man so sagt, meinen Augen nicht, ich schüttelte den Kopf und schloß die Augen und öffnete sie wieder, aber es blieb dabei, da unterm Strich stand mein Name, stand mein Name Georg Britting unter einem Gedicht — und ich hatte doch noch nie ein Wort und eine Zeile an das Blatt geschickt gehabt! Wie hätte ich mich unterstanden, das zu tun! Ich hatte da allerhand allzu ehrende Namen in dem Blatt gefunden, berühmte Dichter waren dort viel zu Gast, deren Namen ich mit scheuer Ehrfurcht las, wie hätte ich es da wagen können mit den Versen, die ich ab und zu schrieb?

Aus der „Liller Kriegszeitung", an die ich mich getraut hatte mit meinen Versuchen, mit Erfolg getraut, hatte das große und vornehme Blatt ein Kriegsgedicht von mir übernommen, aus eigenem Antrieb, mit einer schmeichelhaften Vorbemerkung sogar! Nun, das tat mir gut, die Hand, mit der ich den Feldbecher absetzte, zitterte sogar ein wenig, und vielleicht nicht bloß, weil meine Eitelkeit so unerwartet gestreichelt worden war.

Ich nahm den Stahlhelm ab und war gar nicht mehr so übellaunig, mit dem Taschenmesser löste ich vorsichtig die Reißnägel los, nahm das kostbare Blatt an mich, das von meinem Vorgänger im Unterstand sicherlich fallengelassen worden war.

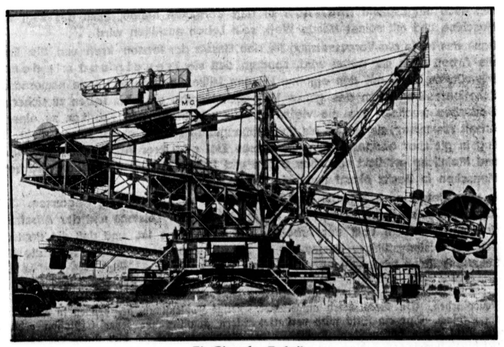
Nun hätte ich meinen Burschen tadeln sollen, weil er den kostbaren Textteil, der sorgfältig gelesen werden wollte, als Tischdecke benützt hatte, und nicht den Anzeigenteil, wie ihm oft befohlen worden war. Ich tat es aber nicht, so wenig folgerichtig ist der Mensch, wenn es ihm gerade paßt. Mein Bursche, mein Johann, er zog zwei Jahre mit mir von Graben zu Graben, wir sahen nicht viel in diesen zwei Jahren, Grabenwände, Unterstände, aber wir lernten manches Nützliche in diesen zwei Jahren, auch in tiefer Nacht, zum Beispiel, englische Flieger von deutschen zu unterscheiden, stets genau zu wissen, wann wieder Vollmond zu sein hatte, gute Kartoffelpuffer zu braten, aber wie man dem Tod entging, das lernte er nicht, das haben viele nicht gelernt, das soll kein Vorwurf gegen ihn sein, er war sehr anstellig sonst.

Kurzschriftnoten



Täglich 33 Patentanmeldungen.

Die wirtschaftliche Entwicklung findet ein überraschendes Spiegelbild in den zur Patentanmeldung kommenden Erfindungen. Nicht weniger als 10 000 Patente werden in den fünf wichtigsten Industrieländern der Welt, nämlich in Deutschland, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Großbritannien, Frankreich und Kanada jährlich angemeldet, im Tagesdurchschnitt also etwa 33. In Deutschland wurden 1933 allein 56 000 Anmeldungen festgestellt. Diese Zahl wird nur noch von Nordamerika mit 57 000 überboten. England, wo sich das Patentrecht zuerst entwickelt hat, folgt erst in weitem Abstand mit 37 000 Anmeldungen. In Deutschland wurde von den in den 14 Jahren von 1920 bis 1933 erteilten Patenten ein Viertel von Ausländern angemeldet. Aber umgekehrt ist Deutschland an den Patenterteilungen des Auslandes in einem noch größeren Maße beteiligt.



Ein Riese der Technik

Für den Tagebau einer Braunkohlengrube im Bitterfelder Bezirk, in der jetzt die Förderung wieder aufgenommen wurde, ist der größte Schaufelradbagger der Welt in Betrieb genommen worden, der an einem Tage 25 000 Kubikmeter Erdreich bewegen kann. (Scherl Bilderdienst)

Dies nebenbei

Man hat schon häufig gehört, daß berühmte und erfolgreiche Menschen nur mittelmäßige oder gar schlechte Schüler waren. Es ist jedoch ein Trugschluß, wenn man daraus entnehmen wollte, daß schlechte Schüler häufiger tüchtige Menschen werden als gute, beziehungsweise, daß gute Schüler oft im Berufsleben keine Erfolge erzielen. Dies beweist eine interessante Untersuchung, die das Gymnasium der schwedischen Stadt Gothenburg unlängst angestellt hat. Man verfolgte die berufliche Fortentwicklung jener Menschen, die in den Jahren 1906 bis 1909 das Gymnasium zu Gothenburg absolviert haben. Dabei wurde in geradezu überraschendem Maße festgestellt, daß es fast durchweg hervorragende und gute Schüler waren, die eine glänzende Karriere gemacht haben, sei es, daß sie Besonderes leisteten oder sich eine leitende Stelle errangen. Nur 10 Prozent der sogenannten schlechten Schüler waren ebenfalls zu Erfolgen im Berufsleben gelangt, während die übrigen zum Teil scheiterten oder sich mit mittelmäßigen Stellungen begnügen mußten.

*

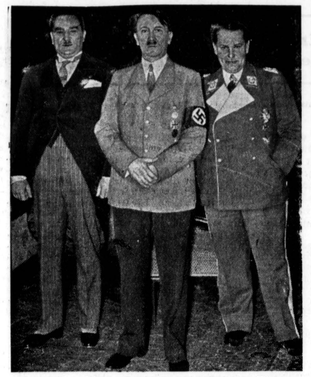
Als in den Schaufenstern zum ersten Male Glasgefäße mit kochendem Wasser auf offener Gasflamme zu sehen waren, erregten sie bewunderndes oder ungläubiges Aufsehen. Die hochentwickelte Glastechnik vermag heute für jeden Zweck ein Sonderglas, dem man unter Berücksichtigung seiner Eigentümlichkeit viel zumuten kann, herzustellen und ihm alle erdenklichen Gestaltungen zu geben. Wie Metalle können in besonderer Bearbeitungsweise Glasblöcke durchbohrt und ausgedreht, Gewinde und Zahnrad in Glas geschnitten werden usf. Diese technischen Fortschritte in Vereinigung mit den Vorzügen des Glases, das durch Hitze- und Säurebeständigkeit, Härte und Druckfestigkeit, Durchsichtigkeit und geringes spezifisches Gewicht ausgezeichnet ist, machen es zu einem wertvollen Baustoff, dem im Austausch gegen unedle Metalle, wie Kupfer, Blei, Zinn, ein großes Anwendungsgebiet offensteht. Schon 1932 hat die Berliner Kraft- und Licht-AG. begonnen, für die bisher in Kupfer hergestellten Elektro-Heißwasserspeicher und Rohrleitungen Glas zu verwenden. Bis Anfang 1935 waren rund hundert Heißwasserspeicheranlagen der Bewag mit Glasrohren ausgestattet; die Glasbehälter der Heißwasserspeicher haben sich in einer Betriebszeit von annähernd zwei Jahren voll bewährt und gezeigt, daß sie den bisher verwendeten Kupferbehältern überlegen sind. Hergestellt werden sie aus einem Sonderglas, das einen plötzlichen Temperaturwechsel von 150 Grad Celsius ohne weiteres vertragen kann. Rohrleitungen aus Glas, so lesen wir in Carl Hubers Aufsatz über „Werkstoff Glas im Rahmen des Vierjahresplans" im Januarheft von Velhagen & Klasings Monatsheften, anstatt aus Metall werden auch noch hergestellt für Brauereien, Gaststätten und Molkereien; sie werden von keiner Säure, außer Flußsäure, angefressen und bleiben niederschlagsfrei, während in den Metallrohren sich meist „Steinansatz" bildet. Ihre Montierung, die anfänglich nur einem Glasfachmann möglich war, kann jetzt mit neuen Hilfsvorrichtungen jeder Spengler (Installateur) besorgen.

*

Zum ersten Mal wird in London in den nächsten Tagen ein Plan verwirklicht, der die Innenstadt von der ständig wachsenden Ueberlastung des Straßenverkehrs befreien soll. Die Verkehrsabteilung der Londoner Stadtverwaltung hat sich mit zahlreichen großen Firmen in Verbindung gesetzt und sie ersucht, die Anfangs- und Schlußzeiten ihrer Bürostunden zu ändern. Während bisher alle großen Unternehmen zur selben Zeit begannen und aufhörten, sollen nun die Anfangs- bzw. Schlußzeiten gestaffelt werden. Eine Reihe von Firmen beginnt um 8 Uhr morgens, andere um 8.10 Uhr, wieder andere um 8.20 Uhr usw. Damit will man erreichen, daß die Vorortszüge, Autobusse und Untergrundbahnen etwas entlastet werden, die bisher innerhalb einer verhältnismäßig geringen Zeitspanne viele Tausende von Menschen zu befördern hatten, während durch Ablauf dieser Frist alle Verkehrsmittel leer waren. Man hofft auf diesem Wege ein Verkehrsproblem lösen zu können, mit dem sich heute mehr oder minder alle Weltstädte zu beschäftigen haben.

*

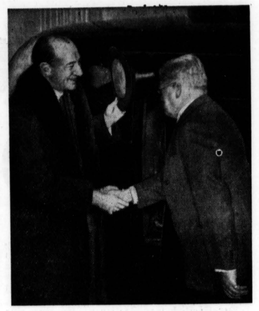
Im Londoner Straßenbild wird ferner bald eine andere einschneidende Verwandlung vor sich gehen: die ragenden Gestalten der Polizisten, die den Verkehr beherrschten, werden verschwinden, und an ihre Stelle werden allmählich Menschen von gewöhnlicher Statur treten. Den Londonern wird das sehr leid tun, sie waren so stolz auf ihre „bobbies", die so freundlich herablassend aus ihrer Höhe auf sie herniederblickten. Aber es mußte sein, es gibt anscheinend nicht mehr genügend Kandidaten mit Gardemaß, und so hat sich der Polizeichef entschließen müssen, das geforderte Maß um verschiedene Zentimeter herabzusetzen, um die notwendigen Rekruten für seine Polizeitruppe zu finden. Er erklärt, daß es so viele Dienstleistungen gäbe, für die ein gesunder Körper und eine wache Intelligenz notwendig wären, aber nicht das Riesenmaß des Leibes. Aber es gibt auch besorgte Leute genug, die nachdenklich den Kopf schütteln und fragen: Was wird in London geschehen, wenn jetzt die Verbrecher den Polizisten Auge in Auge in gleicher Höhe gegenüberstehen und nicht von vornherein Respekt empfinden, wenn sie zu ihnen hinaufschauen müssen?



Ministerpräsident Stojadinowitsch beim Führer
(Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Der Neujahrsempfang beim Führer

Im Haus des Reichspräsidenten fand der traditionelle Neujahrsempfang beim Führer und Reichskanzler statt. — Der Empfang der Diplomaten. Der Führer begrüßt die Vertreter der auswärtigen Mächte. Von rechts: Der italienische Botschafter Dr. Attolico, der polnische Botschafter Lipski, der türkische Botschafter Hamdi Arpag, der französische Botschafter François Poncet, der Apostolische Nuntius, Monsignore Orsenigo; hinter dem Führer Reichsaußenminister Freiherr von Neurath. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



Außenminister Beck beim Führer

Staatsminister Dr. Meißner begrüßt den polnischen Außenminister Beck bei seiner Ankunft vor der Reichskanzlei. Links Obergruppenführer Brückner und der polnische Botschafter in Berlin, Lipski. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Das „Institut für Seegeltung" in Magdeburg eröffnet

Der Leiter des Reichsbundes für deutsche Seegeltung, Vizeadmiral v. Trotha, trägt sich in das Goldene Buch der Stadt Magdeburg ein. Links: Generaladmiral Raeder, rechts Oberbürgermeister Dr. Markmann. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

Feierliche Grundsteinlegung für die Adolf-Hitler-Schulen

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsjugendführer Baldur von Schirach bei der Grundsteinlegung der Adolf-Hitler-Schule Waldbröl, mit der gleichzeitig die Grundsteinlegung zu neun weiteren Adolf-Hitler-Schulen verbunden war. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Zur Kabinettskrise in Frankreich

Der Regierungswechsel in Frankreich stand in dieser Woche im Vordergrund des Interesses. Die Regierung Chautemps war die zweite Regierung der Volksfront. — Ministerpräsident Chautemps (links), Finanzminister Bonnet (Mitte) und Minister Pierre Cot. (Weltbild-Archiv, Zander-M.)

Lippe feiert den Wahlsieg

Der zweite Tag des Lippe-Treffens stand ganz im Zeichen der imposanten Kundgebung in den Flugzeughallen in Detmold, in denen die Reichsleiter Rosenberg und Dr. Ley sprachen. Unser Bild zeigt den Vorbeimarsch am Landestheater in Detmold vor dem Gauleiter Dr. Meyer und Reichsleiter Dr. Ley. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

De Valera trifft in London ein

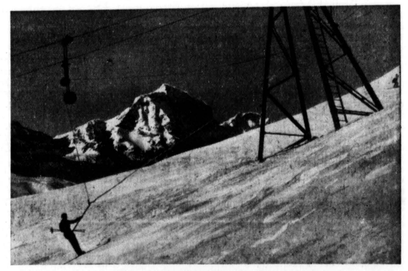
De Valera traft in London zu Besprechungen mit der britischen Regierung ein. Zu seinem Empfang hatte sich eine riesige Volksmenge eingefunden. Die Begeisterung war so groß, daß de Valera heimlich aus dem Bahnhof geleitet werden mußte, während ein Wagen, der zum Schein unter Polizeischutz fuhr, durch die dichte Menge steuerte, um die Aufmerksamkeit von de Valera selbst abzulenken. (Presse-Photo, Zander-K.)

Orkan über England

Das ganze englische Inselreich wird gegenwärtig von einem Orkan heimgesucht, der besonders in den Küstengebieten schweren Schaden anrichtete. Unser Bild: die gewaltige Brandung bei Hastings. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Der neue britische Gesandte für China

Der neue Gesandte Großbritanniens für China, Sir Archibald Clark Kerr, aufgenommen in London kurz vor seiner Abreise nach Schanghai. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)



Ein neuer Skilift in St. Moritz

Vor kurzem wurde in St. Moritz ein neuer Skilift eröffnet, der die Skifahrer in der erstaunlich kurzen Zeit von etwa 12 Minuten mühelos auf 2660 m Höhe bringt, von wo sich ihnen die klassischen Abfahrten von Corviglia eröffnen. Dank der St. Moritzer Skibahnen ist es leicht möglich, an einem Tage 40 bis 50 km Abfahrtslauf hinter sich zu bringen. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

Abenteuer unter Wolkenkratzern

Eine Entdeckungsreise nach USA von einem, der Millionär werden wollte

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst

Von Peter Marius Zell

3. Fortsetzung

Die „Blaue Küche" ist ein gutgehendes Restaurant und hat einige Dutzend Filialen. In der Hauptküche wird vorgekocht, die Speisen werden mit kleinen Autos in die einzelnen dazugehörigen Küchen gebracht und dort fertig gekocht.

Der Chefkoch war Italiener. Er trug eine unendlich hohe Mütze und mag etwa runde drei Zentner. Er sah mich etwas schief an, sicher hatte er schon seine Erfahrungen auf andere Art gemacht.

„Waren Sie schon einmal in einer Küche tätig", fragte er mich.

Ich sah ihn fest und gerade aus meinen treuen Augen an. Ich hatte als kleiner Junge öfters bei meiner Mutter den Wasserhahn in der Küche unnützerweise aufgedreht. So konnte ich ihm mit aller Ehrlichkeit erklären:

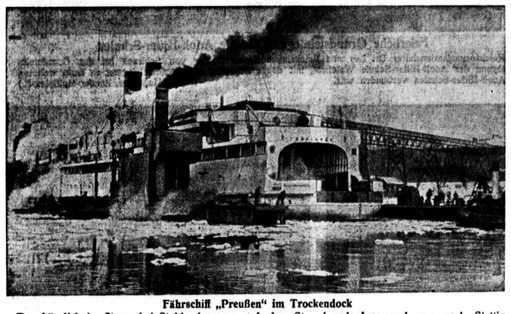
„Jawohl, Boß, ich war bereits vor Jahren in einer Küche tätig."

„Hm." Er fuhr sich mit zwei Fingern zwischen den übergquellenden Hals und seinem weißen sauberen Tuch, „dann gehen Sie in die Backstube und fassen dort vorläufig mit an."

Es wäre mir entschieden lieber gewesen, wenn ich mit dem Oeffnen der Kisten angefangen hätte. Ich zog einen weißen Kittel an und meldete mich in der Backstube. Es war keine Backstube, wie ich sie aus Deutschland kannte, sondern eine Küchenabteilung, in der Kartoffeln fertig gekocht, Eier und Omeletts zubereitet und Puddings hergestellt werden.

Mit den Eiern fing es an

Ich sollte, wie mir der Chefkoch zurief, drei Spiegeleier machen. Man sollte meinen, daß das nicht weiter gefährlich ist. Aber wenn man keine Uebung darin hat . . . zuerst warf ich ein-



Fährschiff „Preußen" im Trockendock

Das kürzlich im Sturm bei Stubbenkammer auf den Strand gelaufene und nun nach Stettin abgeschleppte Fährschiff „Preußen" wurde bei den Oderwerken eingedockt. Im Hintergrund sieht man das versenkte Dock aus dem Wasser ragen. Eben treten die Pumpen in Tätigkeit, um das Dock und damit das Schiff zu heben. (Weltbild, Zander-K.)

mal die Kiste mit Eiern sorgfältig um und hatte auf diese ungewöhnliche Art bereits einen gewaltigen Eierfuchen fabriziert. Allerdings auf den Steinfliesen der blauen Küche. Der Chefkoch war gutmütig. Er glaubte nämlich, daß mir das Pech nur im Anfang aufstoßen könne. Aber ich belehrte ihn bald, daß sich das Pech fortlaufend entwickelte.

Das erste Ei, das ich fachmännisch an einem Tellerrand aufschlug, spritzte mir ins Gesicht. Es war faul. Das heißt, auch nur wieder in gewisser Hinsicht, denn andererseits lief es fleißig duftend mit riesiger Eile über meine blendend weiße Schürze. Der Chefkoch warf mir einen Blitzblick zu und ich flog bereits halb hinaus. Aber ich kam mir mit dem gelben Streifen wie ein Jockey vor, der für seine Farben durchs Ziel geht und verlachte mein Glück mit den nächsten Eiern.

Spiegeleier sollen ihr gelbes Innere getrennt von der weißlichen Substanz über der Flamme fest werden lassen. Bei mir lief das Eigelb mit dem Weiß immer gleich durcheinander. Geflissentlich wärmte ich mit einer Gabel darin herum, um nach Möglichkeit weiteres Einmischen zu verhindern. Aber daraus wurde nun Rührei. Es ist merkwürdig, daß Gäste in einem Lokal darüber wütend werden können, wenn sie statt Spiegeleier — Rühreier vorgesetzt bekommen. Es sind doch dieselben Eier. Nachdem dieser erste V-luch gründlich mißlungen war, versuchte ich einen anderen Auftrag zu erfüllen. Ich sollte weiche Eier herstellen. Obgleich sie unter meiner persönlichen Aufsicht zwanzig Minuten in kochendem Wasser herumwirbelten, wurden sie doch nicht weich. Im Gegenteil, die Eier erreichten eine feltene Härte, und da man bekanntlich mit Messer und Gabel ißt und nicht Beil und Zange zu Zerkleinerungszwecken auf den Tisch gelegt bekommt, stand die Ungenießbarkeit dieser Eier fest.

Das fiel sogar dem Chefkoch auf und er behauptete:

„Wenn Sie etwas anderes in meiner Küche anzufassen wagen, als die Kartoffeln, dann . . ." er schwang seine mächtige Kelle drohend über meinem Haupte. Aber selbst Kartoffeln wollen mit gewisser Vorsicht behandelt werden.

Ich fand in einer vergessenen Schieblade ein deutsches Kochbuch. Es war meine Rettung. So erfuhr ich, daß Kartoffeln zwanzig Minuten kochen müssen. Pünktlich mit der Stoppuhr in der Hand riß ich den Deckel vom Topfe und mußte mir einen Verband um die Finger legen lassen, weil ich vergessen hatte, daß Töpfe mit kochendem Inhalt heiß zu werden beginnen. Seitdem betrete ich nie mehr eine Küche, ohne zuerst nach einem Topfanfasser zu greifen.

Der Chefkoch sah meinen Bemühungen um die weitere Zubereitung der Kartoffeln mit scheelen Blicken zu, aber ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen. Ich hatte mir alles genau durchdacht, und doch konnte ich das Unglück nicht abwenden. Ich beabsichtigte, das kochende Wasser über dem Ausguß dergestalt abzugießen, daß die Erdäpfel innerlich des Topfes mittels angepreßtem Deckel hätten verbleiben müssen. Ich hatte alles sorgfältig berechnet. Nur den heißen Dampf nicht. Der floß nämlich nicht nach unten ab, sondern nach oben und setzte das Verbrennungswerk in meinen beiden Handgelenken weiter fort. Ich fiel fast in Ohnmacht und die Kartoffeln in den Ausguß. Um sie zu retten und mich zu kühlen, drehte ich den Hahn auf. Als der kalte Strahl auf die heißen Kartoffeln zischte, kam es zu einer mächtigen Wolkenbildung in der Küche. Ich nebelte mich gewissermaßen ein und zog es vor, in den Schwaden die Flucht zu ergreifen. Mir kam eine Kartoffel nachgeflogen und an meiner Schädeldecke entstand eine Schwellung, die leise Zweifel in mir aufkommen ließen, ob nun die Eier oder die Kartoffeln unter meiner Kochkunst den stärksten Härtegrad erreicht hatten. Ich weiß nur, daß die Kartoffeln keinen allzu tiefen Eindruck hinterließen und kam bereits nach etlichen Stunden mit meinen Verbänden wieder in dem Stellenvermittlungsbüro an. Der Chef staunte und fragte mich, ob ich aus dem Krieg käme.

„Nein", sagte ich tief gekränkt, „aber aus der ‚Blauen Küche', und ich wende Sie für den erlittenen Schaden verantwortlich machen."

Erfolg mit Antiquitäten

Nun ist drüben das Prozessieren kein reines Vergnügen, und manch armer Teufel hat sich schon durch einen Schadensersatzprozeß, der kaum zu begründen war, gesund gemacht. Dem Chef genügte die Drohung. Er schickte mich an eine andere Arbeitsstelle. Dort konnte ich nach Herzenslust Kisten öffnen. Ich tat das auch unbefangen, weil keine Eier darin waren. Es waren antike Möbel. Da ohnehin mehrere Ecken und Kanten fehlten, kam es nicht weiter darauf an, wenn ich mit meinem Stemmeisen etwas zu tief in die Kiste eindrang. Und als ich die zwölf Kisten nach einigen Tagen in dem Lagerhaus gänzlich ausgepackt und aufgestellt hatte, sahen sie wirklich recht echt aus.

Der Verkaufsmanager dieser Möbelabteilung kam und besichtigte das Lager. Er beklopfte das Holz, stellte einen Rokokosessel probeweise neben einen Renaissancetisch und sagte, er wolle sich eine Ecke im Schaufenster aufstellen. Dazu wählte er einen Biedermeierspiegel und eine Empirevitrine.

Ich sagte ihm: „Das geht nicht, Sie werfen ja die Jahrhunderte durcheinander."

„Bei uns geht alles, was ich anordne", brummte er „und was verstehen Sie überhaupt davon!"

„Verzeihen Sie gütigst", sagte ich, „Sie können ja machen, was Sie wollen, aber das paßt nicht zusammen."

„Bei uns gehört der Sessel neben einen Tisch und daneben ein Sofa und darüber ein Spiegel. Was haben Sie dagegen einzuwenden?"

In diesem Augenblick kam der Prokurist dazu und tippte dem Verkaufsmanager auf die Schulter. Sie flüsterten miteinander. Dann sagte der mürrische Mann plötzlich freundlich zu mir:

„Sie sollen doch recht haben, wie ich hörte. Sie können mit in den Laden kommen und die Aufstellung dort überwachen."

Das war ein wesentlich interessanterer Posten. Ich hatte nämlich einmal Gelegenheit, meine europäische Bildung an den Mann zu bringen, und wenn der Amerikaner sieht, daß man etwas versteht, dann knausert er nicht. Ich bekam einen sehr anständigen Lohn für diese Arbeit. Außerdem wurde mir freigestellt, in dem großen Geschäft mit als Verkäufer tätig zu sein.

Ich bekam mein Glockenzeichen und hatte unendliche Mühe, die Kundschaft zu verstehen. Aber — mein Ausländertum war ein Vorteil. Die Kundschaft glaubte, daß ich mit den Antiquitäten eben erst von drüben gekommen sei und nahm meine etwas komplizierte Aussprache als besondere Sensation gern in Kauf. Ich hatte Erfolg. Fast kein Kunde, den ich bediente, ging, ohne gekauft zu haben. Des Abends hörte ich von der Empfangsdame, die den Verkauf überwachte, daß ich der einzige war, der keine Niete zu verzeichnen hatte. Die amerikanischen Kollegen fragten mich etwas eifersüchtig: „Wie machen Sie das?" Ich zuckte die Achseln. Ich wußte es wirklich nicht, und doch wurde mir der Erfolg zum Verhängnis. Ich durfte als Besucher der USA gar keine Stellung annehmen und, während man sich sonst kaum um so etwas kümmerte, bekam ich in diesem Falle prompt eine Anzeige. Immerhin gibt es kein Meldewesen in USA, und man kann keinen verurteilen, den man nicht auffinden kann. Ich hatte aber inzwischen genug gelernt und beschloß, als freier und selbständiger „Antiquitätenfachmann" mein Geschäft zu machen. Der Zufall kam mir zu Hilfe.

Einladung zum Tee . . .

Als ich die Entdeckung gemacht hatte, daß man in den Vereinigten Staaten eine Vorliebe für Antiquitäten hat, die ich auch teile, konnte man mich nur schwerlich einladen, ohne daß ich nicht auf Antiquitäten zu sprechen kam.

Durch Bekanntschaften und Empfehlungen wurde ich hierhin und dorthin gerufen. Ich hatte mir die Vertretung eines großen Lagers zugelegt, d. h. ich konnte mitnehmen, was ich wollte. Priestergewänder, Bilder, Leuchter, Schnitzereien — und wenn ganze Einrichtungen verlangt wurden, sandte man das hin, was ich ausfuchte. Der Ueberpreis, den ich erzielte, gehörte mir. Das Geschäft ging ganz glatt Freilich, „reich" werden konnte ich auf diese Weise auch nicht. Aber ich kam herum.

Die Amerikaner sind gastfrei, und wenn man einmal eingeführt ist, dann kann man seinen Kreis ziemlich weit ausdehnen. Nur eins ist schwer: in die Kreise der Hochfinanz einzudringen. Sie leben zwar teilweise mitten in Newyork (wenn sie nicht auf ihrem Landsitz Golf spielen oder auf einer Jacht die Meere kreuzen), aber man kann doch kaum an sie herankommen. Eine sicher überwindliche Mauer trennt sie von den mittel oder gar mäßig Begüterten.

Mir kam der Zufall zu Hilfe.

Ich hatte von einer Dame, die Antiquitäten durch mich erworben hatte, eine Einladung zum Tee bekommen. Ich ging hin und war nicht wenig erstaunt, eine überaus lustige Gesellschaft bei ihr zu finden und — eine pompahaft anmutende Umgebung. Ich sah kein Stück von meinen Sachen. Dafür aber eine Reihe wertvoller Bilder. Ich irrte mich nicht. Da hingen echte Gemälde: Rembrandt, van Dyke, Rubens, Franz Hals waren vertreten.

Ich ließ mir den Tee reichen und wurde mit etwas kritischen Augen von den anderen Gästen betrachtet. Ich machte mir nichts daraus, und als man nach den Klängen einer kleinen Jazzkapelle, die im Musikzimmer untergebracht war, zu tanzen begann, forderte ich irgendeine junge Dame auf und hoffte mit ihr fröhlich über das Parkett. Sie trug reichlich viel Brillanten an den Händen und um den Hals, aber sonst gefiel sie mir ganz gut.

Im Laufe des Tanzes frage ich beiläufig:

„Wo ist denn eigentlich unsere Gastgeberin? Ich habe sie noch garnicht gesehen."

Meine Tänzerin sah mich mit Augen an, als ob sie mich für verrückt hielte. Dann sagte sie: „Aber dort sitzt doch Frau Astor!"

(Es war nicht der Name Astor, aber ich wähle ihn jetzt, um seine Wirkung zu beschreiben, denn der Name, der genannt wurde, hatte einen ebenso weltbekannten Klang wie eben derjenige dieser alten angelsächsischen Familie).

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an mich gekommen.

„Frau Astor?", fragte ich verblüfft zurück. Ich sah in die bezeichnete Richtung und entdeckte eine ältere Dame mit schneeweißem Bubikopf. Sie war natürlich nicht die Dame, bei der ich eingeladen war. „Das muß ein Irrtum sein. ich denke Frau Jenkins ist hier die Dame des Hauses . . .?"

„Jenkins? Ich kenne die Dame nicht", sagte meine Tänzerin ebenso erschrocken wie ich.

„Na", sagte ich, „aber ich bin doch zum Tee bei Frau Jenkins eingeladen."

„Aber hier gibt es keine Frau Jenkins. Sie sind hier bei Frau Astor."

Ich ließ meine Tänzerin mitten im Tanze fahren, holte die Einladung aus der Tasche. Wir lasen beide, und dann stellte sich heraus, daß ich bei der Nennung der Adresse einen Fehler gemacht hatte. Ich hatte mich um einige Häuserblocks geirrt. Das konnte der Taxichauffeur nicht wissen. Als ich vorfuhr hatte ich meine Karte abgegeben und war so selbstsicher vorwärtsgeschritten, daß dem empfangenden Hausmeister gar keine Zweifel gekommen waren.

Früher hatte man mir das zweifelhafte Kompliment gemacht, daß ich ein Parkettschlittschuhläufer sei. Das soll bedeuten, daß ich auf dem glatten Boden der Gesellschaft ziemlich behende bin. In diesem Augenblick aber wurde mir doch etwas merkwürdig zu Mute, und wenn ich nicht irre, schoß mir eine heiße Welle über mein derbzich dummes Gesicht.

Dann aber war ich entschlossen, dem Zufall nicht die Tür vor der Nase zuzuwerfen. Ich hätte, — ich glaube, daß es die meisten anderen getan hätten —, mich verdrücken können. So reichte ich aber meiner Tänzerin den Arm und schritt quer durch die Tanzenden auf die Dame mit schlohweißem Bubikopf zu.

Münchener „Fratzen" *für alle Welt*

Jetzt ist Faschingszeit. Der Mummenschanz treibt in den großen Redouten und Maskenbällen seine tollen Blüten, vor allem im Süden und Südwesten unseres Vaterlandes, wo der Humor zu Hause ist. Aber auch in der weiten Welt draußen kann man lustig sein. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die fünf Treppen eines Münchener Geschäftshauses hinaufzuklettern und an einer Tür zu klingeln, die das verheißungsvolle Schild führt: „Maskenfabrik".

Da brennen in diesen Wochen bis spät in die Nacht hinein noch die Lampen und hundert Hände arbeiten sich müde an bunten komischen Gesichtslarven, langen Pappnasen, seidenen Visieren, an Leuchtaugen und an Bärten. Dazwischen hinein Rufe: „Ist die Expreßsendung für Rig schon fertig?" — „Herr Direktor, Nizza ist am Telefon, wünscht die neuesten Dominovisiere!" Nebenbei hört man, daß von diesen Räumen aus, in denen es nach Leim und Farbe riecht, die ganze Welt mit Münchener „Fratzen" beliefert wird. Nicht nur während der Faschingszeit, sondern das ganze Jahr über wird hier tüchtig geschafft, denn Volksfeste gibt es auf dem ganzen Erdenrund, und der Mensch liebt es nun einmal, sein wahres Gesicht zuweilen zu verbergen. Das ist bei den Eskimos hoch oben in Grönland ebenso der Fall wie drunten in den Urwäldern Südamerikas oder in Sydney, Kapstadt und San Franzisko.

Falsche Gesichter am laufenden Band, denkt man, wenn man sieht, wie eine Larve nach der anderen fix und fertig die Prägepresse verläßt und dann unter geschickten Pinselstrichen seine besondere Miene aufgesetzt bekommt: Lachen, Grinsen, erster Grad der Verblödung, zweiter Grad . . . Man hat hier so seine Ausdrücke dafür, die Fabrikgeheimnisse sind und nicht weiter ausgeplaudert werden dürfen.

Mindestens 10000 Masken ist die durchschnittliche Wochenproduktion dieser Werkstätte des Karnevals, die übrigens die einzige Spezialfabrik für Dominovisiere in Deutschland ist. 10000 Masken in 450 verschiedenen Arten und Formen. Man weiß hier ganz genau, daß man in England nur Visiere von zartester Ausführung haben will, die höchstens von den Augenbrauen bis zur Nasenwurzel reichen dürfen und an den Schläfen ganz sacht ausschwingen. Im Balkan will man Larven mit kräftigen roten Backen und breitem Mund, der verschmitzt lächeln soll, in Amerika bevorzugt man als Farbe Lila oder Grün, im Fernen Osten kann dagegen eine Maske nicht bunt genug sein. Extrabestellungen aus Hollywood laufen ein mit genauen Maßangaben und Zeichnungen, und aus Haiderabad kam gar einmal ein Kurier, der die tollsten Fratzen für ein großes fürstliches Fest in Auftrag gab. Aber diese Werkstätte ist nicht in Verlegenheit zu bringen, alle Antlitze der Menschen sind vorrätig, von der häßlichsten Teufelsfratze bis zum bleichen Greta-Garbo-Gesicht.

Ein seltsamer Gegensatz, diese grinsenden Mienen aus Pappe oder Seide zu dem ernsten Wesen der Frauen, unter deren Händen die Masken Leben und Gestalt annehmen. Vielleicht denken sie, welches Schicksal sich hinter diesen Gebilden einmal verbergen wird, oder sie wissen, daß sie nur dazu da sind, Menschen in aller Welt zu einem falschen Gesicht zu verhelfen? Richtiger aber ist, daß man eben zu solcher Arbeit ernst sein muß, auch wenn das Lachen sozusagen auf der Hand liegt . . .

Was wird aus Heinz und Grete?

Der Junge und das Mädel vor der Berufswahl

Der Zweck der amtlichen Berufsberatung und Eignungsprüfung

Heinz der Kleine möchte zu gern Friseur werden, aber ihm fehlen die rechten Voraussetzungen für diesen Beruf, und außerdem ist er viel zu klein. Dem Berater wird es schwer, ihn davon abzubringen, er will ihn überzeugen, daß er als Buchbinder vielleicht mehr erreichen kann.

Glück oder Pech sind nicht die einzigen entscheidenden Faktoren im Leben des jungen, aufstrebenden Menschen. Die Begabung, die Eignung, ist das wichtige. Selbst zum Millionär muß der Mensch geboren sein. Solche Millionärillusionen haben natürlich nur wenige von der eben volksschulentlassenen Jugend. Der Durchschnittsjunge und das Mädel von 14 bis 15 Jahren wissen, wenn sie vor der Berufsfrage stehen, selbstverständlich von sich noch sehr wenig. Und sogar die Eltern mit all' ihren sorgenvollen Gedanken und Erfahrungen sind sich absolut nicht klar darüber, was ihre Kinder werden sollen, denn das heutige Erwerbsleben ist völlig unübersichtlich. Woher sollen sie wissen, welcher Beruf für ihr Kind geeignet ist und welche Berufe überfüllt und darum nicht aufnahmefähig sind?! So ungefähr 4000 verschiedene Berufe gibt es! — Aus diesem Wirrwarr hilft den Eltern und den jungen Schulentlassenen der Staat mit seinen vorbildlichen Berufsberatungsstellen in den Arbeitsämtern.

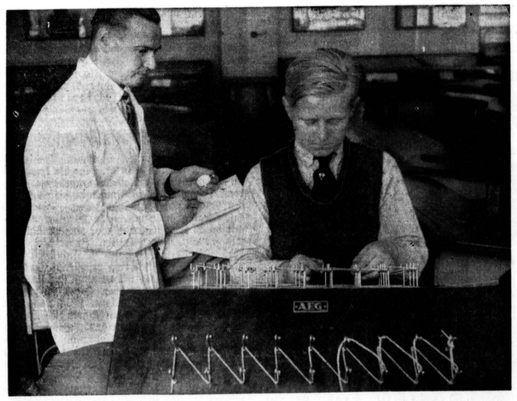
In diesen Aemtern sitzen Psychologen und Fachleute, die sich in die Seele des zu beratenden jungen Menschen hineinversetzen können. Mit der Besprechung von allgemeinen Fragen aus dem täglichen Erwerbsleben, mit Verteilung von Aeußerlichkeiten des jungen Lebenskandidaten, seiner Schrift, Sauberkeit, Geschicklichkeit und Schnelligkeit, des Sinnes für Sorgfalt oder für rohe Kraft — Eigenschaften, die an dem Prüfling irgendwie erkennbar sind, beginnt die Eignungsfeststellung. Dann folgt die spezielle Eignungsprüfung. Mit schriftlichen und mündlichen Spezialprüfungen. Und darauf erst wird endgültig anempfohlen, den oder den Beruf für den Jungen oder das Mädel zu wählen. Warum soll z. B. der Junge Schlosser werden, er ist ja doch viel zu schmächtig, gründlich und langsam überlegend und feingliedrig. Aber für die Feinmechanik wird er sich eignen. Oder das selbstbewußte Mädel dort, das möchte so gerne Schneiderin werden! Schneiderinnen aber gibt es in der Stadt in jedem Häuserblock vielleicht zwei bis drei Stück. Sie kann gut rechnen, ist selbstbewußt, sprachenbegabt ist sie auch, warum soll sie nicht Sekretärin werden, die mal später einen selbständigen Posten erhält!?

So gibt es tausenderlei Bedenken, aber der Jugend steht ja die Welt offen, eine Welt von mindestens zehn verschiedenen Berufen, für die ein einzelner Mensch in jedem Falle irgendwie begabt ist. — Berufsberatung und anschließende spezielle Eignungsprüfung sollen ja vor allem ermitteln, für welche Berufe der junge Mensch völlig ungeeignet ist, und von welcher Berufswahl dringend abzuraten ist. Es ist Dienst an der Jugend, den die Berufsberatung leistet. Sie kann nicht vorhersagen, wie der oder jener Beruf bei veränderter Wirtschaftslage in zehn bis zwanzig Jahren etwa immer noch guten Durchschnittserfolg gewährleisten wird. Aber nach menschlichem Ermessen kann die Beratung und Eignungsprüfung feststellen, wo die Begabung liegt und wo im Berufsleben der junge Mensch am zweckmäßigsten eingesetzt wird für den Wirtschaftsaufstieg des Volkes und damit auch für sein eigenes Glück und Wohlergehen.

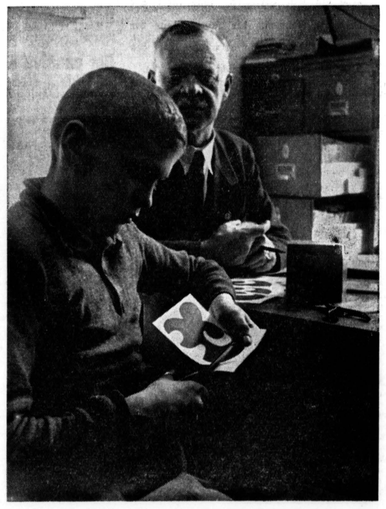
Vertrauen ist alles! Erst Vertrauen zur Beratung und dann mit Vertrauen zu sich selbst wird der glückliche Sprung gewagt, hinein ins volle Menschenleben.

F. C.

Im beiderseitigen Vertrauen werden die ernsten Fragen des Lebens erörtert. Nun ist eine Möglichkeit für das junge Mädchen gefunden. „Viel Glück für die Lehrzeit im Kontor", sagt die Berufsberaterin und die Gesichter sind dankbar und froh.



Bei der Eignungsprüfung im Spezialfach stellt hier der Fachmann fest, ob hier der Junge tatsächlich Geschicklichkeit und schnelle Kombinationsfähigkeit besitzt, um bestimmte verschiedenfarbige Drähte gegeneinander auszutauschen, zu verlagern und wieder zusammenzubringen. Wenn er diese Aufgabe in entsprechend schneller Zeit genau löst, dann dürfte wohl diese Prüfung die Eignung des Jungen zum Elektromechaniker erwiesen haben. ←



Figurenausscheiden! Hierbei erkennt der Berufsberater die Geschicklichkeit, das Augenmaß und die Sauberkeit in peinlicher Linienführung des angehenden Zuschneiders. Solche einfachen Versuche können viel Aufschluß geben über vorhandene Begabungen des jungen Menschen. →

Bilder (5) Carolus

Aus Deutschlands schwerster Zeit

Das Schreckensjahr an Ruhr und Rhein

Im unterirdischen Abwehrkampf / Von Karl Brammer

Fortsetzung

Da fehlte es nicht an Marinesoldaten, da fehlte es nicht an Panzerwagen. Flieger waren alarmiert, und alle französischen Soldaten waren mit Gasmasken ausgerüstet. Drei Divisionen waren allein gegen Essen eingesetzt worden, die 47. Jägerdivision, die 128. Infanterie-Division aus Düren und dazu die 4. Kavallerie-Division. Das Ruhrgebiet sollte eingekesselt werden.

Ohne eine Kriegserklärung war dieses kriegerische Unternehmen eingeleitet und durchgeführt, und wenn man sich in der Folgezeit darüber so sehr erregte, daß heute Kriege ohne Kriegserklärung geführt würden — hier war gewissermaßen das Urbeispiel für diese neue Methode zu finden.

In den Außenbezirken der Stadt hielten die französischen Truppen an, um in den Mittagsstunden in das Zentrum von Essen einzumarschieren. Die ganze kriegsmäßige Aufmachung ließ erkennen, wieviel die Franzosen für notwendig hielten, um gegen ein waffenloses Volk vorzugehen. Der Widerstand, den sie fanden, war freilich von anderer Art, als sie ihn vielleicht erwartet hatten. In den Straßen war kein Mensch, Schaulustige gab es nicht; Passanten, die die französischen Truppen ummarschieren sahen, wichen schnell in eine Seitenstraße aus; an den Fenstern zeigte sich kein Gesicht; die Läden waren geschlossen, die Vorhänge heruntergelassen. Alles war still, und doch war dieser Einmarsch ein Zeichen für das, was den Franzosen bevorstand. Vielleicht hat sich in dieser Stunde wohl manch einer von ihnen geschämt, mit der ganzen Kriegsmaschinerie gegen ein arbeitsames und friedliches Volk vorzugehen. Aber die Politiker hatten diesen Einmarsch beschlossen, und so wurde er ausgeführt.

Der „Empfang" im Essener Rathaus

Eine Kavallerieabteilung ritt am Hauptbahnhof vorbei auf den kleinen Platz zu, der sich vor dem Essener Rathaus befindet. Ein Kommandoruf! Die Degen blitzten auf, und französische Clairons bliesen durch die lastende Stille den herausfordernden Generalsmarsch, als General Rampon, der Kommandeur der 4. Kavallerie-Division und der Essener Armee auf den Platz ritt. Selten hat wohl dieser General merkwürdigeren Lorbeer errungen. Essen war genommen, und nun glaubte man auch, den Unterlegenen Demütigungen nicht ersparen zu können.

Als der Einmarsch in das Innere Essens begonnen wurde, hatten sich mehrere deutsche und ausländische Journalisten im Essener Rathaus eingefunden, weil sie erwarteten, daß sich hier etwas ereignen würde.

Ueber das, was nun geschah, hat ein englischer Journalist u. a. berichtet.

Ein dicker aber bewaglicher Adjutant erhielt vom General einen kurzen Befehl, eilte die Stufen des Rathauses hinauf und nahm seinen Weg zum Zimmer des Oberbürgermeisters. „Ich wünsche den Oberbürgermeister zu sprechen". Der Oberbürgermeister Dr. Luther war im Augenblick nicht anwesend, Bürgermeister Schäfer vertrat ihn.

„Ich bin sein Vertreter. Was führt Sie zu uns, bitte?"

„General Rampon, der Kommandeur der französischen Truppen, die jetzt Essen besetzen, fordert Sie auf, ihn sofort an der Tür des Rathauses zu empfangen!"

Der Deutsche ließ sich nicht einschüchtern.

„Verzeihung mein Herr, ich empfange keine Besuche an der Tür des Rathauses. Ich kann Ihren General in meinem Büro empfangen, wenn er etwas bei mir zu tun hat!"

Der dicke Kapitän grüßte, zog sich zurück und kam in zehn Minuten wiederum zu sagen, daß der Oberbürgermeister geholt werden müsse. Nach zwanzig Minuten traf Dr. Luther ein und schickte seinen Bürovorsteher mit einer Mitteilung auf den Platz, auf dem der General und seine Truppen steif warteten. Nur das Kauen der Pferde an ihrem Zaumzeug unterbrach die Stille.

„Der Oberbürgermeister von Essen ist jetzt in seinem Büro und kann den französischen General empfangen."

In wenigen Minuten hallten in dem langen Steinflur die Schritte der Franzosen wider. Der General klopfte an die Tür des Amtszimmers des deutschen Oberbürgermeisters, während drei Infanteristen unter dem Befehl eines Sergeanten den Eingang zum Zimmer sperrten. Der General trat ein und erklärte, daß auf Grund von empfangenen Instruktionen Essen besetzt, und daß gewisse Kontrollen eingerichtet würden. Oberbürgermeister Luther erklärte, daß jeder Schritt, zu dem er von den Franzosen gezwungen würde, nur die Folge der Ohnmacht seines Landes sei, dem bewaffneten Eindringling Widerstand entgegenzusetzen.

„Ich protestiere", so schloß er, „gegen die vollständig ungesetzliche Anwendung von Militärgewalt gegen eine waffen- und wehrlose Bevölkerung!" Zwei kühl feindselige, aber höflich beherrschte Augenpaare sahen sich an. Ein französischer Militärgruß wurde durch eine steife Verbeugung erwidert.

Die Eröffnung des Kampfes um die Ruhr war offiziell registriert worden.

Die französische Trikolore wehte über dem Ehrenbreitstein

Spahis vor dem Rathaus in Wiesbaden

Photo: Historischer Bilderdienst (2) Zander K. (1)

Englische Besatzung in Köln

auf eine friedliche Bevölkerung, in Stellung gebracht. Diese Drohung mit Waffen zu erwidern, war nicht möglich, da es keine Waffen gab. Plötzlich aber brauste irgendwoher ein Lied auf: Die Wacht am Rhein. Die Bergarbeiter, die dieses Lied vielleicht seit Jahren nicht gesungen hatten, sangen es jetzt zum ersten Male wieder. Das war die Antwort der Ruhrkumpels auf die französischen Bajonette.

Nun folgten Stunden und Tage angestrengtester Arbeit. Das Ruhrgebiet war in diesen Tagen zum Mittelpunkt des Weltgeschehens geworden, und Journalisten aus allen Ländern eilten herbei, um Nachrichten über die Besetzung zu erhalten. Die Franzosen hatten das auch geahnt und in Düsseldorf mit Hilfe des französischen Journalisten Valot eine Pressestelle eingerichtet. Nach Essen war in das Hotel Kaiserhof ein Herr Birnon entsandt, der sich in dieser dunklen Lage und unter diesen Verhältnissen ziemlich sauer vorkam. Die Deutschen hatten die Aufgabe, den französischen Entschuldigungen und Argumenten gegenüber der Weltpresse die harten und härtesten Tatsachen zu zeigen. Den Franzosen war es zwar in wenigen Tagen gelungen, das Ruhrgebiet völlig einzukesseln, aber es war, als ob sie auf Watte bissen. Was im Innern vorging, war ihnen völlig rätselhaft. Vor allem war ihnen unbegreiflich, daß in der Bevölkerung ein Widerstand erwuchs, der nicht mit Waffen ausgekämpft wurde, der aber als Widerstand ebensodeutlich erkennbar war. Dieser Widerstand steigerte sich noch, als unserer Nachrichtenzentrale gemeldet wurde, daß die Franzosen auch im neu besetzten Gebiete farbige Truppen hatten einmarschieren lassen. Die Franzosen bestritten die Anwesenheit farbiger Truppen, wir konnten aber die fremden Journalisten zu jenem 7. Kolonialregiment führen, das Farbige aller Schattierungen aufwies.

Selbstverständlich wurde den Franzosen die Tätigkeit des deutschen Nachrichtendienstes sehr bald bekannt, und sie versuchten, ihn auf alle mögliche Weise lahmzulegen. Sie hatten ihre Spitzel und Kriminalkommissare gleichfalls mitgebracht, und wenn man in später Nachtstunde sein Hotel aufsuchte, das sowieso täglich gewechselt wurde, mußte man gewärtig sein, von Pariser Kriminalkommissaren in Empfang genommen zu werden. Aber auch hier fand die Essener Bevölkerung zusammen wie ein Mann, und noch heute schulde ich jenem Kellner Dank, der stundenlang auf der Straße gewartet hatte, um den Heimkehrer rechtzeitig zu warnen. Wir hatten in der Tasche immer eine Anzahl Adressen, an die man sich wenden konnte, um irgendwo ein Bett und einen Unterschlupf zu finden.

Eins der größten Erlebnisse dieses Ruhrkampfes war die Tatsache, wie der passive Widerstand der Bevölkerung entstand. Er war weder eine Erfindung der Regierung, noch ein hinterlistiger Plan der Unternehmer, sondern, was sie wußte, das war aus der deutschen Volksseele und dem Volksempfinden herausgewachsen und war ein Zeichen dafür, daß die guten Eigenschaften der Deutschen trotz der Nachkriegszeit mit allen ihren Irrungen und Wirrungen immer noch vorhanden waren und die sicherste Hoffnung bildeten für jetzt und später. Drei Millionen deutsche Menschen waren erneut unter die Fremdherrschaft gekommen, aber jeder von ihnen wußte, was die Fremdherrschaft bedeutete, und niemand war gesonnen, dieser Fremdherrschaft zu dienen.

Unterirdische Nachrichtenzentrale

Der Kampf der Franzosen gegen den deutschen Nachrichtendienst, der ihnen sehr unbequem geworden war, nahm immer heftigere Formen an. Im Postamt in Essen sahen Franzosen an den Klappenschränken und versuchten, die Gespräche abzuhorchen, die mit Berlin und anderen Amtsstellen geführt wurden. Der Nachrichtendienst in der Handelskammer konnte auch nicht mehr so arbeiten wie es wünschenswert schien, und infolgedessen war es an der Zeit, eine unterirdische Nachrichtenzentrale zu schaffen. Ein schlichter und braver Zigarrenhändler stellte in selbstverständlicher Vaterlandsliebe den Keller seines Hauses zur Verfügung, und hier hinein setzten uns Telegraphenarbeiter einen großen Klappenschrank, der alle Verbindungsmöglichkeiten schuf. In diesem Keller liefen seit die Nachrichten über die Ereignisse im Ruhrgebiet zusammen. Hierher gelangte als erste Nachricht die Mitteilung von dem ersten Blutopfer, daß in Bochum bisher französische Einmarsch gefordert hatte. Dort war die Bahnhofswache nervös geworden und hatte zwei Deutsche erschossen. Es war nur der Anfang einer langen Reihe.

Nun aber wollten die Franzosen auch die Kosten aus der Ruhr holen, und der französische Hochkommissar, der bezeichnenderweise den Namen Aaron führte, glaubte, die deutsche Arbeiterschaft auf seine Seite bringen zu können. Er hatte eine Hoffnung auf die deutsche Zwietracht gebaut, aber er ist mit dieser Hoffnung schwer getäuscht worden. Denn so groß sonst auch die Streitigkeiten der Parteien und Gewerkschaften gewesen sein mochten, in diesen Dingen gab es keinen Streit und durfte es keinen Streit geben.

Und so erlebte man am Klappenschrank diesen seltsamen Kampf. Der Druck wuchs und wuchs, aber gleichzeitig wuchs auch der Widerstand.

Tapfere Telephonistinnen

Der Ausbau eines Nachrichtendienstes wäre nicht möglich gewesen, ohne die treue und tapfere Arbeit, die Telegraphenarbeiter, Postbeamte und Telephonistinnen in diesen Tagen des Ruhrkampfes geleistet haben. Die Franzosen legten mehr und mehr Fernsprechleitungen brach, um so notwendiger war es, daß immer neue Geheimleitungen eingerichtet wurden. Die Telephonistinnen waren längst nicht mehr in ihren Postämtern beschäftigt, sie wußten am Morgen noch nicht einmal, wo sie ihren nicht immer ungefährlichen Dienst abzuleisten hatten. Ueberall in Kellern, in Garagen, ja in Ställen und Scheunen waren Fernsprechleitungen eingerichtet, um das Geheimnis aufrechtzuerhalten und auszubauen. Die großen Industriewerke stellten für diese Zwecke ihr eigenes Fernsprechnetz zur Verfügung; in Mühlheim wurde mit Hilfe von Taschenlampenbatterien ein geordneter Geheimbetrieb durchgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Diamanten

IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

2. Folge

Freytag knallt sich plötzlich mit der flachen Hand heftig vor die Stirn. Die Erinnerung ist wieder da. „Mokat, Mensch! Wir sind die Riesenrindviecher! Das heißt: Ich bin es eigentlich. Stauwe kam in die Bar, als wir gingen! Natürlich! Und ich Esel, ich Zebra, ich Mähnenschaf . . . sagen Sie mal: Habe ich nicht der holden Barmaid gestern von Ihrem Diamantenfund erzählt?"

„Doch, Herr Freytag. Sie haben Fräulein van Doemen sogar einen der Steine geschenkt!"

„Großartig! Mokat, suchen Sie sich einen anderen Kompagnon! Ich bin zu dämlich dazu! Ich . . . Na, was nützt das Schimpfen! Ist ja ganz klar: Das liebe Kind in der Bar hat nichts Eiligeres zu tun gehabt, als ihrem Freund Staupe brühwarm die ganze Geschichte zu erzählen!"

„Nein, das glaube ich nicht, Herr Freytag. Wir haben Fräulein van Doemen ja ausdrücklich gebeten, niemand etwas davon zu sagen."

„Gott erhalte Ihnen Ihr Kindergemüt, Mokat," spottet Freytag bissig. „Sehen Sie mal da drüben, dicht bei Ihrer Hütte!"

„Das sind meine Leute, Herr Freytag."

„Und die beiden Pferde da? Haben Ihre Niggaer so schöne Gäule?"

Franz Mokat starrt beklommen auf die beiden Tiere, die, halb von einem Sandhügel verdeckt, neben seiner Hütte angebunden sind. Er will noch etwas sagen, aber Freytag stapft bereits mit langen Schritten voraus, auf die „Station" Colmannskuppe zu.

***

„Guten Morgen! Herr Freytag, wenn ich nicht irre?"

Wütend starrt Freytag die beiden Gestalten an, die den Sandhang hinter der Hütte heruntergekommen sind und auf ihn zutreten, den kräftigen sonnverbrannten Mann und das junge Mädchen.

„Wir sehen uns ja mächtig schnell wieder, schönen Zoe", wendet er sich höhnisch an das Mädchen, ohne Karl Staupe eines Blickes zu würdigen. „Scheinen ja große Sehnsucht nach mir gehabt zu haben!"

Zoe van Doemens Wangen färben sich ein wenig rot. Ohne die spöttische Bemerkung zu erwidern, streckt sie dem herangekommenen Bahnwärter die Hand hin. „Guten Tag, Herr Mokat. Seien Sie mir nicht böse, aber . . ."

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst", unterbricht Karl Staupe sie ruhig. „Ihre Sache, lieber Freytag, wenn Sie bis Mittag schlafen. Aber darum brauchen Sie kein so finsteres Gesicht zu machen. Ich scheine, es gibt hier noch Steine genug, in dem Sie ein paar Kelber für sich abtecken können."

Freytag hat nicht übel Lust, loszubrechen, und vor allem dieser schönen, treulosen Schlange da gehörig seine Meinung zu sagen. Aber was hat das noch für einen Zweck? Die beiden haben Felder abgesteckt. Nach Prospektorrecht gehören sie ihnen. Daran ist nichts mehr zu ändern. Seine Wut bezwingend, dreht Freytag sich auf dem Absatz herum und winkt Franz Mokat:

„Los, mein Lieber! Wir wollen an die Arbeit gehen und die Herrschaften nicht stören!"

Ein gutes Stück müssen sie durch den Sand waten, bis sie zum äußersten Grenzpfahl Karl Staupes kommen. Mokat sieht sich um. „Er hat alle Felder um Colmannskuppe herum abgesteckt. Gerade da drüben, wo Herr Staupe jetzt geht, ist die Stelle. Da habe ich die Steine gefunden."

Freytag zerdrückt einen wilden Fluch und macht längere Schritte. „Hilft nichts, Mokat. Wir müssen eben hier unsere Felder abstecken. Haben Sie Holz in Ihrer Hütte? Ja? Dann los! Lassen Sie von Ihren Niggern einen Haufen Knüppel bringen."

Eine Stunde später sind die Pfähle eingerammt und mit den Namen Mokats und Freytags versehen. Der junge Prospektor wischt sich den Schweiß von der Stirn und blickt hinüber zur „Konkurrenz". Zoe van Doemen steht untätig oben auf dem Hügelkamm. Karl Staupe aber ist bereits dabei, den Sand auf seinen Feldern rubia und systematisch zu untersuchen.

„Möcht du eine Mamba finden!" wünscht Freytag grimmig. „Wissen Sie, Mokat, ich könnte . . . Na, gut! Staupe ist in seinem Recht. Kann ihm gar nicht verdenken, daß er seine Chance wahrnimmt. Aber das Frauenzimmer! Diese Zoe! Pfui Deubel noch mal! So was von Verrat ist doch . . . hundsgemein ist das!"

„Vielleicht war es doch anders", wagt Mokat schlichtern einzuwenden. „Ich kann mir nicht denken, daß Fräulein van Doemen . . ."

„Sie hat unser Geheimnis an Staupe verraten! Basta! Na, kommen Sie! Wir wollen unser Glück versuchen!"

Heiß brennt die afrikanische Mittagssonne herab, aber Max Freytag merkt es kaum. Das Fieber hat ihn gepackt, dasselbe Fieber, das er, verständnislos und etwas spöttisch, so oft bei Lord Hilgate, seinem Lehrmeister, beobachtet hat. Er kniet in dem gelben Sand und läßt die Körner immer und immer wieder durch die Hände rinnen, fuß um Fuß durchwühlt er den Sand, langsam, verbissen, gründlich.

Nichts. Weder Freytag noch Mokat finden etwas anderes als reguläre, nichtswürdigen Sand und ein paar Kieselsteine. Samuel, der schwarze Vorarbeiter, ist herübergekommen und betrachtet staunend die beiden „Herren", die da wie törichte Kinder im Sand herumkriechen. Um 8 Uhr nachmittags richtet Freytag sich stöhnend, mit lahmen Knien auf.

„Nee, Mokat, hier finden wir im Leben keine Diamanten."

„Du mußt nur hinschauen, Herr", radebrecht neben ihm der grinsende Schwarze. „Fest hinschauen, dann kommen die Steine von selbst."

„Halts Maul, Nigger!" Freytag wendet sich ärgerlich an seinen ebenso hoffnungslos aufstehenden Kameraden. „Wer ist der Schwarze da?"

„Das ist Samuel, der die ersten Steine gefunden und mich darauf aufmerksam gemacht hat."

Freytag betrachtet den Schwarzen aufmerksamer und tritt plötzlich drohend auf ihn zu. „Sag die Wahrheit, Samuel, oder es wird dir sehr schlecht gehen! Wer hat dir neulich die Steine gegeben?"

„Ich habe sie gefunden, Herr."

„Du lügst!"

Der schwarze Samuel duckt sich ängstlich unter dem scharfen Blick des weißen Herrn. „Ich lüge nicht, Herr. Du kannst leicht selber solche Steine finden. Aber du fängst es verkehrt an. Du mußt ganz ruhig stehen bleiben und auf den Sand sehen. Dann kommen die Steine von selber aus der Erde gekrochen."

„Idiot!" brummt Freytag, aber ganz unwillkürlich heftet sich sein Blick auf den Sand vor seinen Füßen. Plötzlich hat er ein Gefühl, als taumele er. Ist das ein Spuk oder . . .? Mit einem jähen Ruck schnellt er vorwärts, bückt sich, greift mit der gepreßten Kenntnisse verfügt. Und mehr noch als die entrinnt sich seiner Brust . . . Was er da hält, das ist . . . bei allen Engeln und Teufeln, das ist ein Diamant!

Hexerei? Zauberkunststücke? Oder . . . Ah! Vielleicht hat der Schwarze eben den Stein heimlich fallen lassen! Es ist doch unmöglich anders! Gerade den Sand dort hat er vorhin doch völlig durchwühlt.

„Still stehen! Arme hochheben!" Freytag durchsucht mit raschen Griffen die zerlumpten Beinkleider des schwarzen Samuel, reißt ihm fast das Hemd von Leibe, durchwühlt sogar den Krauskopf — Umsonst! Da sind keine Diamanten. Mit einem tiefen Atemzug wendet er sich an Franz Mokat, dessen Augen auch bereits zu fiebern begonnen haben:

„Sagen Sie dem Nigger, er soll von jetzt an bei uns bleiben. Aber fünf Schritte hinter uns herumkriechen. Um 8 Uhr nachmittags richtet Freytag sich stöhnend, mit lahmen Knien auf.

„Nein, das glaube ich nicht, Herr Freytag. Wir haben Fräulein van Doemen ja ausdrücklich gebeten, niemand etwas davon zu sagen."

„Gott erhalte Ihnen Ihr Kindergemüt, Mokat," spottet Freytag bissig. „Sehen Sie mal da drüben, dicht bei Ihrer Hütte!"

„Das sind meine Leute, Herr Freytag."

„Und die beiden Pferde da? Haben Ihre Niggaer so schöne Gäule?"

Franz Mokat starrt beklommen auf die beiden Tiere, die, halb von einem Sandhügel verdeckt, neben seiner Hütte angebunden sind. Er will noch etwas sagen, aber Freytag stapft bereits mit langen Schritten voraus, auf die „Station" Colmannskuppe zu.

***

„Guten Morgen! Herr Freytag, wenn ich nicht irre?"

Wütend starrt Freytag die beiden Gestalten an, die den Sandhang hinter der Hütte heruntergekommen sind und auf ihn zutreten, den kräftigen sonnverbrannten Mann und das junge Mädchen.

„Wir sehen uns ja mächtig schnell wieder, schönen Zoe", wendet er sich höhnisch an das Mädchen, ohne Karl Staupe eines Blickes zu würdigen. „Scheinen ja große Sehnsucht nach mir gehabt zu haben!"

Zoe van Doemens Wangen färben sich ein wenig rot. Ohne die spöttische Bemerkung zu erwidern, streckt sie dem herangekommenen Bahnwärter die Hand hin. „Guten Tag, Herr Mokat. Seien Sie mir nicht böse, aber . . ."

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst", unterbricht Karl Staupe sie ruhig. „Ihre Sache, lieber Freytag, wenn Sie bis Mittag schlafen. Aber darum brauchen Sie kein so finsteres Gesicht zu machen. Ich scheine, es gibt hier noch Steine genug, in dem Sie ein paar Kelber für sich abtecken können."

Freytag hat nicht übel Lust, loszubrechen, und vor allem dieser schönen, treulosen Schlange da gehörig seine Meinung zu sagen. Aber was hat das noch für einen Zweck? Die beiden haben Felder abgesteckt. Nach Prospektorrecht gehören sie ihnen. Daran ist nichts mehr zu ändern. Seine Wut bezwingend, dreht Freytag sich auf dem Absatz herum und winkt Franz Mokat:

„Los, mein Lieber! Wir wollen an die Arbeit gehen und die Herrschaften nicht stören!"

Ein gutes Stück müssen sie durch den Sand waten, bis sie zum äußersten Grenzpfahl Karl Staupes kommen. Mokat sieht sich um. „Er hat alle Felder um Colmannskuppe herum abgesteckt. Gerade da drüben, wo Herr Staupe jetzt geht, ist die Stelle. Da habe ich die Steine gefunden."

Freytag zerdrückt einen wilden Fluch und macht längere Schritte. „Hilft nichts, Mokat. Wir müssen eben hier unsere Felder abstecken. Haben Sie Holz in Ihrer Hütte? Ja? Dann los! Lassen Sie von Ihren Niggern einen Haufen Knüppel bringen."

Eine Stunde später sind die Pfähle eingerammt und mit den Namen Mokats und Freytags versehen. Der junge Prospektor wischt sich den Schweiß von der Stirn und blickt hinüber zur „Konkurrenz". Zoe van Doemen steht untätig oben auf dem Hügelkamm. Karl Staupe aber ist bereits dabei, den Sand auf seinen Feldern rubia und systematisch zu untersuchen.

„Möcht du eine Mamba finden!" wünscht Freytag grimmig. „Wissen Sie, Mokat, ich könnte . . . Na, gut! Staupe ist in seinem Recht. Kann ihm gar nicht verdenken, daß er seine Chance wahrnimmt. Aber das Frauenzimmer! Diese Zoe! Pfui Deubel noch mal! So was von Verrat ist doch . . . hundsgemein ist das!"

„Vielleicht war es doch anders", wagt Mokat schlichtern einzuwenden. „Ich kann mir nicht denken, daß Fräulein van Doemen . . ."

„Sie hat unser Geheimnis an Staupe verraten! Basta! Na, kommen Sie! Wir wollen unser Glück versuchen!"

Heiß brennt die afrikanische Mittagssonne herab, aber Max Freytag merkt es kaum. Das Fieber hat ihn gepackt, dasselbe Fieber, das er, verständnislos und etwas spöttisch, so oft bei Lord Hilgate, seinem Lehrmeister, beobachtet hat. Er kniet in dem gelben Sand und läßt die Körner immer und immer wieder durch die Hände rinnen, fuß um Fuß durchwühlt er den Sand, langsam, verbissen, gründlich.

Nichts. Weder Freytag noch Mokat finden etwas anderes als reguläre, nichtswürdigen Sand und ein paar Kieselsteine. Samuel, der schwarze Vorarbeiter, ist herübergekommen und betrachtet staunend die beiden „Herren", die da wie törichte Kinder im Sand herumkriechen. Um 8 Uhr nachmittags richtet Freytag sich stöhnend, mit lahmen Knien auf.

„Nee, Mokat, hier finden wir im Leben keine Diamanten."

„Du mußt nur hinschauen, Herr", radebrecht neben ihm der grinsende Schwarze. „Fest hinschauen, dann kommen die Steine von selbst."

„Halts Maul, Nigger!" Freytag wendet sich ärgerlich an seinen ebenso hoffnungslos aufstehenden Kameraden. „Wer ist der Schwarze da?"

„Das ist Samuel, der die ersten Steine gefunden und mich darauf aufmerksam gemacht hat."

Freytag betrachtet den Schwarzen aufmerksamer und tritt plötzlich drohend auf ihn zu. „Sag die Wahrheit, Samuel, oder es wird dir sehr schlecht gehen! Wer hat dir neulich die Steine gegeben?"

„Ich habe sie gefunden, Herr."

„Du lügst!"

Der schwarze Samuel duckt sich ängstlich unter dem scharfen Blick des weißen Herrn. „Ich lüge nicht, Herr. Du kannst leicht selber solche Steine finden. Aber du fängst es verkehrt an. Du mußt ganz ruhig stehen bleiben und auf den Sand sehen. Dann kommen die Steine von selber aus der Erde gekrochen."

„Idiot!" brummt Freytag, aber ganz unwillkürlich heftet sich sein Blick auf den Sand vor seinen Füßen. Plötzlich hat er ein Gefühl, als taumele er. Ist das ein Spuk oder . . .? Mit einem jähen Ruck schnellt er vorwärts, bückt sich, greift mit der gepreßten Kenntnisse verfügt. Und mehr noch als die Versicherung sagen ihm das rote Gesicht und die in wilder Erregung blitzenden Augen. Wenn ein Mann wie Max Freytag, ein erfahrener, ruhiger Jäger und alter Afrikaner, vor Freuden stammelt, dann ist das eine ernste Sache.

Vergessen die Kühle, unhöfliche Begrüßung. Vergessen der Konkurrenzneid. Im Handumdrehen ist zwischen den beiden Männern eine Verständigung hergestellt. An erster Linie natürlich: Schweigen! Vorläufig niemand etwas sagen von dem Fund. Dann aber zunächst: Suchen! Sofort die ganzen Felder absuchen! Das ist jetzt das Wichtigste!

***

Rotalühend steht die Sonne im Westen, als Freytag und Mokat müde, schweigebadet, den Hang zur Hütte emporwanken. Franz Mokat hat durch den schwarzen Samuel sämtliche Streichholzschachteln herbeiholen lassen, die in seinem Besitz sind. Und diese Schachteln sind voll, bis zum Rand vollgepfropft mit Diamanten!

Es sind keine großen Steine darunter, zum Teil sind es sogar nur winzige Splitter, aber was tut das? Wo kleine Steine sind, kann man auch auf größere stoßen. Freytag und Mokat haben teils nach der „Methode" des schwarzen Samuel die Steine „hervorgelockt", teils auch den Sand gründlich und systematisch abgesucht. Einige Dutzend Steine, die Mokat gefunden hat Freytag als wertlose Kiesel konfiszieren müssen, aber der Reichtum, der in den Streichholzschachteln ruht, umfaßt bereits einen Wert von mehreren tausend Mark. Und noch ist nicht ein Zehntel, nicht ein Zwanzigstel der „Felder" durchsucht!

Karl Staupe hat nichts gefunden. Keinen einzigen Stein, obwohl er genau so eifrig und ausdauernd gearbeitet hat wie die anderen.

„Es gibt eine Gerechtigkeit!" lacht Freytag grimmig, als er von dem Pech des „Konkurrenten" hört. Er hat die ersten Felder abgesteckt, am nächsten bei der ursprünglichen Fundstelle, und — nichts gefunden, während wir die Taschen voll Diamanten haben. Jawohl, es gibt eine Gerechtigkeit!"

Karl Staupe ist viel ruhiger als Freytag und Mokat, die beide vom Diamantfieber gepackt sind. Seinen Wiskersola mit Gleichmut hinnehmend, schlendert er über seine „Felder", nachdenklich den Sand betrachtend, aber ohne weiter zu suchen.

Während Freytag in der Hütte sitzt und schwerattmend die kleinen Steine sortiert und prüft, ist Franz Mokat draußen zu Zoe van Doemen getreten, die mit gesenktem Kopf auf der primitiven Holzbank neben der Hütte sitzt. Die freudige Erregung macht ihn so mutig, daß er sie sogar anzureden wagt.

„Bitte, seien Sie nicht traurig, Fräulein Zoe. Herr Staupe wird sicher noch Diamanten finden. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn sich gerade auf seinen Feldern keine finden ließen."

Zoe van Doemen hebt den Kopf. Es liegt wirklich ein trauriger Zug in ihrem Gesicht, und er verschwindet auch nicht, als sie jetzt leise zu lächeln versucht.

„Sie sollten nicht weiter suchen, Herr Mokat", sagt sie plötzlich, das heiße, erregte Gesicht des Mannes anblickend. „Wissen Sie was? Lassen Sie die dummen Steine."

„Aber es sind doch Diamanten, Fräulein! Oder glauben Sie, daß Herr Freytag sich irrt?"

„Ich weiß, daß es Diamanten sind", erwidert Zoe rubia. „Lieber Herr Mokat, wollen Sie mir einen Gefallen tun?"

„Natürlich! Jeden!" Mokat bleibt vor Freude fast der Atem weg. „Bitte, sagen Sie mir, was ich tun soll!"

„Dann — verkaufen Sie Ihre Felder an Herrn Staupe. Vielleicht . . . wenn Sie es ihm vorschlagen . . . nimmt er das ganze Land."

„Meine Felder . . . die Diamantenfelder . . . verkaufen?"

„Könnt ihm so passen!" schallt durch die offene Tür der Hütte die laute Stimme Freytags. „Nichts da, Mokat! Seien Sie kein Esel! Erst hat die holde Zoe ihrem Freund das Geheimnis verraten und jetzt, wo er einen Dreck gefunden hat, möchte sie Ihnen womöglich noch Ihre Felder abluchsen!"

„Er meint es nicht so schlimm", sagt Franz Mokat entschuldigend, als Zoe bei den höhnischen Worten zusammenzuckt ist. „Aber sagen Sie mir: Ist es denn wirklich . . . haben Sie wirklich Herrn Staupe von meinem Fund erzählt?"

„Was denken Sie, Herr Mokat?"

Franz wird es schwül unter dem ernsten, fragenden Blick der schönen Frau. „Ich, ich

Möchten Sie einem Löwen einen Zahn ziehen?

Man kennt heute schon in allen größeren Zoologischen Gärten Europas Tierspezialisten, die ganz besonders für die Behandlung von exotischen Tieren ausgebildet wurden. Das Tier entwickelt in der Gefangenschaft eine Menge Krankheiten, die einer Behandlung bedürfen. Schließlich ist jedes Tier für den Garten ein Wertobjekt. Dieses Wertobjekt muß sich rentieren. Es muß so lange gehalten werden können und zur Belichtigung zur Verfügung stehen, wie es eben möglich ist. Aus diesen Tatsachen heraus erklärt sich die Notwendigkeit von „exotischen Tierärzten".

Unter diesen Tierärzten gibt es eine ganze Reihe, die sich wiederum auf die Zahnbehandlung spezialisiert haben. Das hat seinen besonderen Grund.

Der Zahnarzt im Raubtierkäfig

Das von Zahnschmerzen gequälte Tier will nicht einsehen, daß ihm geholfen wird. (Weltbild.)

Durch die „Kultur-Ernährung" entwickeln sich, genau wie beim Menschen so auch beim Tier, eine ganze Anzahl schwerer Zahn-Veränderungen. Sogar die Parodontose, die man sonst nur beim Kulturmenschen findet, tritt beim Affen, bei allen Hundeartigen Geschöpfen und selbst beim Löwen in Erscheinung. Man muß also den Zahnarzt zu den Tieren schicken.

Das ist manchmal einfacher, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn es gibt eine ganze Reihe von Tieren, die schon mit dem Zahnarzt Bescheid wissen. Wenn zum Beispiel ein Affe mehrere Zahnbehandlungen durchgemacht hat, dann läuft er unter Umständen mit seinen neuen Zahnschmerzen dem Zahnarzt schon entgegen, legt sich ihm auf die Knie und macht das Maul weit auf.

Andere Tiere dagegen, die weniger Verständnis und Erinnerung entwickeln, müssen nach besonderen Methoden behandelt werden. Ein Löwe kann nur ohne Narkose durch die Zahn-Behandlung hindurchgehen, solange er noch jung ist. Später gibt man ihm eine Spritze oder eine andere Betäubung.

Der Zahnarzt im Zoo hat manchmal aber auch regelrechte Abenteuer zu bestehen. Es bedarf oft raffinierter Ueberlegung, ehe man zum Beispiel ein Flußpferd dazu bringen kann, das gewaltige Maul aufzumachen. Wenn man es in eine Ecke getrieben und gefesselt hat, muß man ihm einen mächtigen Baumhammer quer in das Maul legen, damit die riesigen Kiefer sich nicht schließen, wenn etwa der Zahnarzt gerade innerhalb des Maules an der Arbeit ist.

Für Krokodile und Flußpferde hat man außerdem besondere Zahnfüllungen für hohle Zähne entwickelt. Es war nämlich beobachtet worden, daß die sonst üblichen Füllungen in den Zähnen eines Flußpferdes nicht hielten. Außerdem kam es ein wenig teuer, einem Flußpferd ein halbes Pfund Porzellan-Füllung in einen hohlen Zahn hineinzuschmieren. Dagegen machte man sehr gute Erfahrung mit Zement. Wenn man den Zahn schön mit Zement ausfüllte, dann hielt sich dieser sonst höchstens für Haus- und Brückenbauten verwendete Stoff ausgezeichnet. Und das Flußpferd konnte sein großes Maul fröhlich im Wasser wieder auf- und zuklappen und die mächtigen Zähne knirschend aufeinander reiben. Der Nummer des hohlen Zahnes war überwunden.

... ich meine ... vielleicht hat der Diamant noch auf dem Tisch gelegen, als Herr Staupe kam. Wissen Sie, der Stein, den Herr Freytag Ihnen gab und den Sie nicht annehmen wollten. Herr Staupe hat ihn wohl gesehen und Sie gefragt. Und da haben Sie ... ohne sich etwas dabei zu denken ... vielleicht gelacht ..."

„Nein, Herr Staupe hat den Stein nicht zufällig gesehen", unterbricht Zoe den Verlegenen rubig. „Ich habe ihm Herrn Staupe gezeigt. Und ich habe ihm gelacht, daß er bei Colmannskuppe gefunden worden ist. Auch, daß Sie und Freytag am nächsten Morgen hier noch weiteren Steinen suchen wollten."

„Na, das ist wenigstens ehrlich!" kommt aus der Hütte die Stimme Freytags. Mokat schaut zweifelnd in das ernste Gesicht des Mädchens.

„Warum ... Warum haben Sie das getan, Fräulein Zoe?"

„Weil ich nicht wollte, daß Sie Diamanten finden, Herr Mokat."

Verblüfft starrt der Bahnwärter in das schöne Gesicht, das in diesem Augenblick fast finster ist. „Das verstehe ich nicht. Gönnen Sie mir denn die Diamanten nicht?"

„Nein. Ich gönne sie Ihnen nicht", sagt Zoe hart und steht auf, um Karl Staupe entgegenzugehen.

***

Die Nacht ist rasch hereingebrochen. Für heute ist es zu spät, um nach Lüderitzbucht zurückzukehren. Staupe und seine Begleiterin haben vorsorglich Zelt und Decken mitgenommen und kampieren neben der Hütte. Max Freytag teilt das spärliche Zimmer mit Franz Mokat.

Es dauert lange, sehr lange, bevor die beiden schlafen können. Die Nerven sind zu aufgewühlt von dem Diamantenfund. Freytag kommt immer wieder auf das große Rätsel zu sprechen, erörtert mit seinem Kameraden alle Möglichkeiten über das Auftauchen der Glitersteine. Franz Mokat aber schweift ab von diesem Thema und sucht hinter ein zweites großes Rätsel zu kommen, das ihn innerlich noch mehr beschäftigt als die Diamanten.

„Warum sie das Geheimnis verraten hat?" sagt Freytag ärgerlich, als Mokat wieder einmal die Frage stellt. „Ganz einfach, mein Lieber! Um ihrem Freund oder Geliebten aber was er sonst ist, die Chance in die Hände zu spielen. Da ist doch nichts dran zu grübeln. Schlafen Sie sich die Gedanken doch aus dem Kopf, Kamerad. Diese Zoe ist ein berechnendes Frauenzimmer, kein Haar besser als was man gewöhnlich hier in Afrika hinter den Schanktischen trifft."

„Dann verstehe ich nicht", gibt Mokat eigensinnig zurück, „warum sie für sich selber keine Felder abgesteckt hat."

Freytag schweigt überrascht. Das stimmt allerdings. Die Felder, die Karl Staupe abgesteckt hat, tragen alle seinen Namen. Zoe van Doomen hat kein einziges für sich reserviert, obgleich sie dazu das gleiche Recht hatte wie Staupe.

„Vielleicht sind die beiden verlobt und haben gemeinsame Kasse", schnarrt er ärgerlich. „Staupe oder die schöne Zoe, das ist ja schließlich Jacke wie Hose. Und nun lassen Sie uns endlich ein paar Stunden schlafen."

V.

„Was ist das für ein Geschrei?"

Max Freytag, der an der Spitze reitet, zügelt sein Pferd und weist verwundert nach Lüderitzbucht hinüber. Auch die anderen horchen erstaunt. Von den niederen Häusern her dringt vielstimmiger, verworrener Lärm. Jetzt sieht man auch deutlich eine Menge Leute da drüben, Weiße und Farbige, Männer und Frauen. Sie scheinen nach irgendeinem Mittelpunkt in wilder Hast hinzustreben. Ein Schiff? Alarmierende Nachrichten aus der Heimat? Freytag läßt rasch die Augen zur Küste hinüberschweifen. Nein, so weit man sehen kann, ist kein Dampfer zu erblicken. Nur die schwarzen Eingeborenenkanus und ein paar Landungsboote der Lüderitzbucht-Gesellschaft liegen friedlich am Strand.

„Vorwärts!" Karl Staupe drängt seinen Gaul an Freytag vorbei und gibt ihm die Sporen. „Werden ja bald erfahren, was da los ist!"

Ja, sie erfahren es sehr schnell. Schon am Eingang der Straße tönt ein Ruf in Freytags Ohren, der ihn zusammenzucken läßt. „Diamanten!" heult ein Mann, der laufend um die Ecke schießt. Er rennt beinahe unter die Pferde, stutzt und sieht die Reiter aus aufgerissenen Augen geistesabwesend an. Freytag stellt seinen Gaul quer, so daß der Mann notgedrungen stehen bleiben muß, und beugt sich vom Sattel herab.

„Wo wollen Sie denn hin? Was ist geschehen?"

„Diamanten!" lallt der Mann. „Hier bei denn noch nicht? Diamantenfund! Hier bei uns in Lüderitzbucht! Verdammt, laßt mich doch vorbei!"

„Wohin?"

„Nach Hause natürlich", brüllt der Mann wie von Sinnen. „Schaufel holen! Spaten! Diamanten suchen!"

Mit einem Satz ist er um das Pferd herum, rast die Straße hinab. Und da kommen schon andere. Zwei, vier, zehn Männer, krebsrot die Gesichter vor Aufregung, gleichende Funken in den Augen. „Diamanten! Echte Diamanten!"

„Das haben Sie ja fein gemacht!" Freytag wirft einen zornigen Blick auf Karl Staupe, aber auch der starrt verständnislos auf die Vorbeieilenden, preßt unter seinem Schnurrbart einen grimmigen Fluch hervor.

„Woher wissen die Leute das? Ich habe mit keiner Menschenseele darüber gesprochen!" Es ist nicht schwer, den Mittelpunkt zu finden, der die Leute von Lüderitzbucht anzieht. Schon an der nächsten Ecke schwillt der Lärm zu Sturm an, und vor dem Bürohaus der Gesellschaft tobt, heult, schreit und drängt alles, was in Lüderitzbucht Beine hat: Arbeiter, Kaufleute, Beamte, Frauen, Neger. Sogar die Beamten von der Hafen-Inspektion haben ihren Posten verlassen und sind hierher geeilt.

Unmöglich, mit den Pferden hier durchzukommen. Die Gäule steigen und scheuen vor dem ungewohnten Lärm. Also runter von den Sätteln. Karl Staupe und Mokat versuchen vergebens, von den Zurückstehenden etwas Bestimmtes zu erfahren. Freytag aber wirft sich wie ein Sturmbock in den Menschenknäuel, dränat sich durch. Wütendes Stoßen und Zerren. Niemand hat Lust, Platz zu machen, bis plötzlich einer den jungen Prospektor erkennt.

„Durchlassen!" gellt ein Ruf auf. „Hier ist Freytag! Der versteht was von Diamanten! Laßt ihn durch!"

„Hurra für Freytag!"

Mehr geschoben als durch eigene Kraft gelangt Freytag bis vor die Tür des Bürohauses, stolpert hinein. Ein Schrei empfängt ihn. Der Prokurist Stein stürzt auf ihn zu und rüttelt ihn an beiden Schultern, als wolle er ihn umwerfen.

„Freytag! Mensch! Prospektor! Wir sind die größten Esel aller Kontinente! Der Kieselkönig hat recht! Stellen Sie sich vor, Mann! Er hat recht! Seine Kiesel sind, Gott straf mich, wirklich Diamanten!"

„Lassen Sie mich doch mal los, Herr Stein!"

„Echte Diamanten!" brüllt Herr Stein, ohne den Angekommenen freizugeben. „Wir haben's gefunden! Sie auch! Jawohl, das ist

bucht von der Geschichte mit Mokat. Weiß es und hat darüber gestern weidlich gelacht. Und nun kommt diese Depesche! Wird im Handumdrehen bekannt. Die Folgen können Sie da draußen sehen. Unsere Stadt ist verrückt geworden!"

„Ich werde es bald auch." Freytag greift sich an die Stirn. „Ein Glück, daß wir gestern schon bei Colmannskuppe waren!"

„Wo waren Sie?"

„Bei Colmannskuppe natürlich. Wir haben unsere Felder abgesteckt, Franz Mokat, ich und Karl Staupe!"

Ein paar Stühle fallen polternd um. Journale und Briefschaften flattern von den Pulten. Die drei Kontoristen, die atemlos der Unterredung gelauscht haben, stürzen mit langen Sätzen zur Tür.

„Wohin? Was ist denn ...?"

„Nach Colmannskuppe!" schreit einer zurück. „Felder abstecken!"

„Nach Colmannskuppe!" gellt draußen ein Massenschrei auf, als die Kontoristen kaum das Freie gewonnen haben. „Los! Vorwärts! Diamanten! Da draußen liegen die Diamanten! Man braucht sie nur aufzuheben!"

Geschrei, Gedränge, Schimpfen, wilde Flucht. Im Nu ist die Straße draußen frei geworden. Franz Mokat und Karl Staupe können endlich auch die Tür des Bürohauses erreichen.

„Ich weiß schon", sagt Staupe atemlos, als Herr Stein eine Frage an ihn richten will. „Na, ich bin das Karnickel. Habe den Stein schleunigst nach Windhuk geschickt. Dachte aber, die Prüfung würde länger dauern."

„Das ist jetzt gleichgültig", wirft Freytag hastig ein. „Zu den Pferden, Mokat! Wir müssen so schnell wie möglich nach Colmannskuppe zurück!"

„Jetzt sofort?"

„Im Galopp!" Freytag ist schon an der Tür. „Sehen Sie nicht, daß die Leute hier toll geworden sind? Wollen Sie warten, bis man unsere Felder da oben überschwemmt, unsere Pfähle umreißt ...?"

„Freytag hat recht", sagt Karl Staupe sachlich und stürmt davon. Die anderen hinter ihm her.

Prokurist Stein steht lang und hager in seinem plötzlich so verlassenen Kontor, wirft einen ratlosen Blick auf das Chaos der durcheinandergeworfenen Bücher und Geschäftspapiere. Draußen jagen die ersten Pferde vorbei. Ein Leiterwagen, polterpfropft von schreienden, lärmenden Menschen.

„Diamanten! Diamanten bei Colmannskuppe!"

Da zuckt Herr Stein ergeben die Achseln, schließt das Büro ab und läuft zur Stallung hinüber, um seinen Gaul zu satteln.

***

Nur dem Umstand, daß Zoe van Doemen bei den Pferden geblieben ist, haben Freytag und seine Begleiter es zu danken, daß sie auftreten können. Sie finden Zoe inmitten einer Menge schreiender, geradezu drohender Menschen, die versuchen, ihr die um die Handgelenke gewundenen Zügel zu entreißen und an die unruhig tänzelnden Pferde zu gelangen. In dieser Stunde gilt kein Eigentumsrecht mehr in Lüderitzbucht. Man schwingt sich auf den erstbesten Gaul und rast davon, blind und toll, nur von dem einen Gedanken getrieben: Diamanten!

Vergebens sucht Zoe die Andrängenden abzuwehren. Man schreit auf sie ein, bittet, droht ... ein Messer blitzt in der Sonne, ein rascher Schnitt ... einer der Zügel ist frei, irgend jemand packt das durchschnittene Leder, springt auf den Gaul und jagt davon. — Da sind Freytag und seine Begleiter heran, schaffen sich mit rücksichtslosen Fäusten und Stößen Bahn, sitzen auf ...

„Wo ist Ihr Pferd, Zoe?" brüllt Karl Staupe vom Sattel herunter. Zoe van Doemen macht eine kurze Handbewegung.

„Reiten Sie nur! Ich bleibe zu Fuße!"

Karl Staupe hört das letzte Wort schon nicht mehr. Er haut dem Tier die Sporen in die Flanken und jagt Freytag und Mokat nach.

Diamanten! Das eine Wort hat Lüderitzbucht in ein tobendes, schäumendes Tollhaus verwandelt. Drüben an der Station stürmt man die offenen Wagen des Güterzuges, schmeißt kurzerhand die Warenballen heraus, um Platz zu bekommen. Scheiben zerklirren. Frauen schreien entsetzt. Aber der Zug rückt nicht von der Stelle. Der Sturm war umsonst. Zugführer, Bealeiter, selbst der Stationsvorsteher, sind längst zu Pferde davon. Nach Colmannskuppe!

Reitschenkelknall! Hallo! Wie die wilde Jagd sausen zwei, drei Fuhrwerke vorüber, nehmen die Straßenecke auf zwei Rädern. Hochauf wirbeln die Staubwolken. Krachen. Fluchen. Schmerzensschreie — zwei der Wagen sind aneinandergeraten. In wüstem Knäuel wälzen sich Pferde und Menschen. Und vorüber hasten berittene, wie toll auf ihre Gäule einhauende Männer, Fußgänger, keuchend, mit Schaufeln und Spaten bepackt. Ohne zu helfen, ohne auch nur anzuhalten!

Diamanten! Diamanten!

Mit blödem Grinsen, verständnislos stehen die Neger und schauen den plötzlich verrückt gewordenen weißen Herren zu. Bis einige große, starke Burschen, die unten in Kanland in den Minen gearbeitet haben, wortreich und unter großem Geschrei ihren Stammesgenossen erklären, daß man die Glitersteine zu hohen Preisen an die Weißen verkaufen kann. Alles kann man dafür kaufen, was man will: Decken, Gewehre, Kleider, Weiber, Gaul und Vieh! Da machen sich auch die Schwarzen auf nach Colmannskuppe. Auf ihren flachen Sohlen setzen sie in zähem Dauerlauf davon, überholen bald ihre schimpfenden, mühsam dahinkeuchenden Herren. Und was in Lüderitzbucht zurückbleibt an Negern, beginnt langsam in den verlassenen Geschäften und Lagern zu stehlen.

Kaum aus der Stadt heraus, haben Freytag, Mokat und Staupe ihre Pferde zu wahnsinnigem Tempo angetrieben, aber trotzdem ist die gelbe Sandwüste vor ihnen schon mit Dutzenden von dunklen Punkten übersät. Hier ist ein Wagen, an schwer bepackt mit Menschen, elend im Sand stecken geblieben. Die meisten seiner Insassen springen nur ab, um zu Fuß sofort weiterzulaufen. Schließlich müssen auch die Besitzer, die sich schweißtriefend bemüht haben, den Wagen wieder flott zu kriegen, das Gefährt im Stich lassen. Sie sind so verstört, daß sie gar nicht auf den Gedanken kommen, die Gäule abzuschirren und sich aufzuschwingen. Fluchend stürzen sie zu Fuß den vorauseilenden Gefährten nach, nur von dem einen Gedanken gepackt: Rechtzeitig hinkommen! Diamanten finden! Dort ist ein Wanderer vom Sonnenstich erstarrt und zusammengebrochen. Seine Augen starren glasig in die flimmernde Luft.

Weiter! Weiter! Die heiße Backofenluft des afrikanischen Mittags schlägt den Reitern ins Gesicht und benimmt fast den Atem. Die Lungen keuchen, vor den Augen flirrt und flimmert es. Mit wankenden Knien stolpern endlich die abgehetzten Tiere den Hang zur Colmannskuppe hinauf. Freytag und seine Kameraden springen ab und — schauen in ein tobendes, brüllendes Chaos.

Wohl sind erst einige dreißig Leute bis hierher gelangt, aber die benehmen sich bereits schlimmer als eine Horde von Wilden. Einer oder zwei von ihnen haben im ersten Anlauf ein paar kleine Diamanten gefunden, und ihr gellendes Jubelgeschrei hat die Erregung der übrigen zur Siedehitze angefacht. Noch atemlos von Ritt und Lauf, mit pfeifenden Lungen, knien die Leute im Sand, wühlen und scharren mit den bloßen Händen, unaufhörlich ... unaufhörlich.

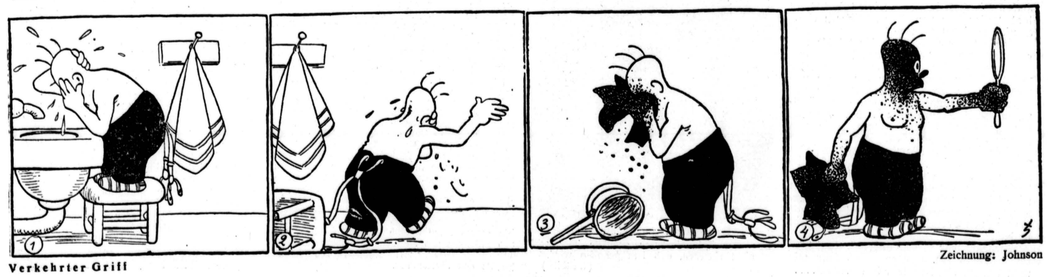
Samuel, der schwarze Vorarbeiter Mokats, ist mit ein paar Männern zusammengeraten, denen er vergeblich klar zu machen versucht, daß sie auf dem Gebiet seines Herrn sind. Es nützt nichts, daß er immer wieder nach den Pfählen mit dem Namen Franz Mokats zeigt, man stößt ihn zurück, flucht, schimpft — plötzlich zischt eine Peitsche durch die Luft. Heulend flieht der schwarze Samuel und mit ihm die übrigen Arbeiter.

„Das hier ist mein Land!"

Max Freytag ist auf einen in seinem Sande Wühlenden zugesprungen und hat ihn derb an der Schulter gepackt. Ein paar irre, unheimlich funkelnde Augen sehen verständnislos zu ihm empor. Ein dumpfes Knurren, dann stürzt sich der Mann wieder vornüber, wühlt ... wühlt ... wühlt ...

Und immer mehr, immer neue Diamantensucher kommen an. Schon knirschen die Wagenräder durch den Sand. Aus der Ferne pfeift durchdringend die kleine Lokomotive. Es ist den Leuten wirklich gelungen, den Zug auf der Station Lüderitzbucht abzulassen. Gott mag wissen, wer die Lokomotive führt. Aber an den Wagen hängen die Menschen wie dunkle Trauben, springen ab, noch bevor der Zug hält, stürzen sich schreiend auf die Sandfelder.

(Fortsetzung folgt.)



1) Verkehrter Griff 2) 3) 4)

Zeichnung: Johnson

Der Film erklärt uns technische Wunder

Kalt ... kälter ... am kältesten

Mit Bildern aus dem gleichnamigen Ufa-Kulturfilm

Es ist zu begrüßen, daß sich der deutsche Kulturfilm immer mehr an jene Stoffgebiete wagt, die eben nur mit Hilfe des Films der Allgemeinheit verständlich gemacht werden können. In der Biologie sind die Kulturfilmmämmer schon seit Jahren bemüht, die Geheimnisse der Natur filmisch zu entschleiern. Sie haben Wunderwerke geschaffen, die in der ganzen Welt Aufsehen erregten.

Die gleiche Aufgabe, nur auf technisch-physikalischem Gebiet, hat sich auch Dr. Martin Rikli gestellt. Was bisher für die große Masse ein Buch mit sieben Siegeln war, wird durch seine Kulturfilme zum volkstümlichen Anschauungsunterricht. Er macht mit Filmtricks und aufgezwungenen Film-

Hier wird flüssige Luft hergestellt
Im Vordergrund ein Sammelgefäß, aus dem flüssige Luft verdampft

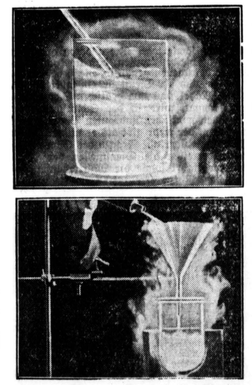
aufnahmeverfahren die schwierigsten physikalischen Vorgänge verständlich.

Der neueste Kulturfilm auf diesem Gebiet: „Kalt ... kälter ... am kältesten" beschäftigt sich mit der Kälte. Nicht mit der Kälte schlechthin, so wie wir sie am Körper empfinden, sondern mit jenen Minusgraden, bei denen selbst in festen Körpern die Molekülle erstarren. Eisen z. B. ist durchaus kein toter Körper, sondern in ihm bewegen sich die Molekülle. Nur Kälte vermag sie zum Erstarren zu bringen.

Wie kalt kann es nun werden? Mit dieser Frage beschäftigen sich die Forscher schon seit langem. Nicht nur aus theoretischem Interesse, sondern weil sich durch Kälteeinwirkungen Stoffveränderungen vollziehen, die u. a. auch auf industriellem Gebiet eine praktische Nutzanwendung finden. Die Forscher haben sinnvoll eingerichtete Anlagen erfunden, mit denen sie die Kältegrade erreichen. Es interessiert sie nicht, welche Kälte uns der Himmel beschert. Sie haben vielmehr die natürliche Kälte um Hunderte von Grad weiter gesenkt und verbissen mit den physikalischen Gesetzen gekämpft, ehe sie auf 273,16 Grad unter unsere Thermometer-Null gekommen sind. Und jetzt ringen sie um die letzten $^{5}/_{1000}$ Grad, die noch am absoluten Nullpunkt fehlen.

Was geschieht nun, wenn irgendwelche Stoffe so großer Kälte — die Weltraumkälte liegt nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen noch einige Grad über dem absoluten Nullpunkt — ausgesetzt werden? Der Film zeigt es an Versuchen.

Bei 190 Grad Kälte verflüssigt sich die Luft. Man kann sie dann in Thermosflaschen aufbewahren, die

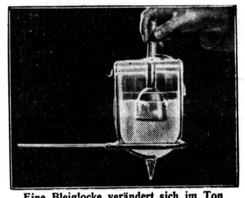


Flüssige Luft verdampft wie heißes Wasser und kann filtriert werden

vor Kälteverlusten und rascher Verdampfung schützen. Man wird sich allerdings hüten müssen, den Finger hineinzutauchen, denn die große Kälte würde sofort alle Gewebe zerstören und schwere Brandblasen erzeugen. Man kann mit dieser flüssigen Luft aber eine ganze Reihe anderer Experimente anstellen. Ein Gummischlauch zum Beispiel wird in der flüssigen Luft im Handumdrehen so hart und spröde, daß man ihn mit dem Hammer zerschlagen kann. Eine Nelke splittert wie Glas. Das filmisch und tonlich festgehaltene Experiment mit einer Bleiglocke zeigt, daß sich durch die Kälteeinwirkung und die dadurch bedingte Veränderung des inneren Gefüges des Metalls sogar der Ton verändern kann. Die Bleiglocke, die zuvor dumpf erklang, bekam bei 190 Grad Kälte einen hellen silbernen Klang.

Geradezu rätselhaft werden die Erscheinungen beim flüssigen Sauerstoff, den man bei 183 Grad Kälte aus der Luft erzielt. In diesem Element verbrennt zum Beispiel Eisendraht wie Zunder. Und wenn man etwa Holzkohle mit flüssigem Sauerstoff tränkt, dann entsteht ein Sprengstoff. Uebrigens wird der flüssige Sauerstoff auch als Sprengmittel beim Bau der Reichsautobahn verwandt.

Der Film zeigt ferner einen Versuch, wobei unter Verwendung eines starken Magnets der flüs-



Eine Bleiglocke verändert sich im Ton wenn man sie in flüssiger Luft kühlt

Bilder (6) Ufa.

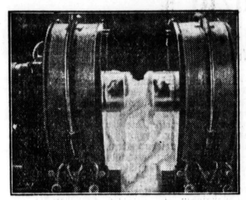
sige Sauerstoff durch die magnetischen Kraftlinien genau so gehalten wird wie Eisen. Wie eine Wasserfontäne schwebt die Flüssigkeit zwischen den beiden magnetischen Polen.

Bei 193 Grad Kälte gelingt es, der Luft den Stickstoff zu entziehen, der bekanntlich für unsere Düngemittelindustrie eine große Rolle spielt. Mit 247 Grad wird das Neongas, das wir von den Leuchtröhren her kennen, gewissermaßen aus der Luft verflüssigt. Und bei 253 Grad Kälte splittert sich der Wasserstoff ab. Mit Hilfe der Kälte läßt sich auch Helium, wie es unsere Luftschiffe zur Füllung brauchen, aus der Luft gewinnen. Die Amerikaner haben es einfacher. Dort sind Erdgasquellen vorhanden, die das Helium liefern. Wollten wir in Deutschland Helium erzeugen, dann müßten wir die Luft zunächst auf 269 Grad Kälte abkühlen, aber auch dann noch könnten wir nur ganz geringe Mengen gewinnen, denn eine Million Kubikzentimeter Luft enthalten nur etwa 5 Kubikzentimeter Helium. Es wären also gewaltige Anlagen notwendig, um die entsprechenden Mengen Heliums aus der Luft zu gewinnen. Aber was beim heutigen Stand der Technik und Wissenschaft noch nicht möglich ist, das braucht für die Zukunft durchaus nicht ausgeschlossen zu sein. Eine weitere aufschlußreiche Erkenntnis ergibt sich bei der Abkühlung eines Eisendrahtes auf etwa 269 Grad Kälte. Bei dieser Temperatur verschwindet fast jeder elektrische Widerstand. So kreist zum Beispiel ein auf induktivem Wege übertragener Strom noch stundenlang in einer Leitung, die auf 269 Grad abgekühlt war. Die Verluste an elektrischer Energie, die sonst entstehen, fielen bei der „gekühlten" Leitung weg.

Die Kälte verändert jede Materie — nur gegen gewisse Bakterienkeime ist sie machtlos. Und das gibt den Wissenschaftlern schwer zu denken. Man hat zum Beispiel Hefepilze sogelang in Wasserstoff bei 253 Grad Kälte gehalten, aber die Pilze überstanden die mörderische Tortur. Sie waren hinterher durchaus noch so munter und fortpflanzungsfähig wie zuvor. Diese Versuche und andere legen die Ueberlegung nahe, daß gewisse Bakterien unempfindlich durch die Weltraumkälte von einem Planeten zum anderen gelangen können ...

Wie man sieht, hat hier der Film ein Thema angepackt, das der Allgemeinheit im großen und ganzen verschlossen ist. Es ist jedoch der Ehrgeiz der Kulturfilmmänner, gerade dort ihre Arbeit anzusetzen, wo man für gewöhnlich keinen Einblick bekommt.

Heinr. Miltner.



Flüssiger Sauerstoff ist magnetisch

und schwebt, von den unsichtbaren magnetischen Kräften zwischen den beiden Magnetpolen gehalten, frei im Raum

Hier die Praxis

Neon, ein Gas, das die Leuchtröhren rot aufglühen läßt, wird bei 246 Grad Kälte durch Verflüssigung aus der Luft gewonnen

Die Natur auf der Leinwand

Abendfüllender Tierfilm in Vorbereitung

Unterredung unseres W.-Sch.-Mitarbeiters mit Paul Eipper

„Hallo, hier Paul Eipper. Jawohl, wir können uns sehen, ich muß zwar heute abend noch auf eine zehnwöchige Vortragsreise nach Westdeutschland, aber wenn wir uns um 6 Uhr zusammensetzen, bleibt uns bis zur Abfahrt um 8.30 Uhr noch Zeit genug für einen Plausch."

Aufgelegt ist der Hörer des Fernsprechers, hinaus geht es zu ihm nach Berlin-Zehlendorf bis dicht an den Waldrand, wo er in einer der stillen Straßen seinen „Ruheplatz", wie er uns selbst sagt, hat. Schon auf der Treppe, die zu seinem Arbeitszimmer führt, begegnen wir Bildern seines guten Kameraden, des Tieres, dem er sein ganzes Leben und Schaffen widmet. Und dann sitzen wir ihm in einem schönen, schlichten, Ruhe ausströmenden Raum gegenüber und brauchen nicht erst viele verbindliche Worte miteinander zu wechseln, sondern gehen gleich auf den Kern unseres Gespräches auf die Arbeit Paul Eippers, ein.

„Wenn ich in den nächsten Tagen im westdeutschen Industriegebiet zu meinen Filmen spreche, dann weiß ich," beginnt Paul Eipper unser Gespräch, „daß ich dankbare, aufgeschlossene Zuhörer habe, ebenso wie in Sachsen, wo die Anteilnahme an der Tierpflege und an einem besseren Verhältnis zwischen Menschen und Tier die gleiche ist. So gehe ich mit Freuden nach Westdeutschland, weil ich weiß, daß ich mithelfen kann, einige Hoffnungen und Wünsche zu erfüllen und gleichzeitig die Möglichkeit habe, Zehntausenden die Schönheit und Größe der Natur und der Lebewesen in ihr nahezubringen. Zwei Teile eines voraussichtlich in einigen Jahren herauskommenden abendfüllenden Filmwerkes sind bereits fertig, und zwar „Haustier" und „Menschenaffen". Die beiden nächsten werden die in Deutschland frei lebenden Wildtiere und eine Neubearbeitung von „Freude kommt vom Tier" umfassen. Wo ich auch immer bin, habe ich das Aufnahmegerät bei mir, um recht viel Material zusammentragen und verarbeiten zu können. Es kommt ja bei mir nicht darauf an, möglichst schnell einen Tierfilm zu drehen, ich habe Ruhe, sogar sehr viel Ruhe und Zeit, dann aber soll das Ganze sehr gut sein. Die Anteilnahme an der Tierhaltung und Tierpflege wird von Jahr zu Jahr stärker und das auch mit Recht, denn von seiten des Staates geschieht so unendlich viel, und das herrliche Bild wird sich in zwanzig Jahren bestimmt verändert haben. Erinnert sei hierbei nur an die überall ausgesetzten Eiche, an das Wisentwild und an die versuchsweise ausgesetzten Steinböcke. Für den Vorwurf zu meinem Film für freilebenden Wildtiere wird der Steinbock zugleich den südlichsten und der Elch den nördlichsten Punkt bedeuten. Der überhaupt erste Film „Freude kommt vom Tier" wird eine besondere Umgestaltung erfahren, um so ein geschlossenes Werk zustande zu bringen."

Wenn wir Paul Eipper von seinem filmischen Schaffen sprechen hören, dann müssen wir unwillkürlich immer wieder daran denken, wie wir ihn selbst in öffentlichen Vorträgen gehört haben und wie all das, was wir auf der Leinwand sehen, durch sein Wort erst richtig Gestalt annahm und uns zu einem unvergeßlichen Eindruck wurde. Wer mit so viel Liebe und solcher Hingabe an das Werk gestaltet, muß auch Erfolg haben, muß auch andere mitreißen und sie begeistern für die Schönheit und Größe der Natur.

„Oft denke ich darüber nach, daß man sich eigentlich immer wieder bemühen müßte, all das, was die Natur uns in so reichem Maße schenkt, im Bilde festzuhalten und kein Wort dazu zu sprechen. Die Sprache der Natur ist stärker als die der Menschen, sie bedarf nur ihrer selbst, und so können wir nur staunend bewundern."

Wir müssen einestells Paul Eipper zustimmen, können uns aber anderseits den Einwand nicht ersparen, daß wir ja mehr oder minder durch unseren Alltag in eine so bestimmte gedankliche Ausrichtung eingeengt sind, daß wir oft an diesen uns in reicher Fülle dargebotenen Schönheiten der Natur achtlos vorübergehen. Und so brauchen wir Menschen wie Paul Eipper, die auf Grund ihrer Innerlichkeit, ihrer christlichen Ueberzeugung und Einstellung die Fähigkeit haben, uns die Augen zu öffnen, uns zu führen und damit teilhaben zu lassen am Naturerlebnis.

Wie Paul Eipper zum Film kam? Es klingt etwas romantisch und ist doch das Ergebnis einer Entwicklung, die durch den Zufall ihre Auslösung fand.

„Einen Augenblick, hier müssen meine Tagebuchaufzeichnungen etwas nachhelfen. Es war am 21. Januar 1932, also vor sechs Jahren, in Bochum, wo ich im dortigen Rathaus nach einem Vortrag mit stehenden Bildern — heute habe ich bereits 700 Vorträge einschl. der Arbeit beim Funk hinter mir — mit einem bekannten Arzt zusammentraf, der mich dazu anregte, aus den stehenden Bildern einen Film zu entwickeln. So kam ich zur Schmalfilmkamera, die von nun an mein treuer Begleiter wurde. Viel Material mußte verknipst, viel Lehrgeld bezahlt werden, aber dann hatte ich mich soweit durchgebissen, daß der erste Niederschlag meiner Arbeit auch filmisch befriedigen konnte. Aber Gott sei Dank, man kennt bekanntlich nie aus, und so hoffe ich, auch filmtechnisch mich noch immer weiter zu verbessern. Sicher ist jedenfalls, daß ich durch den Film ein herrliches Instrument zur Verfügung habe, mit dem ich immer wieder vorstoßen kann für ein größeres Verständnis für unsere Kameraden, die Tiere."

Wilhelm Schnauck.

Spanische Filmproduktion in Deutschland

Die spanische Filmindustrie, die durch den Ausbruch des Bürgerkrieges in Spanien ihre Arbeit einstellen mußte, hat jetzt wieder ihre Produktion durch die spanische Filmgesellschaft Hispano aufgenommen. Dieser Tage ist in den Ateliers der „Efa" in Berlin-Halensee mit den Arbeiten zu dem ersten spanischen Großfilm, der auf deutschem Boden gedreht wird, begonnen worden. Es ist „Der Barbier von Sevilla". Die Hauptdarsteller des Films sind ausschließlich spanische Künstler, während die Komparserie von deutschen Kräften gestellt wird. Regie führt Benito Perojo. — Unser Bild zeigt den nationalspanischen Botschafter in Berlin, Marquese de Margas, im Gespräch mit spanischen Schauspielern während einer Aufnahmepause. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die kleine Diebin

Als Gretchen eines Morgens ihre Mutter dabei überraschte, wie diese gerade ihr Gesicht mit einer duftenden Creme behandelte, war sie fast sprachlos. „Mutti", sagte sie mit der ganzen Empörung ihrer 16 Jahre, „hast Du denn so etwas nötig? Bei Deiner schönen glatten Haut"? „Wahrscheinlich", sagte Frau Lindner lächelnd. „Wenn Du erst so alt bist wie ich, wirst Du es genau so machen." „Niemals, Mutti, darauf kannst Du Dich verlassen!"

Spornstreichs rannte Gretchen zu ihrer Freundin Inge, um ihr die schreckliche Entdeckung unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit anzuvertrauen. Merkwürdigerweise war Inge aber gar nicht empört. „Deine Mutter hat vollkommen recht. Soll sie zusehen, bis sie alt und runzlich wird, oder ist es Dir nicht lieber, daß Du noch lange, lange eine junge Mutter hast, die man oft für Deine Schwester hält? Im übrigen geltede ich Dir ganz offen, ich pflege meine Haut ebenfalls. Weißt Du noch, wie gräßliche Mitesser und Pickel ich hatte?" „Na und?", fragte Gretchen gespannt. „Wie hast Du sie wegbekommen?" „Will ich Dir verraten: mit Marylan-Creme."

Nachdenklich ging Gretchen nach Hause. Mutter war ausgegangen. Muß doch mal sehen, dachte Gretchen, was Mutti für eine Creme nimmt. Wie verblüfft war sie, als sie im Nachttisch der Mutter Marylan-Creme entdeckte. „Also dieselbe Creme, die Inge nimmt! Ob ich es auch mal versuche?" Aus dem einen Mal — ach wie erfrischend, dachte Gretchen — wurde eine regelmäßige Behandlung, natürlich aus Mutters Dose. Und als Frau Lindner eines Tages die auffallende Verschönerung von Gretchens Haut bemerkte, wurde ihr auf einmal klar, warum ihre Marylan-Creme jetzt immer ein so rasches Ende fand! „Dummes Mädel, hättest Du ein Wort gesagt, hätte ich Dir eine Dose geschenkt. Jetzt mußt Du Deiner alten Mutter keine Vorwürfe mehr machen." „Alte Mutter". sagte Gretchen und flog ihr um den Hals. „Mutti, Du sollst Deine Haut immer mit Marylan Creme pflegen, damit Du so lieb, so süß, so jung bleibst wie heute!" Jeder, der Marylan Creme verwendet, macht die gleiche, beglückende Erfahrung. Aber man muß sofort handeln. Warten Sie keinen Tag! Der Marylan-Vertrieb sendet Ihnen ja kostenlos eine Probe der Marylan Creme. Zahlreiche freiwillige Dankschreiben, darunter auch viele von Aerzten, liegen vor, und alle Verbraucher äußern sich begeistert über die Wirkung der Marylan Creme. Schon der Versuch, der nichts kostet, wird Sie beglücken! Schneiden Sie den Freibezugsschein aus, legen Sie ihn in einen mit 3 Pf. frankierten Umschlag, der offen bleibt und auf der Rückseite den Absender trägt. Sie erhalten — gleichfalls umsonst — das wichtige Buch über die beste Schönheitspflege. Es wird Sie interessieren, daß der Marylan-Vertrieb zwei Neuschöpfungen herausgebracht hat: Marylan-Zahnpasta „Myrrhengold", ein besonders wirksames Mittel zur Pflege von Zähnen und Zahnfleisch, und Marylan-Schönheitsseife eine hochwertige und milde Seife von zartem Duft. — Meine Erzeugnisse sind in den einschlägigen Geschäften zu haben.

Freibezugsschein: Marylan Vertrieb, Berlin 134, Müchlerstraße 22. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme, das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen und Druckfachen über Seife und Zahnpasta.

Welt der Frau

Die Frau von Fünfzig

Der Vorzug der Reife - Vom Zauber der Persönlichkeit - Körperpflege und Kleidung

„Das Leben beginnt mit Vierzig" ist das allgemeine Schlagwort. Folglich braucht keine Frau von fünfzig Jahren sich etwa alt und abgetan zu fühlen. Auch sie soll sich Mühe geben, noch gut auszusehen, soll ihr Aeußeres pflegen, damit sie selber an sich Freude hat und auch andere sich an ihrem Anblick erfreuen können. In der ersten Jugend ist das junge Mädchen fast immer irgendwie reizvoll, da strahlen Jugend und Lebensfreude aus jeder Bewegung, aus jeder Miene, — da braucht sie noch nicht viele Mühe daran zu wenden, ihr Aeußeres zu pflegen. Ist aber eine Frau an die Grenze der Fünfzig herangekommen, so muß sie schon nach anderen Grundsätzen handeln; da heißt es, sich mit und korrekt anzuziehen, den Körper zu pflegen und aus sich das zu machen, was noch irgend aus einem zu machen ist. Meist hat die Frau von fünfzig Jahren erwachsene Kinder, die schon für sich selber sorgen, so daß sie also wieder viel mehr Zeit für sich hat als in den dreißiger und vierziger Jahren. Hinzu kommt, daß in den meisten Fällen auch die äußeren Lebensumstände so sind, daß sie sich erlauben kann, etwas mehr für sich zu tun, als sie früher getan hat.

Das eine darf man nicht vergessen, daß die Frau von Fünfzig gegenüber der jüngeren Frau einen ungeheuren Vorzug hat: nämlich den der größeren Reife und Erfahrung. Diese beiden Dinge helfen die Persönlichkeit schaffen, und kraft dieser Persönlichkeit kann die Frau weit mehr Anziehungskraft ausüben als es der jüngeren und ungewandteren Frau, die noch kein eigentliches „Gesicht" hat, möglich ist.

Die Frau von Fünfzig muß sich darauf einstellen, die wirklichen Werte des Lebens an sich heranzuziehen. Es ist falsch, sich über die laufend kleinen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens zu ärgern — Ereignisse, die einen in der Jugend aus dem Gleichgewicht bringen können, sieht man in reiferen Jahren mit größerer Duldsamkeit an; man nimmt auch das Unangenehme hin in der Ueberzeugung, daß es ja schließlich nur ein Uebergang ist und daß man gerade in schwierigen Lagen am besten zeigen kann, was man wert ist. Aus dieser ganzen Einstellung kann eine Harmonie des Wesens entspringen, die alle andern Menschen unendlich wohltuend berührt und dazu beitragen kann, gerade die reife Frau zum Mittelpunkt eines Kreises zu machen.

Sehr viel Sorgfalt muß die ältere Frau auf die Pflege ihres Haares verwenden, weil nur ein jugendliches Gesicht die etwas ungebändigte Haarfülle verträgt. Bei der älteren Frau muß die Frisur schon korrekt sein, wenn nicht die ganze Erscheinung unvorteilhaft wirken soll.

Was die Kleidung der Frau von Fünfzig betrifft, so soll sie für den Hausgebrauch dunkle Farben wählen, also dunkelblau, dunkelgrün — auch grau kann sehr gut aussehen, während Schwarz mehr zu vermeiden ist, da es die Jahre unnötig hart macht. So entzückend Schwarz bei jungen Frauen aussehen kann, so wenig reizvoll wirkt es bei älteren. Wenn man schon Schwarz trägt, muß man es durch sehr viel Weiß oder einen farbigen Besatz mildern. Für Abendkleider sind für die Frau von Fünfzig Pastellfarben am schönsten. Man braucht sich also nicht immer in dunkle Gewänder zu hüllen, sondern kann auch ruhig hellere Farben tragen, wenn sie nur nicht schreiend sind. Eine art abgetönte, gedämpfte Farbe kann bei einer Frau von Fünfzig ganz bezaubernd aussehen.

Eine Viertelstunde täglicher Gymnastik ist sehr zu empfehlen, denn Beweglichkeit des Körpers ist eine Eigenschaft, die jede Frau möglichst lange festhalten sollte.

Da jedes Alter seinen besonderen Reiz hat, sollte sich auch die Frau von Fünfzig sagen, daß sie sich Mühe geben muß, den Reiz ihres Alters zur Geltung zu bringen.

A. S.

Mund und Zähne ... wollen auch gepflegt sein

Schuld an Zahnleiden und schlechtriechendem Atem sind oftmals Stoffwechselstörungen. Diese wie Magenleiden, eitriger Halsbelag oder Mandelentzündungen sind vom Arzt zu beseitigen, wenn die Mundpflege von wirklichem Erfolg begleitet sein soll.

Mundpflege heißt: täglich zweimal mindestens, also morgens und abends, gründliches Zähneputzen und Gurgeln sowie zweimaliges Spülen. Putzen nach allen Richtungen. Voraussetzung: harte, gut getrocknete und stets peinlich saubere Zahnbürste, mindestens alle vier Monate durch eine neue Bürste ersetzt. Zweimal in der Woche eine Generalreinigung aller Zahnzwischenräume mit einem ausgekochten, starken Faden. Zahnstein muß vom Zahnarzt beseitigt werden. Die eigene Handhabung spitzer Instrumente führt sehr leicht zu Verletzungen des durch Schmelz nicht geschützten Zahnhalses. Scharfe Mundwässer mögen bei der Benutzung angenehm sein, doch sind sie nicht unbedingt notwendig. Ein gesunder Organismus erzeugt im Mundspeichel alle Chemikalien, die der Erhaltung der Zähne dienen. Häufige Massage des Zahnfleisches mit den Fingerspitzen ist auszuzeichnet. Ebenso wirksame Zahngymnastik ist der Genuß harten Brotes. Gutes Kauen mit guterhaltenen Zähnen verhütet wieder Magenleiden, so daß der Kreis sich schließt. Alle Vierteljahre regelmäßig die Zähne von dem behandelnden Zahnarzt untersuchen lassen!

Der Mund muß ebenso gepflegt sein. Risse in den Mundwinkeln müssen mit reinen Fetten eingerieben werden. Eitrige Entzündungen an allen Teilen der Lippen sind sehr gefährlich und bedürfen der fachärztlichen Behandlung. „Mundgymnastik" erhält die Lippenumrisse frisch und verhütet die allmachenden Lach- und Sorgenfalten von der Nase zu den Mundwinkeln. Häufiges Einfetten der Lippen über Nacht verschönt sie in Form und Farbe.

Schwestern im Volke

Schon im kleinen Mädel, das mit Kinderwagen und Puppe spielt, liegt der Sinn für das Mütterliche und Betreuende. Ganz vertieft in die Arbeit, tut es alle Griffe und Handreichungen genau so wie die Mutter es vorgemacht hat. Dieses mütterliche Gefühl wächst im Kinde weiter und wartet auf den, der es zur Entfaltung bringt. Während der junge Mann die Auseinandersetzungen mit dem Leben sucht, einen Beruf findet, der feste Fäuste oder einen klugen Kopf braucht, ist das junge Mädchen in vielen Fällen innerlich noch unentschlossen, wie es sich sein Leben bauen soll. Nicht allen ist es gegeben, im gesicherten Kreis der Familie auf den künftigen Mann zu warten. Für die meisten ergibt sich schon bald nach dem Verlassen der Schule die Notwendigkeit, den elterlichen Fleischtopf auf irgendeine Weise zu entlasten, denn oft sind noch jüngere Geschwister da.

In diesem Zeitpunkt reden die Mütter gerne ihren jungen Töchtern zu, einen **Beruf** zu ergreifen, der möglichst bald etwas einträgt. Das sind aber gerade nicht immer diejenigen Berufe, die jungen Mädchen etwas für das Leben geben können. Und so kommt es dann, daß manche Ehe nicht so glücklich ist, wie beide Teile es von ihr erwarten. Viele Mädchen suchen aber einen **Beruf, der ihr Herz fordert**, ihre mütterlichen Gefühle und ihre freudige Anteilnahme. Da gibt es nur **einen** Beruf, den jedes Mädel mit Begeisterung wählen kann und der ihr alle Erfüllung bringen wird — den Schwesternberuf. Er ist so vielseitig in seinen Erscheinungen, in seiner Wirksamkeit und seiner Schönheit, daß jedes Mädchen seine Eigenart und Persönlichkeit darin erschöpfen kann. Dieser Beruf gibt aber seinen Trägerinnen nicht nur Freude, Erfüllung und praktische Erfahrungen fürs Leben, sondern er fordert auch den vollen Einsatz, Verantwortungsbewußtsein und Liebe zum Volk. Schwester sein heißt nicht nur eine Tracht tragen, sondern dem Volke dienen, gleichgültig, ob die Pflicht in den Sälen der Krankenhäuser, in den Stationen des Roten Kreuzes, in den Kinder- und Mütterheimen der NSV., weit draußen als Gemeindeschwester im Dorf oder in den Erntekindergärten an der Grenze erfüllt wird. Schwester sein heißt aber auch nicht abgeschlossen sein von der Welt, vom Leben und von der Schönheit, denn das deutsche Volk braucht

Mit großen und kleinen Kindern kommen die Mütter zur NS.-Gemeindeschwester, um sich Rat und Hilfe zu holen. Photos (4) NSV.-Reichsbildarchiv.

Mit den ihr anvertrauten Kindern hat die Gemeindeschwester schnell enge Freundschaft geschlossen!

Schwestern, die den Kampf besahen und die Freude — Schwestern, die gute, lindernde Hände haben, die nicht festginiert im Schoße liegen, sondern auch kräftig zupacken können. Es ist dafür gesorgt, daß sie auch ihre freie Zeit haben, daß sie ihren Urlaub bekommen und daß die Verbindung mit der übrigen Welt nicht abreißt. Wer sich einmal dem Schwesternberuf verschrieben hat, der kommt nicht so leicht wieder von ihm los. Es ist selbst für die, die heiraten, ein schweres Abschiednehmen von ihrem Beruf, den sie liebgewonnen haben und der ihnen Lebensaufgabe und -schule war. Die anderen aber, die im Beruf bleiben, wissen, daß sie dem deutschen Leben dienen genau so wie junge Mütter, denn auch ihr Dienst ist ein mütterlicher.

Das Mädel, das zum deutschen Schwesterndienst kommt, wird in der Schwesternarbeit bald einen wirklichen und guten Beruf gefunden haben, der mehr gibt als er nimmt.

H. G.

(Auskunft über alle Fragen des Schwesternberufes erteilen die Dienststellen der NS.-Volkswohlfahrt sowie die Mütterhäuser des Deutschen Roten Kreuzes.)

Nach des Tages Last und Mühe finden die NS.-Schwestern sich in der Schwesternstation zur Erholung und Ausspannung zusammen.

Schwestern müssen die Anatomie des Menschen kennen; hier wird ihnen das Notwendigste am Modell „demonstriert".

Haus, Hof und Garten

Was bei der Anlage eines Siedlergartens zu beachten ist

Siedeln bedeutet: In Verbindung treten mit der Natur, ein Stück Land betreuen, ihm Saat anvertrauen und die Ernte einbringen.

Wenn man in diesem Sinne an das Siedlungsproblem herantritt, so muß sich etwas Rechtschaffenes ergeben. Haus und Garten müssen zur Einheit verschmelzen, sie müssen ineinander aufgehen, praktisch und doch schön und vor allem zweckentsprechend sein.

Gar allzuoft ist der Garten das Stiefkind. Das Haus wird nach einem wohldurchdachten Plan gebaut. In präziser Gesetzmäßigkeit wird Stein auf Stein gefügt, so wie es der Baumeister in seiner Zeichnung angegeben hat. Auf diese Weise entsteht ein solider Bau, der jahrzehntelang allen Anforderungen entspricht, die an ihn gestellt werden.

So soll man auch bei der Anlage des Gartens zu Werke gehen. Es genügt nicht, wenn wir das Land umgraben, hier einige Beete anlegen, dort einen Baum pflanzen und nun auf Höchsterträge warten. Ein solcher Garten wird seinem Besitzer nie reine Freude bereiten. Wir müssen auch den Garten nach einem wohldurchdachten Plan anlegen und hierbei auf alle wichtigen Faktoren achten. Ganz besondere Sorgfalt muß bei der Anlage eines kleinen Gartens aufgewendet werden, weil dieser bei kleinen Raumverhältnissen doch all das hervorbringen soll, was man eben von einem Garten erwarten kann.

Wir stellen bei einem Siedlergarten die Nützlichkeit, d. h. den Ertragwert in den Vordergrund. Es wäre nun falsch, gänzlich auf Blumen, Rasen, Ziersträucher und Ziergehölze zu verzichten. Was kann uns ein Garten sein, wo keine Blumen blühen, wo nicht ein Fliederbusch, eine Rose oder ein Jasmin alljährlich uns erfreuen? Es müssen nicht immer üppige Blütenbüsche sein, die weit über den ihnen zugewiesenen Platz hinauswachsen. Es soll vielmehr ein schlichter, freundlicher Blumenschmuck sein, der im rechten Verhältnis zu Haus und Garten steht. Grundsätzlich soll jeder Garten in der zweckmäßigsten Weise aufgeteilt werden. Hierbei sind zu berücksichtigen Größe, Lage, Nachbarschaft, Himmelsrichtung, Bedarf an Erzeugnissen und die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte. Im Kleingarten ist diese Einteilung besonders schwierig, weil wir hier mit jedem Fußbreit Boden rechnen müssen. Wir laufen hierbei vielfach Gefahr, nicht genug oder zu viel unterzubringen. Beides ist vom Uebel. Es ist sorgsam zu überlegen, was notwendig unterzebracht werden muß, jedoch dürfen wir z. B. bei der Obstpflanzung nicht die vorgeschriebene Mindestweite außer acht lassen. Vergessen wir also nicht zu beachten, daß Aepfel-, Birnen-, Kirschhochstämme eine Entfernung von 8 bis 10 Meter, Sauerkirschen- und Pflaumen-Hochstämme eine Entfernung von 5 bis 6 Meter haben müssen. Busch- und Pyramidenform, soweit sie auf Zwergunterlage stehen, pflanzt man etwa 4 bis 6 Meter weit. Spindeln, Schnurbäume benötigen 1 Meter Abstand voneinander. Johannis- und Stachelbeerbüsche pflanzt man in einer Entfernung von 1,5 Meter, Himbeeren in 50 Zentimeter. Die Pflanzweite bei Erdbeeren beträgt etwa 40 bis 50 Zentimeter.

Bei der Sortenwahl sind Klima, Boden und der häusliche Bedarf zu berücksichtigen. Man wähle nur solche Sorten, die in der betreffenden Gegend auch tatsächlich gedeihen. Die Landesbauernschaften haben für ihren Bezirk Obstmusterlisten herausgegeben, in welchen die für die betreffenden Gegenden in Frage kommenden Obstsorten angegeben sind. Wichtig ist ferner, daß die Anpflanzung so vorgenommen wird, daß keine unnützige Beschattung des Gartens erzielt wird. In den nebenstehenden Gartenentwurf sind die Obstbäume so angeordnet, daß sie das Grundstück nicht unnütz beschatten. Aus Raummangel konnte nur ein Kirsch-Hochstamm, dafür aber drei Buschobstbäume im Abstand von 4,50 Meter vorgesehen werden. Ferner sind an der Ostseite des Gartens acht Aepfel- und Birnen-Schnurbäume sowie sieben Johannisbeeren untergebracht. Zehn Stachelbeeren werden in Stämmchenform an die Enden der Gemüsebeete gepflanzt. Himbeeren bilden in ½ Meter Entfernung vom Zaun den Abschluß zur Südseite. Es kann also bei richtiger Einteilung auch im kleinsten Garten eine ganze Anzahl Obstgehölze untergebracht werden.

Die Wegflächen sollen stets auf ein Mindestmaß beschränkt werden, denn ihre Instandhaltung erfordert immer Arbeit. Sie sollen lediglich das Grundstück erschließen und möglichst direkt auf ihr Ziel zuführen. Der Hofraum aber darf in einem Siedlergrundstück nicht zu klein bemessen werden.

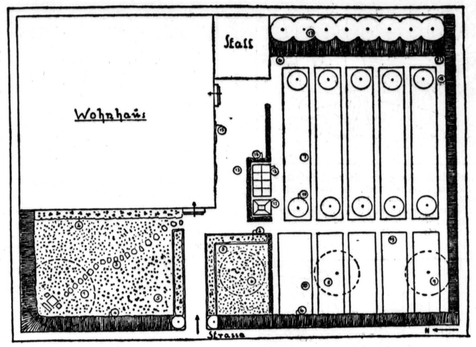
In vorliegendem Plan sind fünf Gemüsebeete mit insgesamt 42 Quadratmeter vorgesehen. Auf dieser Fläche kann der Bedarf für eine vierköpfige Familie bei drei bis vier Gemüsegängen pro Woche herangezogen werden. Es ist allerdings erforderlich, daß die Beete in exakter Fruchtfolge bestellt werden. Wir bearbeiten heute unsern Garten im Sinne der Erzeugungsschlacht und müssen ganz besonders bestrebt sein, auf jeder Fläche gute Erträge herauszuholen. Eine rationelle Ausnutzung würde folgende dreimalige Bestellung je Jahr sein: 1. Beet: 1. Anbau Frühblumenkohl. 2. Anbau Buschbohnen. 3. Anbau Feldsalat. 2. Beet: 1. Anbau Frühwirsing und Frühkrautkraut. 2. Anbau Buschbohnen. 3. Anbau Spinat. 3. Beet: 1. Anbau Frühweißkraut. 2. Anbau Erbsen und Gurken. 3. Anbau Grünkohl. 4. Beet: 1. Anbau Frühkohlrabi und Karotten. 2. Anbau Kopfsalat und Weißkraut. 3. Anbau Spinat. 5. Beet: 1. Anbau Spinat, am Rand Salat. 2. Anbau Kohlarten. Ein etwa 6 Quadratmeter großes Beet ist für Suppenkräuter, Zwiebeln, Sellerie, Radieschen usw. gedacht. Die erforderlichen Pflanzen sollen in einem durch eine Hecke von Winden geschützten Frühbeet nach Möglichkeit selbst herangezogen werden. Auf vier Beeten mit insgesamt 18,5 Quadratmeter Fläche sind Erdbeeren vorgesehen, von denen man bekanntlich nie genug haben kann.

Auch ein Brunnen mit einem Bassin ist projektiert, denn bei einigermaßen günstigen Grundwasserverhältnissen ist dieser billige Wasserspender wohl am Platze. Zur Straße hin schließe ich den Garten durch eine Sträucherhecke ab. Es können dies Maulbeersträucher sein, deren Blätter zur Fütterung an Seidenraupenzüchter abgegeben werden oder auch Ziersträucher, die durch Blüte, Blattfärbung, Fruchtbehang und Frühjahrsaustrieb erfreuen. Rechts und links vom Eingang sind Staudenbeete angelegt. Die Stauden sollen abwechselnd vom zeitigen Frühjahr bis in den tiefen Herbst hinein blühen. Ich denke hierbei an Lebkojenchen, Primeln, Veilchen, Doronicum, Hornveilchen, Margeritten, Phlox, Rittersporn, Helenium, Pfingstrosen, Spiraea, Herbstastern, Chrysanthemen u. a. Man wähle nur solche Stauden, die keines Winterschutz benötigen, die also nicht viel Arbeit machen. Länge des Hauses sollen Rosen und als Einfassung des Beetes niedrige Sommerblumen, z. B. Phlox drummondi, Zinnerarien angepflanzt werden. Die Hauswände sollen soweit als möglich mit Spalierobst, Wein oder Selbstklimmer bepflanzt werden.

Der Erholung dient der Gartenteil vor dem Hause. Unter einem Kirschbaum ist ein Sitzplatz eingerichtet. Trittsteine im Rasen verlaufen deutlich den Weg an. Der Rasen wird kurz geschnitten und kann als Tummelplatz für die Kinder dienen, soweit diese nicht auf dem Hof spielen. Hier in diesem, von Sträuchern umgebenen Wohngarten spielt sich ein großer Teil des Familienlebens ab, hier werden die Mahlzeiten eingenommen und der Feierabend verbracht.

So kann auch der kleine Garten seinem Besitzer materiellen Nutzen, Freude und Erholung in reichem Maße bieten, vorausgesetzt, daß er mit Verständnis und Liebe darauf verwandt und bewirtschaftet wird.

Martin Lohrenbeck.



Siedlergarten von 300 qm Größe (20×15 m) Zeichnung: Lohrenbeck M

Zeichenerklärung: (1) großer Kirschbaum, (2) Blütenstauden und Sommerblumen, (3) Plattenweg, (4) Deck- und Ziersträucher, (5) Rasen, (6) Apfelspalier, (7) Gemüsebeete, (8) Birnenbusch, (9) Pflaumenbusch (10) 10 Stachelbeerstämme, (11) Brunnen und Bassin, (12) Frühbeet, (13) Hofraum, (14) Ligusterhecke, (15) 2 Weinstöcke, (16) 7 Johannisbeersträucher, (17) 4 senkrechte Birnen und 4 senkrechte Birnen-Kordon (18) Himbeeren, (19) Erdbeeren, (20) Küchenkräuter, (21) Kompost

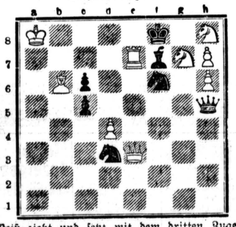
Die Uhr im Hause

Technische Geräte können nur durch sachliche Formgebung befriedigen, sobald man ihr Gehäuse architektonisch „gestalten" will, werden sie häßlich und lächerlich. Deshalb sind auch Radioapparate und Uhren für jeden, der Augen hat zu sehen, wahre Schmerzenskinder. Innen sitzt ein akkurates Werk eines Meisters und Könners, die Fassade ist dagegen seiner nicht würdig.

Diese Worte sind nicht gesprochen für die saubere Uhr, die wir hier abbilden. An ihr ist nichts zu tadeln: klar und deutlich das Zifferblatt, erste Bedingung, geschmackvoll und schön die Aufmontierung auf ein einfaches Nickelgestell, so steht sie in der Nachbarschaft einer hübschen Vase auf einem Büfett, mit nichts anderem beauftragt, als unaufällig und darum sehr gefällig anzuzeigen: seht, es ist gleich dreiviertel sechs!

Geschenk für den Hausherrn (Deike M)

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (16): Weiß (9): Ka8; De3; Lb6; Sa7 und h8; Te7; Bb4; h6 und h7. — Schwarz (7): Kf8; Dd5; Lf7; Sd3 und f6; Bc6 und d6.

Buchstabenversetzung.

eeehrst	Weiblicher Vorname
eeehin	„ „
behit	„ „
agin	„ „
aadgmr	„ „
eitlott	„ „
aaenrt	„ „
aafprt	Männlicher Vorname
afoortt	„ „
aeelmnu	„ „
behilnor	„ „
aiflnofu	„ „
adderu	„ „
cehprrtu	„ „

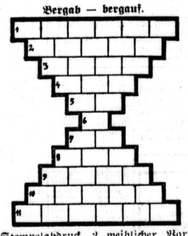
1. Stempeladruck 2. weiblicher Vornamen 3. Hausstrick, 4. rumänisches Zahlungsmittel. 5. tierisches Erzeugnis 6. Schiffsteil. 7. persönliches Fürwort. 8. Witterungsanzeigis 9. Berg in Tirol, 10. Bahnschiene, 11. Briefverschluß.

Durch Versetzung der Buchstaben sind die betreffenden Namen zu bilden. Hat man diese gefunden, so erhält man in deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Helden aus den Freiheitskriegen. Die weiblichen Namen ergeben den Vornamen, die männlichen den Zunamen.

Kapselrätsel.

Eingeladen war zu einem Feste ich,
Dort bewegt' in einem großen Raum ich mich,
Und in diesem konnte ich dann seh'n
Drei bekannte Tiere vor mir steh'n,
Zwei davon gehören an dem Hause.
Und das dritte dient zu leckrem Schmause
Nenn' den Raum mir nun, wo dies geschah,
Und alsbald sind auch die Tiere da.

Bergab — bergauf.



Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Scherzrätsel.

Ich bin bekannt
In Stadt und Land,
Obgleich du mußt um mich zu flehn,
In den Zoologischen Garten gehn.
Höchstens ergötz' ich neugierig Laffen
In Gemeinschaft mit einem Kamel und Affen.
Ich bin der Tanzkunst wohlerfahren,
Leicht kenntlich an meinen zottigen Haaren;
Und naht der Winter, der kalte Gesell,
Hüllt man sich gerne in mein Fell!
Ich gelt' als brummiger Kumpan,
Doch schwärm' ich sehr für süßigkeiten,
Der Honig hat mir's angetan.
Drum muß ich oft durch Bienen leiden.
Scheinbar recht täppisch geh ich,
Doch klettern das versteh ich —
Nun rate mich, es ist nicht schwer:
Doch wenn du denkst, ich sei der Bär,
Mein lieber Freund, so irrst du sehr!

Buchstabenrätsel.

— — . — — Kernobst
— — . — — Fürstenschmuck
— — . — — Wollgewebe
— — . — — Waffe
— — . — — Gemüse
— — . — — Gesellschaftsklasse
— — . — — Münze
— — . — — Lebhaberei
— — . — — Ackergerät
— — . — — Gebirge

Man suche die bezeichneten Wörter, deren mittlere, durch Punkte angedeutete Buchstabenreihe ein Wintervergnügen ergeben. Die Anfangsbuchstaben der Wörter sind:
B — K — L — S — S — K — R — S
K — T.

Auflösung der Schachaufgabe: 1. Td5—e5, beliebig; 2. D oder S matt.

Dominoaufgabe: Entsprechend den Augen auf den Dominosteinen setzt man an deren Stelle den durch ihre Zahl bezeichneten Buchstaben und erhält so: „Auf Flut folgt Ebbe."

Einfügungsaufgabe: Medea. Hekabe. Mese — Delade.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Klausthal. 2. Land. 3. Anne. 4. Uhr. 5. Togo. 6. Herr. 7. Aron. 8. Lyzeenne. 9. Oere. 10. Krog. 11. Orne. 12. Rahe. 13. Aron. 14. Bonn. — Diagonale 1—15: Kantilene.

Bilderknotenrätsel: Korbsessel — Oese. Trinkbecher — Ecke. Landstuecht — Satz. Abszissen — Sieb. Edelmarder — Dame. Ziehharmonika — Imker.

Bilderrätsel: Auf Erden lebt kein Menschenkind, an dem man keinen Mangel sind't.

Aufgabe: Die römischen Zahlen „IV" und „IX".

Geographisches Scherzrätsel: 1. Besedon (Be sei Don). 2. In „Bodenheim". 3. In „Oschatz".

Lustige Spottvögel

In vollem Umfange

„Papa, dem Onkel Artur scheint doch die Entfettungskur nichts genützt zu haben."

„Wieso?"

„Nun — er schreibt doch hier auf dieser Karte: Ich habe meine Geschäfte wieder in vollem Umfang aufgenommen!"

Schottisch

Brown hat die Tochter eines Schotten geheiratet.

„Na", fragt ihn der Freund, „viele Hochzeitsgeschenke bekommen?"

„Doch von allen Seiten, meistens Silber!"

„Und was hat dein Schwiegervater dir geschenkt?"

„Der? Eine kleine Dose mit einem Mittel zum Silberputzen!"

*

„Man kann über zu kleine Schuhe sagen, was man will, einen Vorteil haben sich jedenfalls ..."

„Wieso?"

„Man vergißt darüber alle anderen Sorgen!"

*

Es war in der Bar zur „Bunten Birne". Das Wort Galilei fiel.

„Wer war Galilei?"

„Ein Entdecker!"

„Was hat er denn entdeckt?"

„Daß die Erde sich dreht."

Stiffel nickte: „Aha! Auch ein Betrunkener!"

Nachhaltige Wirkung

„Sie schauen miserabel aus."

„Jawohl ... vor drei Wochen habe ich zuviel Sekt getrunken."

„Und das wirkt jetzt noch?"

„Nein, aber bezahlen soll ich ihn jetzt!"

Auch eine Spende

„Was soll das, Mare? Du hast versprochen, das Beste für die Bowle mitzubringen, und jetzt kommst du mit 'nem Glas gesalzener Fische an!"

„Das ist das Beste — — macht mächtigen Durst."

Schwerfällig

„Darf ich dich küssen?" flüsterte er schüchtern.

Keine Antwort.

„Bist du taub, Liebliste?"

„Bist du gelähmt?" war die Gegenfrage.

*

„Hören Sie, Herr Wirt, Sie müssen Ihren Hund besser erziehen und ausgiebiger füttern. Solange ich esse, sitzt das Biest vor mir und wendet sein Auge von meinem Teller. Ich soll ihm wahrscheinlich was geben."

„I wo, der Hund ist satt; er weiß aber, daß Sie den Teller haben, auf dem er sonst sein Fressen kriegt." (Fliegende Blätter.)

*

„Eine Rückfahrkarte, bitte."

„Wo wohin?"

„Bis nach hier zurück."

*

Ein Schattenriß

Der Bücherwurm
Zeichnung: Otto Stein (M).

„Ich danke Ihnen für die zwei Fahrten!"
„Wieso zwei Fahrten, es war doch bloß eine?"
„Für mich waren es zwei ... die erste und die letzte!"

„Könnten Sie mir wohl 25 Pfennige leihen für eine Straßenbahnfahrt?"
„Tut mir leid, ich habe nur zwei Mark da!"
„Na großartig, da nehme ich 'n Auto!"

„Ihr Puls geht mir zu langsam!"
„Macht nischt, Herr Doktor, ich habe ja Zeit!"

Der Schiedsrichter

„Wie siehst du denn aus, Hans? Noch schlimmer als am vorigen Sonntag!"
„Ja, da hatte ich nur eine verlierende Mannschaft gegen mich, aber heute war das Spiel unentschieden!"

Zeichnungen (5): Näthe (M).

Schwerwiegende Frage

„Liebseth, sagte die Gnädige, „mein Mann bringt heute drei Geschäftsfreunde zum Essen mit."

„Sehr wohl, gnädige Frau", erwiderte die Köchin. „Wünschen gnä' Frau, daß die Herrschaften wiederkommen sollen — oder nicht?"

*

„Das Pferd, das Sie mir da angedreht haben, ist lange nicht so gut, wie sie gesagt haben. Es bleibt immerzu stehen und stellt die Ohren, als ob es lauschen wollte."

„Aber ich habe Ihnen doch erzählt, daß es ein besonders williger Gaul ist. Er denkt, Sie hätten vielleicht ‚halt' gesagt und er hätte es nicht gehört."

*

Die Mädchen spielen am Strande. Draußen liegt ein Dampfer von 10 000 Tonnen. Lotte rühmt sich:

„Solch ein großes Schiff kommandiert mein Onkel. Du kennst ihn ja, Grete — als er im Sommer hier war, hab' ich dich doch mal mitgenommen."

„Ach ja! Und deine Tante kommandierte den Onkel so sehr."

(Fliegende Blätter.)

*

„Und dann sagte ich zu ihm, weil er Europameister im Schwergewicht wäre, brauchte er noch lange nicht frech zu mir zu sein! Er könnte gerne sofort eine Tracht Prügel von mir beziehen!"

„Und was sagte er darauf?"

„Das weiß ich nicht — dann habe ich aufgehängt!" (Passing Show.)

*

„Schon wieder 10 Mark? Wenn du sie mir aber nicht bis Mittwoch zurückzahlst, ist es das letzte Mal gewesen, daß ich dir Geld geliehen habe!"

„Dann gib mir man 50, alter Freund!" (Lektor)

Bei der Wahrsagerin

Neumann ließ sich sein Schicksal deuten: „— — und sie sind das Opfer eines gemeinen Schwindels!"

„Vielen Dank, daß Sie es selber sagen!" bemerkte Neumann, nahm seinen Hut und ging. (Humodern.)

In der Zelle

Der Gefangene schlug auf seinen Anzug und sagte: „Die Hosen sitzen nicht, Herr Kerkermeister!"

Worauf dieser antwortete: „Sie haben zu sitzen und nicht die Hosen!" (Lektor.)

Die schönste Stunde

Sie waren zusammen Ski gelaufen und nun standen sie bis über die Knie im Schnee und hielten sich in den Armen. Sie legte ihren Kopf an seine Brust und sagte: „Ach, Paul, das ist die glücklichste Stunde meines ganzen Lebens!"

*

In Leipzig gibt ein Stammtischbruder seinen Freunden ein Rätsel auf: „Was ist der Unterschied zwischen einer Teekanne und ‚Othello'?" Keiner weiß es.

„Sähn Se, meine Herren, das ist nämlich so: in der Teekanne siedet der Tee, aber im ‚Othello' teedet er sie!"

Frau Müller, durch und durch praktische Hausfrau, hat zur Sinn für ihren Haushalt. Kommt eines Tages ihr Mann später nach Hause: „Wo warst du denn so lange?" „Ich hab' mir einen sehr interessanten Vortrag angehört: Ueber die Entfernung der Fixsterne." Womit entfernt man denn die?"

Anders gemeint

Chef: „Urlaub möchten Sie haben, weil Ihre Schwester sich verlobt? Hoffentlich doch nur für kurze Zeit?"

Lehrling: „Den letzten Bräutigam hatte sie zwei Jahre!"

*

„Waren Sie in Hamburg länger als in Kiel?"

„Nein! Ich war gleich lang und bin es auch jetzt noch, nämlich ein Meter siebzig Zentimeter!"

„Und das Haar hat Baby von seinem Vater!" sagte die Mutter.

Der Gast blickte auf den stark gelichteten Schädel des Vaters. „Wie nett, daß es wenigstens in der Familie bleibt!"

(Fliegende Blätter.)

Beantwortet

„Jetzt habe ich eine halbe Stunde lang nach meinem Hut gesucht, und nun liegt er im Kleiderschrank! Ich bin wirklich gespannt, an welcher blödsinnigen Stelle ich ihn das nächste Mal finden werde!"

„Wahrscheinlich auf deinem Kopf, lieber Kuno!"

*

„Nein, Eugen, küssen darfst du mich erst, wenn wir verlobt sind!"

„Warum bist du so hart, Emilie?"

„Ich habe es immer so gehalten!"

Bezugen Sie vor Beschwerden eine Verkalkungskur! Fragen Sie Ihren Arzt! Schützt vor Schlaganfall, Herzinfarkt, Ischias, Rheuma, Arterienverkalkung. Zirkulin Knoblauch-Perlen
1-Monats-Pckg. 1 RM. ● 14-Wochen-Pckg. 3 RM. mit praktisch-eleg. Taschendose. Zu haben:
In Apotheken und Drogerien

Anzeigen-preise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm Zeile, 68 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H. Paderborn Telegramm-Adresse: Volks-blatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl Volksbl Paderborn Hannover 3504

Damenbart Sichere Beseitigung läßt. Haare durch die weltbekannte Bel-wa-fax. Rezeptfrei verordn. u. seit bewährt. Reichspatentamt Ilk. 468600 Gold. Medaille, Preis Oelsiff 1930, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften üb. Dauererfolge. (Ausdrücken des Nachmaßes) Kleinfur RM 3.85, für größere Fläschen RM 5.50 u. 6.50 Nachnahme. Belwafa G. m. b. H., Köln 314

HOHNER die Weltmarke, aus der Musikstadt
Trossingen Verlangen Sie illustrierte Prospekte kostenlos und unverbindlich vom Spezial-Musikhaus Gebr. Obergfell Trossingen/Württbg.

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzbrut. Auskunft erteilt Max Benecke, **Hamburg 22/98**

Die Anleitung machts! Persönliche Ablieferung frei Haus überall hin.
Ritters Nähmaschinen Paderborn (Dom gegenüber)

Nähmaschinen gute Qualität, günstige Preis- und Vorzugsschein. 20 Musterstücke. Kataloge kostenlos. **Marquis & Co.** E.-A. Hanebuth 703

Rückgrat-verkrümmung Hervorragendes Erfolge! Leidende wenden sich vertrauensvoll an langen mein hoch interessantes Buch kostenlos auf 8 Tage per Nachnahme. **F. Menzel, Berlin SW 11** Hallesche Straße 17/18

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. „Ch-B-V". **Kur 1,85** portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. **O. Blocherer Augsburg 11/29**

Anzeigen im „7. Tag" haben großen Erfolg

Bronchitiker und Asthmatiker sind Zeugen für die auch von Professoren u. Aerzten erprobten und anerkannten, bedeutenden Heilwerte des guten Mittels für Atmosphären der Luftwege (aller endenden Hüsten, Verschleimung, Keuchhusten, Luftröhren, Bronchialkatarrh, Asthma), „Glipdocalin", Scheinlöffenh, ausdauerstärkend, entzündungshemmend, erregungsdämpfend und vor allem gewebsfestigend, vermag „Glipdocalin" Kranken und empfindlichen Atmungsorganen bei jung und alt wirksame Hilfe zu bringen. Nicht umsonst hat es sich in kurzer Zeit einen so großen Ruf erworben. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Glipdocalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 80 Tabletten „Glipdocalin" RM. 2.87 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reisenöpferbeth, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindliche Zusendung der interessanten illustrierten Aufklärungsschrift Sf 305 von Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.

Warum Ohrenschmerzen? wenn es „Akustika" gibt! Antisept., schalllurchlass. **Wohltat** bei Wind, Zugluft, Krankheit. In Apoth./Drog. für **30.- u. 90 Pf.**

„Hicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in **Apotheke Nieheim**, Kr. Höxter Prospekt gratis

Brutma-Maschine a. Schlepphaft. „Glucken 5. RM. Tit.-A. Ill. m. Prosp. frankt. Brutmaschinenfabrik Paul Schmidt, Lehmen (Mosel). Ill. Prospekt. gegen Einsendung von 20 Pf. in Briefmarken. Gratisbeilage: Brutmaschinenschule Taschenbuch der Geflügelzucht, Hauptinhalt: Brutzeit 45 und 54.

Wieviel wollen Sie abnehmen? 10 Pfund? 30 Pfund! Trinken Sie doch Dr. Ernst Richters Frühstücksräutertee. Sie werden erstaunt sein, wie breite Hüften, starke Schultern und das atmachende Doppelkinn verschwinden. Verjüngung und Blutzirkulation werden angeregt und schon in wenigen Wochen fühlen Sie sich schlank, frisch und verjüngt — so angenehm wirkt der echte
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Heiraten
Vertrauensstelle ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Einzehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photoerahmen usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderanzeige und der Chiffre portofrei zugehen

Bandw. (16 Mrg.), mit Gehöft, 35 J., mit guter Vergangenheit und angenehmer Erscheinung, sucht pass. Lebensgefährtin (Landwirtstochter), von 25—32 J. zu. **Heirat** kennen zu lernen Etwas Vermögen erwünscht. Offert. möglichst mit Bild unt. Nr 7/14 „Der 7. Tag", Paderb.

Einheirat
Jg., strebl. Landwirt und Schäftmeister, 27 Jahre, kath., 1,78 gr., gt. Vergangenh., angenehm. Aeußere, wünscht nett., lol. Mädchen kennen zu lernen zwecks bald. Heirat. Vermögen erwünscht. Off. mit Bild unt. Nr. 7/16 an „Der 7. Tag", Paderb.

Geschäftstochter, 27 J., kath., sehr gute Erscheinung, umfängl. u. perfekt im Haushalt, gute Aussteuer u. Bargeld, wünscht Bekanntschaft mit solid., kath. Herrn in guter Position zwecks **Heirat** Ausführl., ernstgemeinte Zuschr. erbeten unter Nr. 7/15 „Der 7. Tag", Paderborn.

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Kleine Anzeigen kosten wenig

Gebildetes Mädel, 34 J. alt, kathol., dunkelblond, sehr gut gepflegte Erscheinung, häusl., solide, einz. Tochter (Geschäftsbes.) mit gut. Aussteuer, sehnt sich nach stg. Heim u. wünscht auf diesl. Wege die Bekanntsch. eines solid., gebild. Geschäftsm. od. Beamten zwecks **Heirat**
Ernstgem. Zuschr. nur mit Bild erb. unter Nr. 7/17 an „Der 7. Tag", Paderborn. Nicht pass. zurück. Diskret. erb. u. zugel.

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Verantw.: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturell. u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortl.: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 5 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 30. Januar 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die deutsche Nation

Ueberblickt man die Jahrhunderte deutscher Geschichte, dann möchte man sich entsetzen über dieses verhängnisvolle Spiel des Auf und Ab, dieses immerwährende Schwanken zwischen Höhe und Tiefe, dieses Hin- und Hergeworfenwerden zwischen entferntesten Polen und die nie endende Zwietracht, die den Deutschen tausend Jahre lang die Volks- und Staatswerdung verwehrte. Es ist schon etwas Seltsames um dieses Volk, das in seiner Seele weitere Spannungen auskämpfen muß als jedes andere, das in Augenblicken, wo es sich auf sich selbst besinnt, den gewaltigsten Anlauf nimmt, nach den Sternen greift und zu den herrlichsten Taten befähigt ist und das im nächsten Augenblick sein Bestes wegwirft, sich den niederen Götzen anderer Völker in die Arme schmeißt und sich mit der Nachahmung fremden Plunders begnügt. Diesem Volk ward eben vom Schicksal eine Aufgabe gestellt, die nur dem mit höchster Schöpferkraft Begnadeten in heißem Ringen zu erfüllen möglich ist. Wie leicht hat es der Franzose, der an seiner Zivilisation und an den rein verstandesmäßigen Ideen der Aufklärung Genüge finden darf, dessen Staat nichts zu fein braucht als eine verwaltungstechnische Bindung gleicher Menschen mit gleichen Rechten, dessen Kunst ihren Zweck erfüllt, wenn sie die Sinne lieblich reizt und den Verstand angenehm beschäftigt. Dem Deutschen aber ist bestimmt, Kultur zu schaffen, den Ausdruck seiner Seele der lebendigen Wirklichkeit als Gestalt aufzuprägen, in Wissenschaft und Kunst, in Politik und Wirtschaft ein Bild und Gleichnis seiner Menschheit lebendig zur Erscheinung zu bringen.

Eine solche Aufgabe verlangt ewiges Ringen, unentwegten Kampf, heldische Leidenschaft, starken Glauben, heiligen Ernst, höchste Opfer- und Tatbereitschaft. Sie ist nichts für die Schwachen, Haltlosen, Oberflächlichen, nichts für die Satten, Selbstzufriedenen. Darum sehen wir so viele abirren vom Weg des Deutschen. Darum folgen in der deutschen Geschichte auf Zeiten kultureller Blüte immer wieder Zeiten traurigsten Verfalls. Aber — und das ist das Erstaunliche, Verjöhnende und Hoffnungsfreudige — das Volk ist dieser seiner Bestimmung nie untreu geworden. In der Tiefe der Volksseele lebte immer der Wille zur Gestaltung der dem Deutschen eigenen Art, lebte unzerstörbar das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der volksdeutschen Verbundenheit. Auf den Höhen der deutschen Menschheit, im Kreise der Kaiser und Fürsten, Staatsmänner und Feldherren ging der deutsche Gedanke oft genug verloren. Das Volk hat ihn nie vergessen, nicht in der Zeit der mittelalterlichen Kämpfe, nicht in der schrecklichen kaiserlosen Zeit, nicht in den Religionswirren des 16. und 17. Jahrhunderts, nicht in der Zeit der Franzosenlei im 18. Jahrhundert, nicht unter der Herrschaft der Reaktion im 19. Jahrhundert, nicht in dem schmachvollen Nachkriegsjahren. In seinem Herzen ist immer die heiße Sehnsucht nach Erfüllung seines Glaubens und Wünschens lebendig gewesen, das starke Verlangen nach Einigkeit, Macht und Größe des Reichs. Es hat sich immer verjehrt im Ringen um die Bezwingung des ihm auferlegten Schicksals. Und da, wo das Volk ungehemmt seine Kräfte regen, seine Fähigkeiten entfalten konnte, da hat es immer sich gemüht, den ihm gewordenen Auftrag zu vollenden. Faust und die Sonaten Beethovens, Dürers Stiche und Bachs Fugen, Schillers Schauspiele und Wagners Musikdramen, gotische Dome und barocke Bürgerhäuser bekunden, wie oft es ihm gelang, den wahrsten Ausdruck seines eigenen Seins zu finden, Einheit mit Mannigfaltigkeit zu vereinen, Freiheit mit Notwendigkeit zu vermählen, den Widerspruch zwischen dem Teil und dem Ganzen, dem Einzelnen und der Allgemeinheit auszugleichen und eine organische Wesenheit, der lebenden, wachsenden und blühenden Blume gleich, bildkräftig, lebenatmend in die Erscheinung zu stellen. Nur im Politischen gelang es nicht. So oft es auch versucht wurde. Immer wieder zerbrach ein Teil das Ganze, wollte die Vielheit sich nicht zusammenschließen zur Einheit. Bis Adolf Hitler kam.

Er kam daher, wo dieses Gefühl am stärksten, diese Sehnsucht am heißesten lohte: aus der Tiefe des unverbildeten Volkes und von der Grenze, wo das Deutschtum immer schon hart um seinen Bestand hatte kämpfen müssen. In seiner Seele lebte in höchster Steigerung die geheimnisvolle, unergründliche Schöpfermacht, der ungebrochene Gestaltungstrieb des deutschen Volkstums. Und ein Geschick, das unerbittlich grausam und doch segenvoll für ihn war, hielt ihn im Volkhaften fest, riß ihn nicht durch allzu frühe Erfolge heraus aus dem Zusammenhang mit dem Volk. So ward ihm durch Geburt und Erlebnis das tiefste Wissen um alles Volkhafte. Er erkannte als erster in voller Deutlichkeit das Wesen, die Bedeutung, die Kraft des Volkes. Er sah, was keiner vor ihm gesehen, die Rolle, die das Volk im Verlauf der deutschen Geschichte gespielt hat. Es wurde ihm bewußt, daß das Volk das ewig Bleibende im Wandel der politischen Entwicklung, der Träger des nationalen Willens und die Quelle der nationalen Kraft war. In dieser Erkenntnis erhob er sich weit über die Männer der Befreiungskriege. Und drang zugleich tiefer hinein in den Urgrund dieser Erscheinung. Er sah nicht nur das Volk. Er sah auch die natürlichen Kräfte, die das Volk erzeugen: die Rasse. Die Rasse ist die letzte Voraussetzung des Volkstums, die unserer Erkenntnis zugänglich ist. Die Rasse bestimmt Wesen, Art und Fähigkeit eines Volkes.

Aber das Volk an sich ist eine ungegliederte Masse, eine Summe vielfacher auseinandergleitender, gegeneinanderstrebender, sich bekämpfender, widerstreitender und doch auf-

(Photo: Scherl)

Ein Werk, das nicht den Interessen des Einzelnen dient und nicht im Besitze des Einzelnen ist, sondern allen gehört und vielleicht Jahrhunderte lang allen dienen wird! — so bezeichnete der Führer am 21. März 1934, dem Tage des ersten Spatenstichs, das Werk der Reichsautobahnen. Heute am Tage der 5. Wiederkehr der nationalsozialistischen Machtergreifung sind bereits 2000 Kim. dieses riesenhaften Werkes dem Verkehr übergeben. Die breiten, weißen Bänder der Reichsautobahnen durchziehen das deutsche Land von Ost nach West und von Süd nach Nord. Sie sind ein eindrucksvolles Zeugnis der unzerreißbaren Einheit, des friedlichen Kulturwillens und der unermüdlichen Arbeitskraft des deutschen Volkes im Dritten Reich. Sie sind Symbol des Gemeinschaftsgeistes, der Stärke und der Macht, die das nationalsozialistische Deutschland heute kennzeichnen!

einander hegegener Kräfte. Es ist ein ungeformter Rohstoff, der, wenn er zu wirksamem Einsatz gebracht werden soll, erst geformt werden muß. Aus dem Volk wird dann die Nation. Nation ist nichts anderes als geformtes Volk Ein ungeformtes Volk ist ohnmächtig, weil seine Kräftegruppen sich gegenseitig aufheben. Ein Volk in Form dagegen verkörpert höchste Macht. Das Volk formen, das heißt: die Tausende und Millionen Kräfte nach einem gleichen Ziel hin ausrich-

ten. Das Mittel zu solcher Formung bietet die Rasse. Die Rasse erzeugt in allen Gliedern eines Volkes eine Uebereinstimmung im Denken und Schauen, im Empfinden und Gestalten, eine gleiche Weltanschauung.

Das Adolf Hitler diese dem deutschen Volke seit einem Jahrtausend gestellte Aufgabe erfüllte, daß er die zu tiefst in der deutschen Seele schlummernde nordische Anschauung wieder erweckte und in seiner nationalsozialistischen Bewegung den geistigen Stoßtrupp schuf, mit dem er in einem unerhörten 15jährigen Kampfe Herz und Sinn der Deutschen für diese Auffassung gewinnen konnte, das ist seine geschichtliche Tat. Adolf Hitler ist der erste Deutsche, der sein Volk geistig und politisch in einer großartigen Feinheit zusammenschmiedete und ihm jene geprägte Gestalt verlieh, die der lebendige Formausdruck ewigen deutschen Seelentums ist und in der die gewaltigen Kräfte des Deutschtums zu höchster Entfaltung kommen können.

Das hebt ihn hinaus über alle seine Vorgänger. Viele haben versucht, einen deutschen Staat zu formen. Manchen ist es gelungen. Die großen Kaiser des Mittelalters, der gewaltige eiserne Kanzler haben die deutschen Stämme zusammengefügt zu einem einheitlichen Staatengebilde. Aber sie haben es nicht vermocht, das Gefäß dieses Staates mit einem Volk von einheitlicher Staatsauffassung auszufüllen. Sie sahen das Volk überhaupt nicht, ließen seine Kräfte ungenützt, konnten es nur äußerlich durch verwaltungsmäßige Mittel, nicht innerlich durch gleichgerichtetes Denken und Fühlen zusammenschließen. So barg ihr Werk von Anfang an bereits den Keim des Verfalls. Adolf Hitler ging vom entgegengesetzten Punkt aus, baute den Staat von unten nach oben. Er formte zuerst das Volk, setzte seine tausendfach gesteigerten Kräfte in gleichem Sinne an und gestaltete zum erstenmal eine deutsche Nation. Deshalb trägt seine Schöpfung die Bürgschaft der Dauer in sich. Adolf Hitlers Volksgemeinschaft ist das ewige Deutschland.

A. K. Stubbenrauch.

O. F. Heinrich

Nacht und Morgen

Die Stunde, die dem neuen Tag das Licht schenkte, war noch umbrandet von einem nächtlichen Gewitter. Hellen Wänden gleich standen Nebelbänke vor den Bergen, wenn der Blitz sie durchzuckte. Wasser rannen zu Tal, trafen sich im Gewirr der tausend Adern und rauschten feindselig hinab zu den Aeckern. Endlich erwachte die Erde wie aus bösem Fieber. Das braunige, strähnige Haar gefesselter Furchen aber war glatt gelegt, feucht noch vom Schweiß einer durchkämpften Nacht. Hinter dem Hause der Bergmanns Heinrich Bräuser hatte die übermächtige Flut auch jenes monatelang bestellte und umsorgte Gevierk Acker zerstampft. Es war nur ein kleiner Streifen gewesen, aus dem sie im Oktober Kartoffeln graben wollten, denn die steinige Erde gab erst kurz vor den ersten Frösten mit magerem Gewinn wieder her, was ihr der Bergmann Bräuser und seine Frau Anna in einem späten Frühling anvertraut hatten.

Heinrich Bräuser war in der Nacht schon aufgestanden. Der Weg vom Häusel am Berge bis hinunter zur Grube weit hinter der Stadt kostete Stunden. Wie immer, wenn er zur Frühschicht ging, steckte er sich Brot und Kaffeeflasche ein. Abends schon saste es die Frau zuvor; er nahm es mit gewohntem Griff vom Fensterbrett im Flur und brauchte nicht erst Licht zu machen.

Das nächtliche Tosen in den Bergen trieb Unruhe in den Schlaf der müden Frau. Sie hörte die Tür gehen, hörte schwächer und schwächer werdende Schritte, noch immer rann es vor den Fenstern draußen, heller Schein sprang an den Wänden hoch, dann wurde es dunkel, und eine unendlich lange Zeit rauschte es in der Ferne.

Als das junge Weib erwachte, fühlte es sich betrogen. Da schien doch die Sonne, und nichts mehr war übrig geblieben von den wilden Wettern der Nacht. Wenn man sich in der niedrigen Stube bückte, sah man sogar ein Stück klaren, blauen Himmel über den hohen Fichten.

Sie schaute nach der Weckuhr. Es war tief im Vormittag. Anna Bräuser stieß die Tür auf und sagte ein Dolaschelt vor, doch der Blick, den sie wie zufällig in den frischen Morgen hinausschickte, tastete unsicher über die Felder, irrte zurück und blieb starr auf dem Gewirr von Steinen, Erde, Aesten und grünem Reisig liegen, das den armseligen Fleck Erde bedeckte. Ihr halbgeöffneter Mund verschloß sich, die Lippen wurden schmal; hart lagen sie aufeinander. Ein paar Schritte tat sie vor. Am feuchten Boden sank der Fuß ein, als er die rötliche Erde berührte, aber sie merkte es nicht, ging weiter und wußte nun, daß die Arbeit wieder umsonst gewesen. Bis auf ein paar kleine Dinger, die die Sturzflut zum Hohn noch im Boden gelassen, würde der Streifen nichts weiter hergeben. Dazu mußte sie ihr Geld sparen, dazu lief der Mann tagtäglich vom Häusel hinab zur Grube. Stunden hin, Stunden zurück. Weit war es auch zum Händler ins Dorf, und im Winter abendrein bitterkalt. Aber da sah er an den Sommerabenden vor seinen Rosenstöcken eher wie jetzt vor den Aehren und hatten Dahlien und meinte, es wäre hier draußen schöner als in der Stadt. „Die Mühe lohnt sich schon, gelt, Anna!" — Im Winter freilich sagte er darüber nichts.

Dabei ging das Geld weg. Blumen sind schön, wenn man's dazu hat, das Häusel am Berg auch, wenn es einem zu Weihnachten schuldenfrei geschenkt wird! Nicht, daß es die Groschen friert, die halbwegs überleben vom Lohn. Doch das läßt sich der Heinrich nicht einreden, da kann sie sagen und vorrechnen, was sie will, im Guten, im Bösen, ganz gleich. Aber heute, wenn er nach Hause kommt, wird sie ihm den Acker zeigen, fragen wird sie ihn, wo sie die Kartoffeln hernehmen soll für den Winter und das Kraut, auf das er sich freut. Bis gestern sah es noch gut aus, Kopf an Kopf in Reihe und Glied, die letzten beiden Furchen entlang, ja, bis gestern, ehe das Gewitter kam.

Sie war immer dagegen gewesen, als es hieß, aus der Stadt ziehen und sich hier oben in dem einsamen Bergwinkel einnisten. Er hatte nur wenig zu sagen gewußt, als sie mit ihm darüber redete, aber weil man als Weib nachgeben muß, bleibt es dabei.

In einen Ofen rannte sie sich, überlaste sich Worte und Sätze, die sie sprechen wollte, wenn er nur erst da wäre. Immer wieder schaute sie durch die offene Tür hinaus ins Freie. Das fortgeschwemmte Kraut, das sich weiter unten in einer Höhlung zusammen mit Steinen und abgebrochenem Gezäst zu trostlosem Wirrwarr geschichtet hatte, ließ sie liegen, wie es lag. Sehen sollte er, daß sie recht hatte, daß hier oben nichts Gutes war. Vielleicht nachtete dann ein anderer das Häusel oder kaufte es. Sie säumte sich bald hinlegen, die Anstrengung sei zu groß gewesen: eine reichliche Stunde habe sie gebraucht bis zum Schacht, wie sie das bloß fertig gebracht hätte!

Da war in der Nacht gewesen, tief in der Nacht, unter deren flackernden Sternen das Dorf schlief. Anna Bräuser war sie hell genug, diese Nacht. Sie brannte kein Licht an, als sie in die Stube trat, abwesend, als sei es ein fremdes Haus. Sie hatte das Gefühl, als stünde ihr Mann irgendwo im Dunkel draußen und sähe durchs Fenster herein auf jede ihrer Bewegungen. Es war aber auch keine Angst in diesem Augenblick, die Angst kam erst auf sie zu, als sie in die Schatten vor den Wänden hineinhorchte, als sie gewahr wurde, daß sie allein war, ganz allein. Mit aller Kraft rief sie die Stimme des Mannes her und lauschte. Und die Stimme kam. Alltägliche Worte waren es, die sie hörte, zufällige Worte, aus dem losen Kranz eines Tages herausgerissen. Sie schloß die Augen und wiederholte die Worte der Stimme: „Anna, du mußt die Erde häufeln . . ." Weit weg war auf einmal der Klang, wie fernes Echo. Dann kam die Stimme wieder: „Die graue Jacke kann ich nicht mehr anziehen, weißt du, Anna." Ihren Namen hörte sie am deutlichsten. Sie sprach ihn im Tonfall seiner Stimme nach, einmal, zweimal, dann war es wieder still, dann hörte sie keine Schritte, die Schritte wurden leiser immer leiser und verloren sich in der Nacht draußen wie in einem Abgrund. Lange hielt sie die Augen geschlossen und wagte nicht aufzusehen. Die Nacht war so hell. Man konnte den Pfad weit verfolgen, bis hinab zur Straße. Den Steg war er jeden Tag gegangen, auch gestern, doch nie wandte er sich nach ihr um. Nur wenn er durch den Garten ging, schaute er rechts auf die Beete mit den bunten Blüten.

Es waren wenige kurze Schritte vom Haus bis zum Zaun, wo der Steg begann, aber sie erinnert sich, daß er den Blumen einen kleinen Blick schenkte, bevor er mit seiner großen, schweren Hand die Gartentür öffnete. Weiter wanderten ihre Gedanken, unruhig und hastig, als hätten sie viel verläumt, zurück in die Tage und die Monate vorher. Nach einem Halt suchten sie und glitten doch von Jahr zu Jahr, weit hinaus in einen leeren Raum. Wie wenig hatten sie zusammen gesprochen, die Anna Bräuser und ihr Mann Heinrich, und noch weniger von sich selber. Denn alles das, was ihr jetzt einfiel, was die suchenden Gedanken auf der Flucht in Vergangenes berührten, war ein Reden um dieselben Dinge gewesen und oft nur ein Schweigen, auch wenn er auf gute Worte gewartet hatte, damals, am Anfang, als sie noch unten in der Stadt wohnten.

Während schlitterte eine Uhr ihre Stundenzahl in die Stille. Anna Bräuser zählte nicht. Diese Nacht hatte keine Stunden. Alle früheren Stunden und Tage, Monate und Jahre mündeten in ihr. Deshalb dauerte sie so lange, die Nacht, die Stille, das Warten. Dann wieder trieb die Angst, aus dunklem Gehege hervorbrechend, mit zackigen Peitschenschlägen jene Gedanken vor sich her, daß sie in wilden Wirbeln durcheinandertaumelten. Der Anna Bräuser wurde es unheimlich, weil sie selbst die Stimme des Mannes nicht mehr hörte, so sehr es in ihr danach verlangte und so rasch sie auch die ferne Strecke der Erinnerung hinaustief, bettelnd und frierend zueilen.

Vor den roten und blaßgelben Blüten der Dahlien saß sie dann im Garten auf der Bank, die der Mann im vergangenen Sommer gezimmert hatte. In der Ecke saß sie, und den Platz neben sich ließ sie frei, als hätte ihr jemand gesagt, er werde gleich kommen und sich zu ihr setzen. Hin und wieder sah sie zur Seite auf den leeren Platz, wo nur das blanke Holz der Bank unzweiß schimmerte.

So wartete die Frau des Bergmanns Bräuser diese längsten Stunden zwischen Nacht und Morgen. Raum, daß sie späterhin gewahr wurde, wie das Flackern im hohen Himmel nachließ, wie die zweifachen Lichter kleiner und kleiner wurden. Als von ungefähr der Wind ins Blätterwerk des nahen Birnbaums griff, standen nur noch die größten Sterne als Wegzeichen der fliehenden Nacht am Horizont. Wolken sammelten sich über den Bergrücken, umfuhren die grünen Wälder drohend und nahmen der Sonne den Weg noch nicht frei. Doch der Wind zerrte so lange an ihrem losen Geflecht, bis die mattroten Tücher zerrissen und das Gesicht des jungen Tages enthüllten.

Um diese Stunde kehrte der Bergmann Heinrich Bräuser heim. Der Tod hatte sich andere geholt und ließ ihn laufen. So sah ihn die Frau, die Anna, den Weg heraufkommen, hinter den Fliederbüschen hörte sie seinen Schritt, dann tauchte die hochragende Gestalt wieder auf, und eine große, schwere Hand legte sich auf die Zaunpforte des Gartentürchens. Nur stimmerte das metallene Gitter.

Die Anna aber geht ihrem Mann nicht entgegen. Sie lacht nicht, sie weint auch nicht vor Freude. Mit unsäglicher Mühe steht sie auf, denn es ist ihr, als müsse sie noch viel länger warten, als sei es noch nicht Morgen, obschon er doch da ist, der Heinrich, obschon er auf sie zugeht und den Arm auf ihre Schulter legt: „Na, ja, Anna, es hätt' mich beinahe erwischt."

Sie muß alle Kraft zusammennehmen, daran zu glauben, daß er es ist, der vor ihr steht, so weit waren ihre Gedanken gewandert. Als sie dann den Arm spürt, wie er schwer und warm auf ihrer Schulter ruht, da hält sie ihn mit beiden Händen fest, daß er sagt: „Aber, Anna!" — Alle die heißen Worte werden wieder wach, die sie in der Nacht gedacht und gesprochen hat, und wenn ihr auch der Mund nicht gehorchen will, wenn sie die hellen Worte nicht sprechen kann, jetzt nicht, da sie seinen Arm festhält, so mag er sie doch gehört haben; denn seltsamerweise sagt er zu ihr: „Es ist schon gut, Anna, gelt, es ist schon gut."

Er sagt es ruhig, behutsam wie zu einem Kinde, das nach häßlichem Traum erwacht ist und nicht erst weinen soll. Dafür hört er seinen Namen, nur seinen Namen, und er will ja auch weiter nichts hören.

Nach einer Weile erst löst die Anna ihre Hände von ihm, sie geht neben ihm her, als sei es nie anders gewesen, als habe sie ihn immer schon durch die Jahre begleitet wie jetzt in dieser seltsamen Stunde.

Das interessiert die Jugend:

Was im Segelflug möglich ist

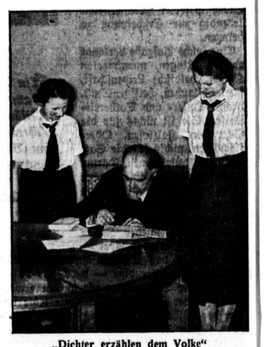
Ist der Segelflug wieder an einer Leistungsgrenze angelangt oder ist noch das Feld offen für eine weitere Steigerung der Leistungsmöglichkeiten — das ist eine Frage, die in der Allgemeinheit aufgestanden ist und mit lebhaftem Interesse verfolgt wird. Wurden nämlich in den beiden letzten Rhön-Wettbewerben die glänzenden Leistungen des Wettbewerbes von 1935 nicht erreicht, so stehen doch durch das ganze verflossene Jahr herrliche Hochleistungen im Tagebuch der Segelfliegerei verzeichnet. Wenn sich daher eine so namhafte Persönlichkeit wie Professor Dr. Georgii, der Leiter des deutschen Forschungsinstituts für Segelflug in Darmstadt, mit der Frage der Leistungsmöglichkeiten im Segelflug in einem Vortrag in der Lilienthal-Gesellschaft für Luftfahrtforschung beschäftigte, so heagenen diese Ausführungen einem lebendigen Interesse weit über die örtlichen Grenzen hinaus. Es ist zugleich ein imponierendes Bild von der Leistungsmöglichkeit der Segelfliegerei, das hier entrollt wird.

Die Leistungssteigerung im Segelflug geht jetzt sprunghaft vor sich. Von überragender Bedeutung sind die planmäßig durchgeführten Riesensegelflüge, die den neuen Rhön-Wettbewerben das Gepräge geben. Bei diesen Flügen wird unabhängig von den herrschenden Flugbedingungen das Flugziel festgelegt, das zu erreichen ist. Dabei sind schon Leistungen vollbracht worden, die man vor wenigen Jahren für gänzlich unmöglich gehalten hätte. Diese Flüge vermitteln dann wertvolles Material für die „Allwetterflugzeuge" und sind beste Uebungen für die Durchführung von Wanderflügen, bei denen ohne Rücksicht auf Richtung des Windes Etappenflüge und festliegende Rundflüge durchzuführen sind. An dem bekannten Südwestdeutschlandflug seaten ja bereits sechs deutsche Segelflugzeuge innerhalb von acht Tagen die Rundflugstrecke Darmstadt — Nürnberg — München — Darmstadt mit einer Gesamtlänge von 750 Kilometern zurück. Die wertvollsten Erfahrungen werden bei den großen Wanderseeflügen über große Strecken gesammelt: die Ausnützungsmöglichkeiten und thermischen Verhältnisse über Gebirgen und Ebenen, Seegeländen und Trockengebieten. Wenngleich die durch die Alpen gegebenen bedeutsamen Segelflugmöglichkeiten dem allgemeinen Segelflug nutzbar gemacht werden können und müssen, werden aber Leistungen wie Alpenüberquerungen Einzelleistungen bleiben.

Das fliegerische Können der Piloten und ihre Einsatzbereitschaft, die technische Vervollkommnung der Segelmaschinen und die Erschließung neuer atmosphärischer Möglichkeiten sind die Voraussetzungen und Grundbedingungen des weiteren Leistungsaufstiegs der Segelfliegerei. Auf dem Gebiete der konstruktiven Weiterbildung der Segelmaschinen wird mit aller Kraft und schönen Erfolgen gearbeitet. Die Verringerung des Rüstgewichtes und des Flügelquerschnittes sowie die Verbesserung der aerodynamischen Formgebung werden steigende Leistungen erzielen lassen. Die Konstruktion einer Luftbremse (ähnlich den Landeklappen unserer modernen Verkehrsflugzeuge), die die Geschwindigkeiten wesentlich herabsetzt, läßt Gefahrenmomente beim Sturzflug überwinden, sie ermöglicht auch die volle Ausnutzung der sehr kräftigen Aufwinde in den Wolken beim Wolkensegelflug. Gerade die Wolkenstraßen bieten aber die großen kontinuierlichen Aufwindfelder, die Fernsegelflüge über mehrere hundert Kilometer ermöglichen. Die sich immer mehr durchbildenden fliegerischen Möglichkeiten, der Konstruktion und Ausrüstung wie der Erfahrung, bringen Fernsegelflüge bis zu 500, ja 1000 Kilometer in den Bereich der Durchführbarkeit, so daß auch der heute auf 503 km stehende Streckenrekord noch weit höher geschraubt werden kann. Die Stundengeschwindigkeiten der Segelmaschinen selbst sind ja beträchtlich gestiegen. Die Fernflüge müssen natürlich in Schnellflügen zurückgelegt werden.

In naher Verbindung mit diesen Fragen steht der sogenannte „Wellenflug" am Gebirge, der Segelflug unter Ausnutzung der gewaltigen, sich bis in die Stratosphäre erstreckenden Schwingungen. Dieser Wellensegelflug läßt die Grenze der erreichbaren Höhe gewaltig nach oben steigen. Sind vom Segelflieger-Lager in Grunau Höhen von 6000 m erreicht worden, so wird das Höherschrauben eines mit der notwendigen Ausrüstung versehenen Segelflugzeugs unter Ausnutzung aller Möglichkeiten bis in die 10 000 m-Zone denkbar. Für den Wellensegelflug, der in der Nacht und im Winter durchgeführt werden kann, sind in Deutschland das Riesengebirge, die Voralpen, die Nordseite des Thüringer Waldes und der Teutoburger Wald die gegebenen Gelände.

Wir sehen, die planmäßige Forschung der Wissenschaft, die kraftvolle Arbeit deutscher Technik, der Einsatz flugbegeisterter deutscher Jugend stellen eine gewaltige Gemeinschaftsleistung und Gemeinschaftsarbeit dar, die dem in der Welt so hoch angesehenen deutschen Segelflug neue Siege erringen wird. bu.



„Dichter erzählen dem Volke"

Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes, die Hitler-Jugend und die Reichshauptstadt eröffneten die erste Erzählerwoche „Dichter erzählen dem Volk", mit der Dichter Wilh. Schäfer erst vor kurzem seinen 70. Geburtstag begehen konnte. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Große Modellschau der Deutschen Arbeitsfront in Berlin vor der Eröffnung

In einigen Tagen eröffnet die Deutsche Arbeitsfront am Oranienplatz in Berlin eine ständige Modellschau, um zu zeigen, was bisher von der DAF. auf den Gebieten baulicher Gestaltung, Siedlung und Wohnkultur geleistet wurde. Hier wird das Modell einer Kogge bewundert, die der 45jährige Berliner Friedrich Fiedler in seiner Freizeit geschaffen hat. (Presse-Bild-Zentr., Zander-Mult.-K)

Die große Architekturausstellung in München durch den Führer eröffnet

Der Führer und Reichskanzler eröffnete im Haus der Deutschen Kunst in München die „Erste deutsche Architektur- und Kunsthandwerksausstellung". — Unser Bild: Adolf Hitler mit dem jugoslawischen Ministerpräsidenten Dr. Stojadinowitsch bei dem Rundgang. (Presse-Hoffmann, Zander-M.)

Der Sieger von Hoggar

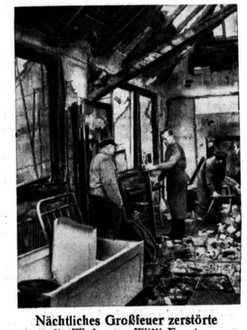
Der Internationale Sternflug zum Hoggar-Massiv in Afrika endete mit einem großen Erfolg der deutschen Piloten und Maschinen gegen stärkste Konkurrenz. Der schwierige Wettbewerb, dessen Kernstück ein Wüstenrundflug war, wurde von Oberleutnant Goetze (unser Bild) auf einer Messerschmitt-Taifun-Maschine mit Argus-Motor überlegen gewonnen. (Z.-M.-K.)

Deutsche Offiziere als Gäste bei der polnischen Wehrmacht

Die Abordnung deutscher Offiziere, die unter Führung des Kommandeurs der deutschen Kriegsakademie, Generals der Infanterie Liebmann, in Polen weilte, wohnte auch Vorführungen der polnischen Armee bei. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Gauleiter Bohle in Budapest

Der Staatssekretär und Gauleiter der Auslandsorganisation der NSDAP. Bohle mit seiner Gattin bei einem offiziellen Besuch in Budapest. Dahinter (im Zylinder) der deutsche Gesandte in Budapest, v. Erdmannsdorf. (Scherl Bilderd., Zander-Multiplex-K.)



Nächtliches Großfeuer zerstörte die Wohnung Willi Forsts

Ein nächtliches Großfeuer zerstörte in Berlin-Westend die im Dachgeschoß liegende Wohnung des bekannten Filmschauspielers Willi Forst. Unser Bild wurde während der Aufräumungsarbeiten in der ausgebrannten Wohnung Willi Forsts aufgenommen. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Gastspiel des berühmten Polnischen Balletts

Unter der Schirmherrschaft des polnischen Botschafters und des Reichsministers Dr. Goebbels hat das der Warschauer Staatsoper angegliederte berühmte „Polnische Ballett" eine Gastspielreise durch Deutschland unternommen. — Unser Bild: Mitglieder des Polnischen Balletts in einer Tanzszene „Moll-konzert" von Chopin. (Atlantik, Zander-Multiplex-K.)

Europameisterschaften im Eiskunstlauf 1938

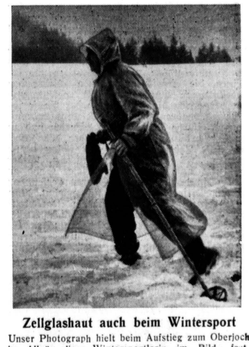
in St. Moritz. Links: Megan Taylor, welche den 2. Platz belegte. Rechts: die Weltmeisterin Cecilia Colledge. In der Mitte: Das deutsche Weltmeisterpaar Herber-Baier. Im Ausschnitt: Der österreichische Weltmeister Felix Kasper, der seinen Titel erfolgreich verteidigte. (Scherl Bilderdienst 3, Zander-Archiv, Multiplex-K.)

Eine neue Flagge auf dem Weltmeer

Die fünfstreifige Flagge der neuen chinesischen Regierung sah man zum erstenmal am Heck eines Dampfers bei der Einfahrt in den Hafen von Yokohama. (Atlantik, Zander-Multiplex-K.)

Von der Teruel-Front

Die Dörfer im Kampfgebiet um Teruel erleben in diesen Tagen ein wechselvolles Schicksal. Das Dörfchen Villafranca zum Beispiel, in dem dieses Bild aufgenommen wurde, wurde letzt von den Truppen Francos zum zweitenmal den Roten entrissen, die es bei einem Stellungswechsel der nationalen Truppen noch einmal für wenige Tage besetzt hatten. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)



Zellglashaut auch beim Wintersport

Unser Photograph hielt beim Aufstieg zum Oberjoch im Allgäu diese Wintersportlerin im Bilde fest. Die Zellglashaut ist der beste Schutz gegen Regen und starken Schneefall und dabei federleicht.

Aus Deutschlands schwerster Zeit

Das Schreckensjahr an Ruhr und Rhein

Im unterirdischen Abwehrkampf / Von Karl Brammer

2. Fortsetzung

Sieben Tage nach dem Einmarsch der Franzosen war ein funktionierendes Geheimnetz zwischen Essen—Berlin—Dortmund und Düsseldorf hergerichtet. Die Franzosen wußten davon und suchten immer wieder nach den Schaltstationen dieses Geheimnetzes. Mehrmals gelang es ihnen auch, Geheimleitungen auszuheben, aber dann wurden die Zentralen immer wieder verlegt, und immer wieder fand sich eine neue Gelegenheit, eine neue Leitung zu bauen. Wenn irgendwo eine Geheimzentrale in Gefahr war, so fuhr plötzlich ein Leichenwagen vor das bedrohte Haus. In einen Sarg wurden die Klappenschränke verpackt, und sie wurden sofort zur nächsten Wohnung gefahren, von wo aus der Betrieb eingerichtet und wieder übernommen wurde. Selbstverständlich wurde nur unter Decknamen miteinander gesprochen, und auch diese Decknamen mußten fast täglich gewechselt werden. Die ganze Arbeit galt nicht nur dem Nachrichtendienst allein, sondern es war auch unbedingt notwendig, daß eine unseligste Telephon- und Telegraphenverbindung mit dem unbesetzten Gebiet für die Zwecke der Wirtschaft und der Behörden aufrechterhalten wurde. Als ein Reichen, bis zu welcher Leistungsfähigkeit sich dieser Geheimdienst entwickelte, mag die Tatsache vermerkt werden, daß es immerhin möglich war, bis zu sechstausend Telegramme an einem Tage im Geheimverkehr zu befördern.

Eine wichtige Tätigkeit des Nachrichtendienstes bestand auch in der Einrichtung der Mithörstellen. Es wurde versucht, wichtige französische Leitungen anzuzapfen, und französisch sprechende und französisch schreibende Stenographen schalteten sich nunmehr ein, um die Gespräche, die mit Düsseldorf, Paris und Mainz geführt wurden, abzuhören und ihren Inhalt so schnell wie möglich den beteiligten Stellen mitzuteilen. So kam es, daß durch die Hilfe dieser tapferen deutschen Telephonistinnen die Pläne der Franzosen unterrichtet waren und rechtzeitig ihre Maßnahmen treffen konnten.

Das Rheinlandkabel

Das Rheinlandkabel ist vielfach als ein Wunderwerk deutscher Technik bezeichnet worden und verdient diesen Namen auch mit vollem Recht. Dieses Kabel ist gewissermaßen die Seele des ganzen Nachrichtenverkehrs an Ruhr und Rhein. Und vor dieses Kabel in Besitz hat, dessen Nachrichtenverbindung reicht weit, und der ist anderseits in der Lage, jede unwillkommene Nachrichtenverbindung zu stören. Infolgedessen war schon in den ersten Tagen die erste Frage der einmarschierenden technischen Truppen nach dem Rheinlandkabel. Niemand, wo es sich befindlich war, wurden die Endverschlüsse und Umschalteinrichtungen militärisch gesichert. Von deutscher Seite waren allerdings auch Gegenmaßnahmen getroffen worden, damit die deutsche Nachrichtenstelle im Besitz dieses wichtigen Kabels blieb. Die Leitfunkstelle aus Dortmund war entfernt worden, und es waren in Dortmund auch gewisse Zerstörungen vorgenommen worden, die zwar nicht das Kabel dauernd außer Funktion brachten, die aber derart waren, daß es hier von den Franzosen bis zur Aufgabe des passiven Widerstandes nicht benutzbar war. Trotz Aufbietung aller Hilfskräfte waren die französischen Techniker nicht imstande, die Verbindung wieder herzustellen.

Es muß als ein Meisterstück der Kleinarbeit bezeichnet werden, daß es den Deutschen gelang, gleich an drei wichtigen Stellen dieses Kabel außer Betrieb zu setzen. Durch diese Störung sind die Franzosen sehr unangenehm berührt worden, denn diese Störung hatte zur Folge, daß sie, was die Telephonverbindung anlangte, tatsächlich von ihrem Hinterlande abgeschnitten worden waren.

Diese Verhinderungsarbeiten deutscher Postbeamten und deutscher Telegraphenarbeiter waren gewissermaßen Kabinettstücke des passiven Widerstandes.

In Düsseldorf kamen eines Morgens, in der Nähe eines Kabelbrunnens, unter dem das Rheinlandkabel lag, plötzlich Arbeiter und begannen, die Straße aufzureißen. Ueber den Kabelbrunnen wurde ein Zelt gesetzt, und hier verzehrten die Arbeiter in der Pause ihr Frühstück, währenddessen die Telegraphenbeamten das eiserne Verschlußstück öffneten und zu der Stelle hinunterstiegen, an der das Kabel lag. Die Arbeiter waren aber schlau genug gewesen, das eiserne Verschlußstück wieder rechtzeitig aufzusetzen und darüber Sand zu streuen, so daß keinerlei Spuren erkennbar waren. Diese Vorsicht hat sich gelohnt, denn ein mißtrauischer französischer Telegraphenbaubeamter inspizierte die gefährliche Stelle, über der das Zelt errichtet worden war. Er fand aber nichts Verdächtiges und entfernte sich wieder, während unten die Beamten am Werke waren, um den französischen Fernsprechverkehr zu unterbrechen.

An Essen lag ein Kabelbrunnen in direkter Nähe des Hauptpostamtes, das militärisch gesichert war. Ein französischer Wachtposten marschierte mit schnellem Schritt auf dem Bürgersteig. Während er eben um die Ecke verschwunden war, erschienen im ersten Morgengrauen vier Mann und hoben das Verschlußstück hoch. Zwei verschwanden im Innern, und die beiden anderen deckten den Kabelbrunnen wieder zu, gerade noch rechtzeitig, ehe der Posten wieder um die Ecke bog. Nach stundenlanger Arbeit verließen in gleicher Weise die tapferen Telegraphenbeamten den gefährlichen Ort, ohne erwischt zu werden. Ihr Zerstörungswerk war gelungen, und die Franzosen suchten und suchten, um diese Störung zu finden. Obgleich auch sie von ihrem Fach etwas verstanden, ist es ihnen nicht gelungen.

In Bochum waren auf gleiche Weise Telegraphenbeamte in den Keller des Rheinlandkabels eingedrungen. Ein Zufall wollte es, daß über dem Kabelbrunnen stundenlang ein französischer Reiter auf Wache stand. Sein Pferd schnupperte neugierig die Ständluft, die aus den Deckritzen hochstieg. Dieser französische Reiter hat niemals gewußt, daß unter ihm in diesen Stunden eine Tat vollbracht wurde, die man mit Fug und Recht als eine Heldentat bezeichnen kann.

Bravourstücke unserer Eisenbahner

Eines Tages kommt ein bekannter amerikanischer Journalist in unseren Nachrichtenkeller und zeigt ein Telegramm von einer großen Zeitung aus Chikago vor, auf dem sakrisch die Worte stehen: „Reich Kohlendiktator!"

Also unser guter Mister W. soll die Kohlenblockade brechen. Das ist für ihn und für uns keine Kleinigkeit. Denn inzwischen haben die Franzosen an der Grenze zwischen Ruhrgebiet und unbesetztem Gebiet einen Kordon gezogen, durch den kein Waggon Kohle mehr hindurch kommen sollte. Es ist nicht ihre Schuld, und wir brechen noch davon, daß doch geschieht. Nun aber soll ein Amerikaner dieses Wagnis auf sich nehmen, und er ist auch bereit dazu. Wir sagen ihm in aller Offenheit, daß das keine leichte Aufgabe ist, und daß unter Umständen der Tod eines amerikanischen Staatsbürgers die Folge davon sein kann. „Nun", so meinte er, „vielleicht werden Sie bei aller unserer Freundschaft in diesem Augenblick doch nicht gerade unfreundlich sein, denn das wäre doch einen Konfliktsfall wie er im Buche steht." Da der amerikanische Berufskamerad auf seinem Vorhaben aber unter allen Umständen besteht, so soll er eine Lokomotive, einen Tender und einen Waggon Kohle erhalten und ein deutscher Eisenbahningenieur hat sich freiwillig erboten, die Lokomotive vom besetzten Gebiet ins unbesetzte Gebiet zu steuern. Dieses Stück ist diesmal nicht gelungen, weil in letzter Minute kurz vor der Abfahrt der amerikanische Botschafter den amerikanischen Journalisten telefonisch so gestaucht hatte, daß er im Interesse der guten Beziehungen deutsch-Frankreich und USA. darauf verzichtete, die Kohlenblockade zu brechen.

Nun, die Kohlenblockade ist von deutschen Eisenbahnern ohne amerikanische Aufforderung oft genug gebrochen worden.

Fast täglich kamen in unsere Nachrichtenzentrale Mitteilungen über neue Bravourstücke unserer Eisenbahner. In der Ostermacht gelang es, acht vollbeladene Züge mit Eisenbahnzeug und zwölf nagelneue Lokomotiven bei Friedrichsfeld aus dem besetzten ins unbesetzte Gebiet zu bringen. Eine besondere Leistung war auch der Gewaltstreich bei Alpersbeck. Hier wurden 50 neue Lokomotiven trotz scharfer französischer Ueberwachung ins unbesetzte Gebiet geschafft. Die Lokomotiven fuhren ohne Licht bis vor das Einfahrtssignal, dann gaben alle im Bahnhof befindlichen Lokomotiven auf ein Zeichen gemie Wolken von Dampf ab, so daß der Bahnhof völlig im Nebel gehüllt war, und diesen Augenblick benutzten die 50 Lokomotiven zum erfolgreichen Durchbruch.

Der Widerstand der Eisenbahner im Abwehrkampf an der Ruhr bildete ein Kapitel für sich. Trotzdem der Präsident der Reichsbahndirektion Essen, Fohn, das Gebiet verlassen mußte und in Münster in einem Wasserturm arbeitete und im Schlafwagen schlief, haben die Eisenbahner zusammengestanden wie ein Mann, trotzdem sie in unerhörter Weise mißhandelt und ausgewiesen wurden. Den Franzosen ist es nie gelungen, das Geheimnis aller Geleise im Ruhrgebiet kennen zu lernen; es gab eben noch Privatanschlußgeleise, über die die Eisenbahnzüge sich den Zugriffen der Franzosen entzogen. So war es gelungen, im ganzen 1100 Lokomotiven und 30 000 Güterwagen ins unbesetzte Gebiet zu bringen. 18 000 Fahrzeuge fielen ihnen freilich in die Hände, davon 500, die mit Stückgütern beladen waren; ihre Stückgüter haben die Empfänger nie gesehen. Wo sie geblieben sind, weiß kein Mensch. 3000 Waggons wurden zugunsten der französischen Eisenbahnregie versteigert.

Genau wie die Geleise waren auch die Stellwerke den Franzosen ein Rätsel und sind es geblieben bis zuletzt. Die deutschen Eisenbahner wurden Zeugen seltsamer Schauspiele. Sie sahen, wie die auf jeder Lokomotive aufgestellten Posten vor jeder Weiche abtraten und die Weichen selbst umlegten. Aus Wut über ihre Ohnmacht haben dann die Franzosen in Oberhausen die Fernsprechapparate zerstört und sieben kostbare Fahrtschreibmaschinen in Grund und Boden geschlagen.

Die französische Rasse hatte es zwar mit vieler Not und Mühe fertig gebracht, einzelne Strecken wieder betriebsfähig zu machen, aber die Reisebahnen fuhren ohne die Deutschen. Wer damals in jenen Januartagen 1923 von Düsseldorf nach Essen wollte, der mußte zwar vier Stunden fahren und dreimal umsteigen, aber er nahm lieber diese Unbequemlichkeiten auf sich, als die von Frankreich eingerichtete Regie-Bahn zu benutzen.

Heldenhaftes Arbeiterschicksal

Unser Klappenschrank im heimischen Zigarrenkeller hat manchmal seine Mucken, aber heute rattert er wie verrückt. Als wir den Hörer abnehmen, meldet sich Prosper-Schacht III.

„Hier Steiger Wernicke! Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß die Franzosen heute mit Maschinengewehren in den Prosper-Schacht III soll er eine Lokomotive, einen Tender und einen Waggon Kohle erhalten und ein deutscher Eisenbahningenieur hat sich freiwillig erboten, die Lokomotive vom besetzten Gebiet ins unbesetzte Gebiet zu steuern. Dieses Stück ist diesmal nicht gelungen, weil in letzter Minute kurz vor der Abfahrt der amerikanische Botschafter den amerikanischen Journalisten telefonisch so gestaucht hatte, daß er im Interesse der guten Beziehungen deutsch-Frankreich und USA. darauf verzichtete, die Kohlenblockade zu brechen.

Nun, die Kohlenblockade ist von deutschen Eisenbahnern ohne amerikanische Aufforderung oft genug gebrochen worden.

Fast täglich kamen in unsere Nachrichtenzentrale Mitteilungen über neue Bravourstücke unserer Eisenbahner. In der Ostermacht gelang es, acht vollbeladene Züge mit Eisenbahnzeug und zwölf nagelneue Lokomotiven bei Friedrichsfeld aus dem besetzten ins unbesetzte Gebiet zu bringen. Eine besondere Leistung war auch der Gewaltstreich bei Alpersbeck. Hier wurden 50 neue Lokomotiven trotz scharfer französischer Ueberwachung ins unbesetzte Gebiet geschafft. Die Lokomotiven fuhren ohne Licht bis vor das Einfahrtssignal, dann gaben alle im Bahnhof befindlichen Lokomotiven auf ein Zeichen gemie Wolken von Dampf ab, so daß der Bahnhof völlig im Nebel gehüllt war, und diesen Augenblick benutzten die 50 Lokomotiven zum erfolgreichen Durchbruch.

Der Widerstand der Eisenbahner im Abwehrkampf an der Ruhr bildete ein Kapitel für sich. Trotzdem der Präsident der Reichsbahndirektion Essen, Fohn, das Gebiet verlassen mußte und in Münster in einem Wasserturm arbeitete und im Schlafwagen schlief, haben die Eisenbahner zusammengestanden wie ein Mann, trotzdem sie in unerhörter Weise mißhandelt und ausgewiesen wurden. Den Franzosen ist es nie gelungen, das Geheimnis aller Geleise im Ruhrgebiet kennen zu lernen; es gab eben noch Privatanschlußgeleise, über die die Eisenbahnzüge sich den Zugriffen der Franzosen entzogen. So war es gelungen, im ganzen 1100 Lokomotiven und 30 000 Güterwagen ins unbesetzte Gebiet zu bringen. 18 000 Fahrzeuge fielen ihnen freilich in die Hände, davon 500, die mit Stückgütern beladen waren; ihre Stückgüter haben die Empfänger nie gesehen. Wo sie geblieben sind, weiß kein Mensch. 3000 Waggons wurden zugunsten der französischen Eisenbahnregie versteigert.

Genau wie die Geleise waren auch die Stellwerke den Franzosen ein Rätsel und sind es geblieben bis zuletzt. Die deutschen Eisenbahner wurden Zeugen seltsamer Schauspiele. Sie sahen, wie die auf jeder Lokomotive aufgestellten Posten vor jeder Weiche abtraten und die Weichen selbst umlegten. Aus Wut über ihre Ohnmacht haben dann die Franzosen in Oberhausen die Fernsprechapparate zerstört und sieben kostbare Fahrtschreibmaschinen in Grund und Boden geschlagen.

Die französische Rasse hatte es zwar mit vieler Not und Mühe fertig gebracht, einzelne Strecken wieder betriebsfähig zu machen, aber die Reisebahnen fuhren ohne die Deutschen. Wer damals in jenen Januartagen 1923 von Düsseldorf nach Essen wollte, der mußte zwar vier Stunden fahren und dreimal umsteigen, aber er nahm lieber diese Unbequemlichkeiten auf sich, als die von Frankreich eingerichtete Regie-Bahn zu benutzen.

Abschied von Albert Leo Schlageter

Die Karwoche war diesmal im Ruhrgebiet stiller als sonst verlaufen. Und auch das Osterfest versprach ein stilles Fest zu werden, denn zum Feiern war in der Bevölkerung wenig Sinn und Neigung. Diese Ostertage wurden aber für das ganze Ruhrgebiet Trauertage. Am Karsamstag ereignete sich jene furchtbare Bluttat, der dreizehn deutsche Arbeiter zum Opfer fielen. Am Morgen des 31. März hatte eine kleine französische Abteilung, ein Leutnant mit elf Mann, eine Kraftwagenballe der Krupp-Werke in Essen besetzt. Die Arbeiter bemerkten, daß hier eine Attacke auf ihr Werk unternommen werden sollte, und so war es kein Wunder, daß sich eine große Menge ansammelte. Gegen 11 Uhr ließ der französische Leutnant ohne jede Warnung und ohne jeden erkennbaren Grund aus der Halle auf die draußenstehenden Menschen feuern. Dreizehn Tote deckten den Platz, dreißig Verwundete wurden außerdem gezählt.

(Fortsetzung folgt.)

Frei ist das Reich, frei ist der Rhein

Erst das nationalsozialistische Deutschland gewann die volle Souveränität über das Rheinland zurück. Am historischen 7. März 1936 rückten deutsche Truppen wieder in rheinische Garnisonen, von der gesamten Bevölkerung mit hellem Jubel begrüßt. Links: Ein Bild von diesem Tag aus Düsseldorf; rechts: Deutsche Wacht am Deutschen Eck. Die junge deutsche Wehrmacht ist der sicherste Garant, daß keine fremde Macht ihre Hand mehr ausstrecken darf nach dem deutschen Rhein und der deutschen Ruhr. (Zander, Archiv 2, K.)

Am 22. Januar wurde im Hause der Deutschen Kunst in München als große Winterausstellung die Erste Deutsche Architektur- und Kunsthandwerksausstellung eröffnet. — Modell des Königlichen Platzes in München mit den Führerbauten. (Weltbild, Zander-K.)

Bauten unserer Zeit - Monumente der Nation

Ueberzeugender Querschnitt durch nationalsozialistisches Schöpfertum

Die „Erste Deutsche Architektur- und Kunsthandwerk-Ausstellung" konnte keinen sinnvolleren Rahmen erhalten als das stattliche Haus der Deutschen Kunst. In seiner wuchtigen Kraft und reinen Klarheit verkörpert es selbst ein architektonisches Programm. Dieser Tempel der deutschen Kunst, geformter und steingewordener Geist des unvergeßlichen Baukünstlers Paul Ludwig Troost, ist Symbild neuer kulturtragender Aufgaben, die den Künstlern unserer Zeit auf dem Gebiete der Kunst gewiesen werden.

Mit dieser Ausstellung demonstriert das Dritte Reich in überzeugender Weise der Weltöffentlichkeit erstmals in Geschlossenheit seine Höchstleistungen in Architektur, Handwerkskunst und Innenraumausgestaltung. Sie gibt in den unteren Räumen des Hauses einen bildhaften und plastischen Tätigkeitsbericht über die seit dem politischen und geistigen Umbruch vollendeten Bauten, sowie über Projektierungen der Zukunft. Im Obergeschoß zeigt sie einen glänzenden, durch strengste Auslese gewonnenen Ausschnitt aus der Fülle der Erzeugnisse handwerklicher Kunst. Die weitere detaillierte Gliederung vollzieht sich in den lichtdurchfluteten Sälen des Erdgeschosses, die die anschaulichen und vielseitigen Architekturpläne beherbergen.

Die eindrucksvolle Anschaulichkeit des Materials wird erreicht durch außerordentlich einprägsame Mittel. Dem wirklichen Bilde starr nachempfundene und der Zahl nach überwiegende Modelle aus verschiedensten Werkstoffen wenden sich in plastischer Klarheit und leichter Verständlichkeit an weiteste Kreise der Ausstellungsbesucher. Sie ermöglichen eine aufschlußreiche Uebersicht über die Anordnung eines Bauwerkes und verschaffen einen Einblick in die Seele der architektonischen Schöpfungen. Die Ausschnitte und Ergänzungen zu den großen Modellen werden wirksam und lebendig beleuchtet durch künstlerische Photos, die von einem jungen Münchener Photographen meisterhaft vergrößert wurden. Sie beherrschen die hohen Wände und vervollständigen den Eindruck neben den zahlreichen Grundrissen, für deren schematische Genauigkeit sich vor allem die Fachleute unter den Besuchern interessieren werden. Einen starken persönlichen Charakter tragen die von einigen Architekten mit der Feder oder dem Stift gezeichneten Entwürfe, die auch durch photographische Wiedergabe nichts an ihrer Eindringlichkeit verloren haben.

Durch die gesamte Architekturausstellung zieht sich als leitende Idee eine auch räumlich betonte Achse. Sie wird bestimmt von München als der Hauptstadt der Bewegung und von Nürnberg als der Stadt der Reichsparteitage. Die grundsätzliche Verschiedenartigkeit der architektonischen Aufgabenstellung findet in der räumlichen Trennung ihren äußerlichen Ausdruck. Die Nürnberger Ausstellungsobjekte sind im Weltteil, die Münchener Architekturmodelle im Obstbau untergebracht. Der bauliche Umgestalter Münchens steht vor der schwierigen und teilweise problematischen Aufgabe, auf historische Begebenheiten der Architektur pietätvolle Rücksicht nehmen, die schöne und erinnerungsreiche Architektur einer vergangenen Epoche mit dem gegenwärtigen Stilgefühl harmonisch zu verbinden. Diese schwierige Aufgabe meisterte als erster Prof. Ludwig Troost in engster Zusammenarbeit mit dem Führer bei der Umgestaltung des Königlichen Platzes. Hier vereint sich das formale Element der Glyptothek, das dorische der Propyläen und das korinthische der Staatsgalerie auf das glücklichste mit der mächtigen und klaren Tektonik der Parteibauten zu einem geschlossenen Bilde höchster Vollkommenheit.

Im Mittelpunkt des Münchener Saales steht das gewaltige Modell vom Haus der Deutschen Kunst. Durch die zentrale Aufstellung wird gebührend betont, welch überragende Bedeutung diesem Bauwerk bei der Veränderung des nachbarlichen Stadtbildes beigemessen wird. Ein weiteres großes Modell vermittelt eine Gesamtansicht über die damit zusammenhängende Umgestaltung der Straßenzüge der Ludwig-, von-der-Tann- und Prinzregentenstraße und erbringt auch hier den eindrucksvollen Beweis der sicheren Verkehrsführung. Nicht weit davon erhebt sich München, jahrzehntelang gastliche Heimat der Künstler aller Länder, durch den schöpferischen Willen des Führers zum Brennpunkt deutscher Kunst und Kultur. Von dem weiteren Bauschaffen in München zeigt die Ausstellung die Modelle der Neuen Technischen Hochschule, die gegenüber dem Botanischen Garten errichtet werden soll, und des Flughafens München-Riem.

Im Westteil bestimmt das Gesicht der Architekturausstellung der Nürnberger Saal, in dessen Mitte die Gesamtansicht vom Parteitaggelände ausgebreitet ist. Die im Maßstab 1:200 aufgestellten Modelle und Ansichten vom Zeppelinfeld, Märzfeld, dem Deutschen Stadion und der Kongreßhalle gewähren dem Beschauer eine klare Vorstellung von der Größe und Macht der geplanten Bauten.

Am gewaltigsten wirkt bereits im Modell das „Deutsche Stadion" — seine wirkliche Länge einschl. Vorhof beträgt 730 Meter, die Länge des Stadions selber 560 Meter, die Breite des Stadions 450 Meter und seine Höhe 83 Meter. Es bietet auf seinen Tribünen Platz für 450 000 Personen. Für alle diese großen Bauten zeichnet der Architekt Prof. Albert Speer verantwortlich. Die Kongreßhalle, die nach einem Entwurf von Professor Ruff vom Zweckverband Reichsparteitag Nürnberg errichtet wird, weist in der Mittelachse eine Länge von 265 Meter, eine Breite von 275 Meter und eine Höhe von 68 Meter auf. In diesem Zusammenhang ist noch der Vergleich interessant, daß das gesamte Parteitagelände einen ebenso großen Raum einnimmt wie die ganze Stadt Nürnberg.

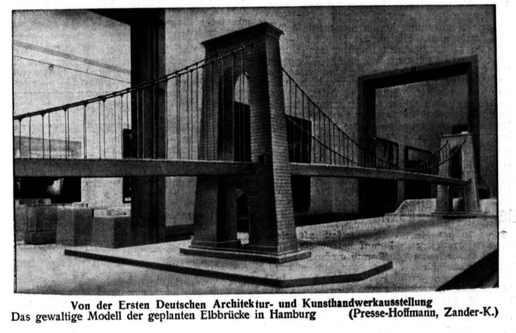
Um die Bauten der Partei in Nürnberg und München gruppiert sich nun in abwechslungsreicher und nicht weniger anschaulicher Reihenfolge die Vielzahl der meist schon verwirklichten Modelle der übrigen großen architekturtragenden Verbände. Als bedeutender Bauherr ist die Wehrmacht mit den markantesten Beispielen einer neuen Baugesinnung vertreten. Diese neue Baugesinnung erstrebt die harmonische Angliederung der Bauten der unbelebten Landschaft. Die Gebirgsjäger-Kaserne in Sonthofen und die Pionierkaserne in Garmisch veranschaulichen diesen neuen baulichen Gesichtspunkt.

Am beutlichsten aber wird diese landschaftsgebundene Tendenz bei den vielen Reliefs und Ansichten von Schöpfungen der Reichsautobahn. Die Brückenfolge im Wesergebirge auf der Strecke Hannover—Ruhrgebiet und die Brückenfolge am Dreieck Leinebergung auf der Strecke Stuttgart—Ulm sind Beweise für diese erstrebte Angleichung. Unter den vielen Projekten dieser Art erregt vor allem Bewunderung das riesige Modell der bei Altona geplanten Elbe-Hochbrücke. Von einem Brückenkopf zum anderen soll dieses freitragende Wunderwerk deutscher Brückenbaukunst 700 Meter messen. Die lichte Höhe von 70 Meter ermöglicht auch dem größten Ozeandampfer freie Durchfahrt.

Das Amt für Heimbeschaffung der Reichsjugendführung stellt seine gestaltende Arbeit bei der Schaffung deutscher Jugendherbergen ebenfalls ganz unter das beherrschende Zeichen der landschaftlichen Bindung. Kraft durch Freude zeigt einen interessanten architektonischen Ausschnitt aus dem neuen „Wilhelm Gustloff" und gibt außerdem eine Gesamtansicht des umfangreichen Seebades auf der Insel Rügen. Modelle und Photos von den großartigen Projekten der Ordensburgen Sonthofen, Vogelsang und Crössinsee vervollständigen das Bild von den hohen durch die DAF. vertretenen Bauvorhaben.

Die Aufgabe, die Leon Deubels Kunsthandwerk im Rahmen dieser großzügigen Architekturschau gestellt wurde, ist verpflichtend und zukunftsweisend zugleich. Die im Obergeschoß mit außerordentlich viel Geschmack zusammengestellten Erzeugnisse handwerklicher Kunst erheben keinen Anspruch, einen vollständigen Ueberschnitt zu bieten. In der strengen Auswahl erfüllt dieser Ueberblick über deutsches Handwerksschaffen dennoch seinen Zweck: erzieherisch und geschmacksbildend auf weiteste Kreise unseres Volkes zu wirken. Porzellanmanufakturen, Kunsthandwerkerschulen und viele bekannte Gold- und Silberschmiede trugen ihr Teil zur Gestaltung der Handwerksschau bei. Formschöne und handgeknüpfte Teppiche und Gobelins, kostbarer Schmuck und tausend andere Dinge ordnen sich kunstvoll in das Gefüge dieser eindrucksvollen Schau deutscher Handwerkskunst ein.

Heinz Kaiser.



Von der Ersten Deutschen Architektur- und Kunsthandwerkausstellung
Das gewaltige Modell der geplanten Elbbrücke in Hamburg (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Bilder aus einem Forscherleben

Zur Ueberreichung des Deutschen Nationalpreises an Wilhelm Filchner durch den Führer

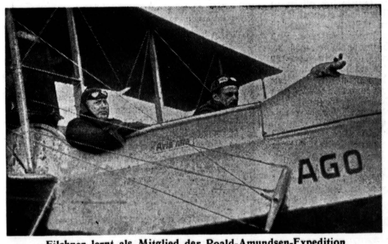
Wilhelm Filchner ist der Urtyp des deutschen Idealisten, nicht des weltabgewandten Grüblers, sondern des tatkräftigen Willensmenschen, der sein Ziel mit ruhigem Bedacht wählt und dann die Wahrheit des alten Wortes beweist: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Schwierigkeiten sind für ihn nur da, um überwunden zu werden, und je höher sich die Hindernisse vor ihm auftürmen, um so unbeirrbarer schreitet er vorwärts. Mangel an Geldmitteln, Ausbleiben der erhofften Unterstützung, Verbote von Regierungen und Gouverneuren, Durst und Hitze, Hunger und Kälte können ihn ebensowenig schrecken wie schwere körperliche Leiden, eine gebrochene Hand oder erfrorene Füße.

*

Wilhelm Filchner wurde am 13. 9. 1877 in München geboren. Er machte sein Abitur, um die militärische Laufbahn einzuschlagen. Nachdem er die preußische Kriegsakademie absolviert hatte, wurde er später zum Großen Generalstab kommandiert. Im Jahre 1900 beginnt der Forschergeist in ihm wach zu werden. Mit seinem kühnen Ritt durch das Hochland von Pamir erregt er das Aufsehen der Wissenschaft. Vom Jahre 1903 bis 1905 leitet er die deutsche China-Tibet-Expedition. 1910 bis 1912 ist er der Leiter der ebenfalls deutschen antarktischen Expedition, deren Ergebnisse die Entdeckungen des Prinz-Regent-Luitpold-Landes und der anschließenden großen Barriere sind. Im Jahre 1913 wird Wilhelm Filchner von dem unvergeßlichen Forscher Roald Amundsen für dessen Nordpolexpedition verpflichtet. Filchner nimmt alle Vorbereitungen dafür auf, lernt u. a. das Fliegen, bis der Ausbruch des Krieges die endgültige Ausführung des Unternehmens vereitelt. Zu Beginn des Feldzuges erhält er das Kommando zur kämpfenden Truppe, dem später die besondere Verwendung im In- und Ausland erfolgt.

Wilhelm Filchner als elfjähriger Schuljunge im Kreise seiner Kameraden (zweite Reihe von oben, Dritter von rechts)

Nach der Rückkehr von seiner jüngsten Asienexpedition: Dr. Wilhelm Filchner mit seiner Tochter in ihrem Berliner Heim



Filchner lernt als Mitglied der Roald-Amundsen-Expedition in Berlin-Johannistal liegen

Leutnant Filchner (Zweiter von links) mit seinem Lieblingshund Sascha im Felde

Vom Jahre 1922 bis 1928 unternimmt Wilhelm Filchner die geophysische Expedition nach Zentral-Asien.

Vor mehreren Jahren unternahm Wilhelm Filchner seine neue Expedition in das innere Asien, von der er jetzt zurückgekehrt ist. Am 30. Januar wird ihm der Führer den deutschen Nationalpreis überreichen, und damit wird jetzt das neue Deutschland an dem Forscher das gutmachen, was einst versäumt wurde. Not und Entbehrungen hat Wilhelm Filchner im Dienste der Wissenschaft erleiden müssen, und wieder allzu oft ist es vorgekommen, daß er plötzlich völlig mittellos dastand und seine Freunde in Deutschland nur mit Mühe und Not die Geldmittel aufbringen konnten, um dem Forscher die Heimreise zu ermöglichen. Trotzdem hat Wilhelm Filchner in den Zeiten des Niedergangs und des Zusammenbruches stets bewiesen, daß der alte Idealismus noch lebt und der Glaube an die eigene Kraft noch vorhanden war.

Bilder: Presse-Hoffmann (4), Zander-K.

Abenteuer unter Wolkenkratzern

Eine Entdeckungsreise nach USA von einem, der Millionär werden wollte

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst

Von Peter Marius Zell

3. Fortsetzung

„. . . sie löschte das Irrlicht in mir aus."

Ich habe niemals in einem Gesicht ein so gütiges, ein so einnehmendes Lächeln gesehen. Es wäre höflich von mir, wollte ich sagen, daß es die Maske der gesellschaftlichen Umgangsform war. So kann nur eine Frau lächeln, die durch das Leben geläutert ist, der nichts mehr fremd ist, die vieles durchschaut. Ich kann ihr kein besseres Kompliment heute noch nachträglich machen, als wenn ich sage: mir war es, als stände ich vor meiner Mutter. Ganz unwillkürlich beugte ich mich über ihre Hand und küßte sie eine Sekunde länger, als wie man den zeremoniellen Handkuß gewohnt ist. Aber drüben wie bei den Engländern nicht beliebt ist). Dann sagte ich:

„Sie werden gütigst verzeihen? Ein Irrtum führte mich in Ihr Haus. Ich bin sehr unglücklich, eine Stunde unter Ihrem Dache geweilt zu haben."

Die Damen, mit denen sie sich unterhielt, setzten die Tassen wieder vom Munde ab.

„Aber nehmen Sie ein wenig Platz. Ich hoffe, Sie unterhalten sich gut bei uns. Das ist doch die Hauptsache."

Ich verbeugte mich stumm und wollte gehen. Ich durfte nicht. Diese Frau konnte befehlen. Und da es mit meinem Englisch immer noch nicht so gut bestellt war, daß ich alle Feinheiten des Gespräches beherrschte, sie aber wiederum das Deutsche nur brockenweise sprach, nahmen nur die französische Sprache zu Hilfe. Diese, in drei Sprachen geführte Unterhaltung, wurde ausschlaggebend für meinen amerikanischen Aufenthalt, und wenn ich an die letzten Folgen hiervon wiederum denke, dann auch ausschlaggebend für mein ganzes Leben.

Einen Augenblick oder eine endlose Spanne Zeit, so etwas kann man nicht nach der Uhr bemessen, war es, als wenn ich mit dieser klugen alten Frau allein sei. Die übrigen Damen unterhielten sich miteinander oder warfen wohl hier und da ein Wort in unsere Unterhaltung, und meine Tänzerin tanzte bereits wieder in den Armen eines gut aussehenden jungen Mannes.

Die Unterredung packte mich an meiner seelisch empfindlichsten Stelle. Ich fühlte mich bis in alle Winkel durchschaut und auch in den fernen Ecken des eigenen Ichs durchleuchtet, die mir selbst nie recht klar geworden waren.

Die alte Frau nahm mich gütig wie eine Mutter in die Arme und suchte mir zu helfen. Sie löschte mit leisen und gütigen Händen das Irrlicht in mir aus, das in mir geisterte und mich über die Welt trieb. Sie nahm mir die Unrast, das Unbeständige, das ruhelose Suchen und gab mir Ziel und Richtung.

Den Dialog wiederzugeben ist zwecklos, zumal er in drei Sprachen geführt wurde. Der Inhalt aber blieb klar und deutlich für alle Zeiten in meiner Erinnerung.

Sich erkennen und mit der Heimat verbunden, den Weg verfolgen, der sich aus dem eigenen Können ergibt — das ist die Erlösung aus den Wirren, den Zweifeln.

Man kann nicht nur immer an der Oberfläche plätschern. Man kann sich nicht von seinem Vaterland lösen und irgendwo anders sein Glück suchen und nach dem Zufallserfolg jagen. Er bliebe, selbst wenn er aus dem Füllhorn der Fortuna käme, ohne den inneren Reichtum, der uns allein nützt. — Wohl gibt es Pioniere ihres Vaterlandes im Ausland. Aber nur dann, wenn sie ihrem Vaterlande treu bleiben und die guten Eigenschaften des Landes so stark, so unangefochten in sich tragen, daß sie dieselben übertragen können. Steuben war ein guter echter Deutscher. Er blieb hier, was er drüben war, ein preußischer General. Dadurch wurde er groß und diente dem deutschen und dem amerikanischen Volk. Wer im Ausland etwas werden will, muß stark im eigenen Vaterland sein, und wer im Ausland es weiter bringen will, der muß ein Gelandter seines Landes im besten Sinne des Wortes werden.

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Was erwartete ich von den Vereinigten Staaten, der ich nichts in Deutschland war? Wie konnte ich auf Zufall und Glück vertrauen, der unfähig war, (wenn sie beide gekommen wären) sie auch zu halten?! Und nur das Leben als einen Witz zu sehen?! nur mit lebensuntüchtiger Formengewandtheit sich über alles hinwegsetzen und den Till Eulenspiegel oder den Don Quichotte zu machen?! — dafür schien mir mein Leben plötzlich zu schade. Bei mir stand es fest:

Zurück nach Deutschland. Aus sich selbst etwas werden und dann, wenn dann noch die große Sehnsucht geblieben ist, die Weiten unserer herrlichen Welt zu durchforschen oder dem Erleben auf fremden Kontinenten nachzugehen, dann los, wenn die innere Festigkeit erworben ist.

Freilich, ich packte nicht gleich meine Koffer. Ich mußte ja noch erst einmal meinen Tribut zahlen, und mein Geld, das ich sorgsam gehütet hatte, auch noch auf echt banale Weise los werden — damit ich nicht nur mit theoretischer, sondern auch mit praktischer Kenntnis gesegnet war. Dazu verhalf mir meine schöne Tänzerin, die es so einrichtete, daß ich sie nach Haus bringen mußte. Sie lud mich zu ihren Eltern ein, und als sie die tiefe Exzitiertheit spürte, die ich nach der Unterhaltung empfand, verstand sie es ausgezeichnet, ihren Vorteil daraus zu schlagen.

„Happy end" — — auch ohne Millionen

Betty Green, die ich zufällig auf der Gesellschaft kennen gelernt hatte, bewohnte mit ihren Eltern ein ansehnliches Haus. Es ging rait vornehm darin zu. Man fand es unmanierlich, daß ich meinen Strohhut auf die nachgemachte Ritterrüstung setzte, die am Eingang stand. Bei Tisch drehte sich das Gespräch ausschließlich darum, wie verworfen doch die heutige Welt war. Man merkte aber, daß damit ein Mangel an Moral verborgen werden sollte.

Betty, ihre Tochter, war in dieser Atmosphäre aufgewachsen und, wenn sie verliebt war, dann auch gleich schrankenlos übertrieben. Sie zeigte mir ein Album mit erschreckend vielen guten Bekannten. Ich hatte nicht sonderlich Lust, diese Galerie zu vermehren. Mich interessierte mehr das Geschäft ihres Vaters, der sehr viel verdiente und die Behauptung aufstellte, man könne in den Vereinigten Staaten heute noch so gut reich werden, wie zu Zeiten der Entdeckung kalifornischer Goldfelder.

Ich besuchte ihn in seinem Büro. Es umfaßte drei Stockwerke in einem Wolkenkratzer, und seine Firma nannte sich etwa:

„Grundstücks- und Sicherheitsinteressen-Gesellschaft".

Wie unsicher sie war, sollte ich kennen lernen. Aber ich konnte mir nicht denken, daß man etwa 500 Angestellte bezahlen, solche teuren Mieten aufbringen und in so guten Kreisen verkehren kann — und das dabei alles doch mehr oder weniger Bluff und Betrug ist.

Die Aufmachung war zu bestechend. Mister Green zeigte mir auf der Landkarte gewaltige Landgebiete, die seine Gesellschaft bebaute und verkaufte.

In riesigen Schränken und Regalen lagen ausgearbeitete Zeichnungen, aus denen genau zu ersehen war, wie diese Landstrecken bebaut oder verwendet werden sollten.

Sie waren hübsch und gut ausgeführt. Die einzelnen Kirchen, Häuser, Kinos, Läden, Anlagen, Bäume und Industrieviertel sahen plausibel, so wie man sie etwas schräg aus der Vogelperspektive sieht, daraus hervor.

Es waren Städte und Dörfer, die nur auf dem Papier bestanden, die Geschäftspraxis machte mir Mister Green selbst klar:

„Zeit Beginn der Vereinigten Staaten dehnt sich die bewohnte Fläche ständig aus. Neuyork, Chikago, San Franzisko usw. sind im Laufe von fünfzig Jahren um so und soviel größer geworden. Wo heute Zentrum ist, war noch vor kurzem die Wüste. Auch die Vororte dehnen sich entsprechend aus und werden mit der Zeit der Stadt einverleibt, und der Grund und Boden gewinnt ungeheuerlich an steigendem Wert. Viele unserer Millionäre machten ihr Vermögen durch Ankauf von Grund und Boden. Es gibt keine sicheren Anlagen als eben der Grund und Boden, er bleibt den Enkeln, wenn man nicht vorher mit steigendem Wert verkauft; man kann nur gewinnen".

Das alles leuchtete mir ein. Die Theorie stimmte auch so. Betty machte mir reichlich gewandte Vorschläge und es fehlte nicht an Andeutungen, daß ich einen vorzüglichen „Präsidenten des Foreign Department" der „Real Estate and Garantie Society" abgeben könnte, wenn ich an meine Landsleute Grund und Boden durch die Gesellschaft verkaufen könnte.

Glücklicherweise habe ich keinen Deutschen oder Deutsch-Amerikaner drüben geschädigt. Es kam viel rascher zu einem unerwarteten Effekt, als man voraussehen konnte. Es begann damit, daß ich mein gesamtes Geld einzahlte und dafür hübsch bemalte Papiere bekam, die mich als Besitzer weiter Territorien kennzeichneten. Auf diesen Bonds war eingemalt, was noch darauf gebaut werden sollte. Wer den Grund erwerben wollte, mußte sich an mich wenden. Ich konnte das Land entweder den Siedlern verpachten oder verkaufen. Die Werbung, zu siedeln, übernahm wiederum die Gesellschaft. Sie machte Projekte, unternahm Autobusfahrten und kostenlose Sammelreisen dorthin, stellte Plakate und Schilder dort auf und legte auch bereits die fertigen Pläne er Interessenten vor, die sich an Ort und Stelle selbst Interesse daran hatten, daß um sie herum ein möglichst geordneter und rentabler Baukomplex, eine kleine Stadt, entstand, wodurch ihre Existenz gesichert schien.

Und doch — alles nur auf dem Papier. Wenige Autostunden von Newyork entfernt liegen tote Städte. Das heißt: ganze Häuser und Straßen ohne Einwohner. Man hatte die Fenster und Türen herausgerissen. Der Abbruch lohnte sich nicht. Den übernimmt die Zeit. Jeder konnte sich die Häuser aneignen. Jeder konnte sie wieder herrichten und darin wohnen. Ich sah auch eine Familie dort, die eine Champignonzucht in den feuchten Kellern betrieb . . .

Der Grund, weshalb diese Siedlungen verlassen waren, lag auf rein wirtschaftlichem Gebiet. Es war ein Sandsteinbruch dort, oder ein Mineral, oder sonst irgendetwas, was die Bevölkerung ernährt hatte. Entweder waren diese natürlichen Schätze verlost oder der Abbau, die Ausbeute lohnte nicht mehr. Man zog davon. Gespenstische Höhlen blieben nach. Sturm und Regen peitscht durch Dächer und Fenster, wo einst trauliz Familienleben war. Nicht viel anders ging es mit der Grundstücksgesellschaft. Kein Siedler konnte sich allein in der Wüste halten. Es hätten auf einmal Tausende angesiedelt werden müssen — und so machte Herr Green eines Tages bankerott, und meine Bonds hatten nicht mehr Wert, als bedrucktes Papier hat. Soviel ich weiß, ging er mit seiner Frau und Betty nach Mexiko. Dort wird er sicher entdeckt haben, daß man aus Kakteen einen Rohstoff gewinnt und nach der Gründung der „Mexikanischen Kaktus-Verwertungsgesellschaft" nach Venezuela oder nach Ecuador reisen, um dort ähnliches zu veranstalten.

Ich trauerte meinem Geld nicht nach. Ich ging nach Hause, packte meine Koffer, kaufte die Wäsche, die Miete, den Schuhmacher bezahlen und dann besaß ich noch zwanzig Mark nach deutschem Gelde. Es reichte also nicht ganz, um nach Deutschland zu kommen. So trottete ich nach der 42. Straße, wo die deutschen Schiffe anlegten und machte mir klar, daß ich auf irgend eine schnelle Art auf den Kasten kommen mußte.

Ich überlegte mir, daß ich eigentlich keinen Grund hatte, abzufahren. Ich konnte immer genügend Antiquitäten verkaufen, um mich über Wasser zu halten. Außerdem hätte ich gut und gern und reichlich zusammenpumpen können, um über die Spanne einer Saure-Gurken-Zeit hinwegzukommen.

Was mich bewegte, die Rückreise anzutreten, war einfach dies: Ich hatte gesehen und erlebt, was ich erleben wollte. Ich hatte mich eine Zeitlang auf dem amerikanischen Kontinent, meist in Newyork herumgetrieben. Ich wollte weder ein abschließendes Werk über die USA schreiben, noch Millionär auf Anhieb werden, wenn ich auch in meiner kühnen Phantasie anfänglich damit herumgegaukelt hatte.

Und dann kam noch etwas anderes dazu: das habe ich bisher verschwiegen. Ich bekam nämlich regelmäßig Post aus Europa. Liebe Briefe! Meine kleine Blonde drüben, die ich dann auch heiratete, war es, die mich Amerika loslassen ließ. Ich freute mich, einen Schiffsoffizier der deutschen Linie zu treffen, der mich kannte. Als Schiffsoffizier fuhr ich heimwärts, denn noch konnte niemand stolzer im Herzen gewesen sein, nicht glücklicher in seinem Innern — auch Columbus nicht. Ich hatte auf meine Art Amerika entdeckt. Eine große Sehnsucht war gestillt.

— Ende! —

Das spricht

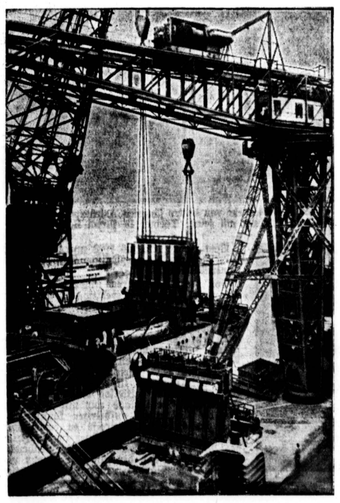
Bände

Wieder einmal haben sich Schweizer Forscher in ausführlichen Rechnungstabellen mit der Frage befaßt, wie der Durchschnittsmensch seine Lebensjahre verbringt und einteilt. Die nachfolgenden Berechnungen gründen sich auf die Annahme, daß der Mensch, von dem hier die Rede ist, ein Alter von 70 Jahren erreicht. Es ist vielleicht die verblüffendste Feststellung, daß dieser Mann, selbst wenn er durchaus nicht geschwätzig ist, wahrhaftig „Bände gesprochen" hat, nämlich 4620 Bücher mit je 300 Druckseiten.

Das ist fürwahr eine „Bibliothek", die sich sehen lassen kann. Wie kommt man auf diese interessante Ziffer? Ein nicht überdurchschnittlich redseliger Mensch füllt in 70 Jahren volle 13 Jahre mit Sprechen aus, wobei er Tag und Nacht ohne Unterbrechung redet. Man kann annehmen, daß die täglichen Reden eines Menschen durchschnittlich 18 000 Worte umfassen. Diese Zahl erscheint außerordentlich hoch, die Schweizer Forscher weisen jedoch auf Grund ihrer Beobachtungen darauf hin, daß die Zahl der Worte, die ein Mensch täglich spricht, fast stets unterschätzt wird. Selbst ein verhältnismäßig schweigsamer Mensch gibt im Verlauf einer mehrstündigen abendlichen Unterhaltung 5 bis 6000 Worte von sich. 18 000 Worte füllen etwa 54 Seiten eines normalen Buches. Unter Zugrundelegung der Ziffer 18 000 würde man also jährlich etwa 66 Bücher, die je 300 Seiten stark sind, sprechen. Das wären in 70 Lebensjahren 4620 Bücher mit je 300 Seiten. Das ist freilich eine rein theoretische Zahl, denn ein Trapper in Kanada spricht natürlich nur ein Bruchteil von dem, was ein Lebensversicherungsagent in New York von sich gibt.

Wenn man annimmt, daß ein 70jähriger Mensch durchschnittlich acht Stunden pro Tag schlafend zugebracht hat, ergibt sich daraus die Tatsache, daß er 23 Jahre seines Lebens verschlafen hat. Hat er sich regelmäßig jeden Tag sorgfältig gewaschen und all das ausgeführt, was zur Morgentoilette eines zivilisierten Menschen gehört, so nahm das eineinhalb Jahre seines Lebens in Anspruch. Aber noch viel mehr Zeit, nämlich volle 6 Jahre in sieben Jahrzehnten, hat der Durchschnittsmensch zum Essen gebraucht. Man hat auch versucht, auszurechnen, wieviel Zeit ein Mensch auf seine Schulbildung verwendet. Der Besuch der Elementar-, Mittel- und Hochschulen nimmt für einen Menschen des 20. Jahrhunderts etwa drei Jahre in Anspruch, wobei er freilich Tag und Nacht, ohne jegliche Unterbrechung, studieren muß, da ja die tatsächliche Schulbildungszeit eines Menschen im Durchschnitt etwas mehr als 12 Jahre in Anspruch nimmt.

Die kleinen alltäglichen Krankheiten, wie Schnupfen, Husten, Grippe und dergleichen mehr berauben zusammengerechnet nach dieser Statistik den Durchschnittsmenschen etwa zweier Jahre seines Lebens. Hierbei sind ernsthafte Erkrankungen, Operationen und so weiter nicht berücksichtigt. Und wie viel Freizeit hat der Durchschnittsmensch in seinem 70 Jahre währenden Leben? Auch um diese Ziffer haben sich die Schweizer Forscher bemüht. Es verbleiben dem Menschen in sieben Jahrzehnten etwa 20 Jahre, in denen er weder schläft, noch in seinem Beruf tätig ist. Er verwendet sie teils, um sich zu vergnügen, teils zu Mußestunden, sportlicher Tätigkeit und Erholung im Kreise seiner Familie. Diese 20 Jahre in 70 Jahren sind es also, die dem ganz persönlichen Ich gehören, die man je nach seiner Veranlagung für seine privaten Interessen und Freuden anwendet.



Deutsches Motortankschiff für amerikanischen Oelkonzern

Auf der Friedrich Krupp Germaniawerft AG., Kiel-Gaarden, wird für die Standard Oil Company of California eines der größten Motortankschiffe, das 17 432-t-Motortankschiff „China", erbaut. Gegenwärtig erfolgt der Einbau der Krupp-Diesel-Motoren. (Weltbild, Zander, K.)

Diamanten IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

4. Folge

Mehr! Immer mehr! Karl Staupe und Freytag verluchen, sich schützend vor ihre Pfähle zu stellen, stemmen sich gegen den Strom — umsonst! Die Pfähle werden umgerissen, die Felder überschwemmt, die beiden Besitzer beiseitegedrängt. Alles stürzt dorthin, wo bereits Leute im Sande wühlen. Und die Suchenden springen auf, brüllend, zähnefletschend. Schon blitzen geschwungene Spaten in der Luft, sausen dumpfe Stockschläge auf Tropenhelme und bloße Köpfe. Irgendwo in dem Chaos kracht ein Schuß . . .

Neue Staubwolken! Endlich! Da sind die Polizeireiter! Sie parieren ihre Pferde und treiben sie mitten zwischen die sich balgenden Menschen, Karabiner schußbereit auf der Hüfte. Scharfe Kommandos übertönen das Gebrüll. Vor den andrängenden Pferden entwirrt sich langsam der Knäuel. Nur eine Gestalt bleibt reglos im gelben Sande liegen.

„Zurück! Ordnung halten! Zurück oder — es wird geschossen!"

Der Polizeioffizier, an den Freytag und Staupe sich wenden, winkt schon nach ein paar Worten ab. „Ich sehe schon! Stellen Sie Ihre Pfähle rasch wieder auf. Selbstverständlich dürfen Sie Ihr Eigentum schützen!"

Krebsrot vor Anstrengung arbeiten die drei, während die bewaffneten Reiter gewaltsam die Menge zurückdrängen. Einen Augenblick scheint es fast, als sollte es zum offenen Aufruhr kommen, Knüppel und Spaten fliegen den Soldatenpferden gegen die Schienenbeine, Messer funkeln auf. Erst als einer der Reiter, den vier, fünf Männer vom Sattel zu reißen drohen, einen Karabinerschuß abgibt, und einer der Angreifer mit blutender, zerschossener Backe schreiend zurücktaumelt, kommt die Menge zur Besinnung.

„Nehmt Vernunft an, Leute!" donnert die scharfe Stimme des Polizeioffiziers in den abflauenden Lärm. „Die Felder hier sind ordnungsgemäß abgesteckt und dekennzeichnet! Das Eigentumsrecht habt ihr zu respektieren! Steckt selber Felder ab! Es ist ja noch genug Land da!"

Die Leute kommen wirklich einen Augenblick zur Vernunft und setzen sich um. Da halten in Linie die schußbereiten Polizisten. Dort drüben stehen die drei Männer, die nun einmal die ersten hier waren, dicht bei ihren wieder aufgerichteten Grenzpfählen mit verbissenen Gesichtern, ihre Revolver schußfertig in den Fäusten. Und dort — rings herum liegt ja noch eine unermeßliche Sandwüste. Niemandsland. Freiland, in dem vielleicht unermeßliche Reichtümer warten.

Ein Massenschrei brüllt plötzlich auf. Die Leute drängen durcheinander, stoßen sich gegenseitig beiseite und stürmen aufs neue davon, um die Holzpfähle herum, weiter hinaus in das Sandmeer. Ein Dutzend Männer, die noch einen Rest von Besonnenheit bewahrt haben, stürmen auf den Schuppen neben dem Stationshaus zu und kommen hochbeladen mit Holzscheiten und Pfählen zurück.

„Das Holz müssen Sie schon draußen", sagt der Polizeioffizier achselzuckend zu Franz Mokat. „Wenn wir den Leuten die Möglichkeit nehmen, sich Felder abzustecken, gibt es hier Mord und Totschlag."

„Jawohl, Herr", sagt Franz Mokat vollkommen verdattert und rennt seinen beiden Freunden nach, die sich bereits auf ihren Feldern wieder ans Suchen gemacht haben.

*

Die untergehende Sonne beleuchtet ein Bild, das die Nambiwüste noch nie zuvor gesehen hat. Hunderte von hösartigen Ameisen krabbeln und kriechen in dem Sand. Um die Station Colmannskuppe ist ein Gewirr von zusammengefahrenen, achtlos stehengelassenen Wagen aller Art. Losgerissene Pferde traben wiehernd umher und werden von den schwarzen Bahnarbeitern mühsam eingefangen.

Die Polizeisoldaten haben einigermaßen Ordnung in die Verhältnisse gebracht. Sie sind nach dem ersten Sturm den Ankommenden entgegengeritten und haben die Flut unter Erklärungen und Warnungen, hier und da auch mit Gewalt, aufgehalten, die zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß Herbeieilenden über das Sandmeer verteilt, so daß nicht mehr alle Gruppen sich auf einen Punkt zusammenballen. Ein paarmal hat es noch Streit und Kampf gegeben, aber die Leute haben rasch wieder voneinander abgelassen. Graben! Suchen! Wühlen! Das ist jetzt viel wichtiger als alles andere. Stunde um Stunde sind die Menschen durch den heißen Sand gekrochen, ohne an Ruhe, Essen und Trinken zu denken. Viele weinen vor Wut und Enttäuschung, denn sie haben nichts gefunden als Sand und Kieselsteine. Aber die Diamanten sind da! Es ist kein Betrug, kein falscher Alarm! Hier und da gellt ein Freudenschrei auf. Ein Mann wirft sich plötzlich mit ausgebreiteten Armen vornüber auf den Sand, krallt die Hände ein, stammelt, lallt: „Diamanten! Diamanten!" Ein anderer springt jäh auf, tanzt wie ein Irrsinniger umher, rennt blindlings davon, irgend etwas in der emporgereckten Faust umschließend: „Diamanten! Diamanten!" Und dieser Ruf zündet immer wieder. Die Müden, die Mutlosen stürzen sich von neuem auf die Erde, wühlen, traben, graben siehen . .

Schon die ersten Stunden haben Opfer gefordert. Mehrere Männer sind vom Hitzschlag getroffen worden. Ein Dutzend Kranker liegt fieberind, irre redend, im Schatten des kleinen Stationshauses, und hinter dem Schuppen liegt, unbeachtet, kalt und steif, die Leiche des Lagerverwalters Knien, den im ersten Chaos ein Schuß niedergestreckt hat.

„Sie auch, Hilde?"

Max Freytag schaut überrascht auf die schlanke Mädchengestalt, die plötzlich neben ihm steht. Hilde Stein lacht, aber auch in ihren sonst so kühlen Augen steht die brennende Erregung. „Ja, ich auch. Warum denn nicht? Soll ich zusehen, wenn alle sich hier Millionen aus der Erde scharren! Vater ist doch auch hier!"

„Herr Stein?" Freytag sieht sich verwundert um. „Wo denn . . .?"

„Irgendwo. Weiß ich es denn? Ich selber bin eben erst angekommen. Aber nun sagen Sie mal, Freytag: wo kann ich denn Diamanten finden?"

Freytag streicht sich das nasse Haar aus der Stirn. „Na, hierherum ist alles schon besetzt, wie Sie sehen. Höchstens da drüben. Aber warten Sie mal, Hilde, ich werde Ihnen ein fürstliches Geschenk machen: Das Feld da links von uns! Streichen Sie meinen Namen an den Eckpfählen aus und schreiben Sie dafür den Ihrigen hin. Hier haben Sie einen Bleistift."

Einen Augenblick zögert das Mädchen. „Ich weiß nicht, ob ich das wirklich . . ."

„Nehmen Sies als eine Buße dafür, daß ich Sie neulich abends vergebens habe warten lassen. Das Feld für den Freytag. Ich schätze, Sie werden mit dem Tausch zufrieden sein."

Da erwacht die alte lustlustige Hilde wieder. „Das kommt darauf an, wieviel Diamanten ich in dem Sandloch da finde", lacht sie, und dies ist wohl das einzige ehrliche Lachen, das unter tausend Flüchen, Verwünschungen und ekstatischen Freudenschreien heute bei Colmannskuppe gehört ward.

Plötzlich ist die Nacht da. Eine endlose, furchtbare Nacht. Wer hat daran gedacht, daß die Nächte hier empfindlich kalt sind nach den heißen Glutlagen? Wer hat soviel Vernunft besessen, Decken, Zelte oder Mäntel mitzunehmen? Nicht einmal Lebensmittel sind vorhanden. Das hiesige Trinkwasser am Stationsgebäude ist längst verbraucht. Sogar das Wasser aus der Lokomotive hat man aufgefangen und gierig geschlürft. Nun kann man nicht einmal den Zug nach Lüderitzbucht zurückfahren und das Notwendige holen lassen.

Hungaria, halb verschmachtet, todmüde, zerschunden und zerrissen hocken die Menschen auf den im Mondlicht gespenstisch weißen Feldern. Es sind Pferde genug da, aber niemand denkt daran, nach Lüderitzbucht zurückzureiten. Niemand will seinen Platz verlassen. Wer Diamanten gefunden hat, den hat die Gier nach mehr in seinen Bann geschlagen. Wer bisher kein Glück hatte, fiebert dem Morgen entgegen.

„Achtundzwanzig Stück. Zusammen ungefähr zwölf Karat," sagt Max Freytag befriedigt, seine Schächtelchen zusammenstellend. „Staupe hat noch immer nichts gefunden. Geschieht ihm ganz recht! Und Sie, Mokat?"

Franz Mokat, der bereits auf dem schmalen Feldbett liegt, wirft sich herum. „Doch, ich habe auch noch eine Handvoll zusammengeklaubt. Es werden ungefähr ebenso viel Steine sein, wie Sie gefunden haben."

„Und das sagen Sie mit so einer Leichenbittermiene? Was ist eigentlich los mit Ihnen, Mokat? Sonnenstich?"

Der Bahnarbeiter seufzt. „Ich denke nur darüber nach, ob ich nicht doch meine Felder an Herrn Staupe verkaufen soll."

„Uebergeschnappt!" erklärt Freytag empört. „Wohl gar, um der falschen Schlange da unten in Gukkes Bar einen Gefallen zu tun, was?"

„Es ist nicht wegen Fräulein Zoe allein." Mokat starrt traurig vor sich hin. „Ich hab keine Freude mehr an den Steinen, Herr Freytag. Ich glaube, ich hab . . . zu viel gesehen heute."

„Kavier ich nicht."

„Es ist alles so häßlich," sagt Franz Mokat und sieht vor seinen Augen wieder die furchtbaren Bilder dieses Tages: Geifernde, irrsinnige Menschen mit blutig zerschundenen Händen und Knien, zerrissenen Kleidern und blutunterlaufenen Augen. Hat er nicht Männer gesehen, denen er gewohnt ist, in Lüderitzbucht mit Achtung und Ehrerbietung zu begegnen und die hier draußen plötzlich zu mordlüsternen, reißenden Bestien geworden! Einen großen, kräftigen Mann, der einer totmüden, verschmachteten Frau mit Gebrüll den Trinkwasserbecher vom Mund riß und ihn selber ausstoff, um sich dann gleich wieder in den heißen Sand zu stürzen! Eine weiße Frau, die mit gierig funkelnden Augen kniend im Sand scharrte, ohne sich darum zu kümmern, daß aus ihrer zerfetzten Bluse die Brüste hervortraten. Schwarze, die mit grinsenden Gesichtern diesen Männern und Frauen zusahen! Von Faustschlägen aufgedunsene Gesichter! Fäuste, die sich um hochgeschwungene Spatenstiele krallten! Selbst Max Freytag hatte den ganzen Tag keinen Blick, kein Wort für all die Roheit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit ringsum, dachte nur an die Diamanten, sprach nur davon! Und der Herr Prokurist Stein, ein feiner, gebildeter Mann, rutschte wie alle anderen fiebernd hier im Sand herum, schmutzig, schwitzend, zerlumpt! Sogar seine Tochter war von der allgemeinen Besessenheit fortgerissen worden, wühlte im Sande und kümmerte sich nicht darum, daß ihr sauberes, weißes Leinenkleid ebenso gelb und schmutzig wurde wie die schmierigen Jacken der schwarzen Arbeiter. „Es ist alles so häßlich," wiederholte Franz Mokat traurig und dreht das Gesicht zur Wand.

Max Freytag hat kaum hingehört und sich auch gar keine Mühe gegeben, zu verstehen. Er verstaut seine Diamanten sorgfältig, legt den Revolver griffbereit neben sich und wirft sich müde auf eine der Wolldecken seines Kameraden. Vor seinen Augen tanzen nur die zwölf Karat, die da in der kleinen Schachtel ruhen.

Franz Mokat aber kann nicht schlafen. Stundenlang quält ihn die Furcht vor dem kommenden Tag. Die entsetzliche Angst, eine — eine Frau morgen auch so sehen zu müssen wie alle anderen hier: entstellt vor Gier, mit wirrem, losgelöstem Haar, zerrissenen Kleidern, geierhaft gekrümmten Fingern: Zoe von Doemen!

Einmal in der Nacht fahren Mokat und Freytag hoch. Ein Schuß kracht draußen. Schreckensschreie. Stimmengewirr. Einen der Diamantensucher hat jählings der Wahnsinn gepackt, daß er rot sieht.

„Du Hund hier bist schuld daran!" hat er sich plötzlich auf einen nichtsahnenden Polizeisoldaten gestürzt. „Da wo ich hinwollte heute mittag, haben sie Diamanten gefunden. Du aber hast mich nach links geschickt, wo nichts ist! Gar nichts! Deinetwegen hab ich ein Vermögen verloren!"

Noch ehe man den Rasenden fortreißen oder der Soldat sich zur Wehr setzen kann, knallt der Revolverschuß, dicht vor dem Gesicht des Polizeisoldaten abgegeben. Ein junges Menschenleben vernimt im afrikanischen Sand. Ein wild um sich schlagender, schäumender Wahnsinniger wird entwaffnet und gefesselt.

Stumpf und teilnahmslos, frierend und fiebernd hocken ringsum die Menschen im Sande und starren auf ihre eigenen Gedanken: Diamanten! Diamanten!

VI.

Diamanten in Lüderitzbucht! Postreiter und Telegraph tragen die sensationelle Kunde über die deutsche Kolonie hinaus. Aus Windhuk, Okahandje und Keetmannshop strömen die Männer herbei. In Kapstadt und Johannisburg, Kimberley und Bloemfontein beginnen die alten Digger und Prospektoren aufzuhorchen. Die Optimisten packen Hals über Kopf ihre Ausrüstung, kratzen das Geld für die Reise zusammen und belagern das deutsche Konsulat. Die Pessimisten wiegen noch die Köpfe und prophezeien höhnisch, daß das Ganze nichts ist als ein ungeheurer Bluff, wollen jedenfalls erst weitere Nachrichten abwarten.

Auch über das Meer fliegen die Kabel. Aber daheim in Deutschland erregt die Nachricht weit weniger Sensation als hier unten in Afrika. Der Bürger liest sie in seiner Morgenzeitung und geht darüber zur Tagesordnung über. Diamanten in Afrika? Was hat man schon davon? Afrika ist weit, ein fernes, sagenhaftes Land, und das deutsche Kolonialreich ist noch zu jung, als daß die große Masse des Volkes sich mit ihm verbunden fühlen sollte. Auch sind die Nachrichten in den deutschen Blättern ziemlich kurz und vorsichtig gehalten, ohne jede Aufmachung. Auf den Redaktionen zögert man noch und überlegt skeptisch das Für und Wider. Die vorliegenden amtlichen Berichte aus der Kolonie sprechen nur nüchtern und trocken von der Tatsache, daß man in der Nähe von Lüderitzbucht echte Diamanten gefunden hat, enthalten sich aber jeden Kommentars über die Größe der Funde oder gar die möglichen Zukunftsaussichten. Vielleicht ist das Ganze nur ein zwar sehr erfreulicher, aber für die Allgemeinheit belangloser Einzelfall. Da will man sich natürlich nicht gern blamieren und eine Seifenblase daraus machen.

Diamanten in Lüderitzbucht! Die gründlichen deutschen Gelehrten stecken die grauen Köpfe in die Bücher und suchen zunächst einmal nach einer Erklärung für das Phänomen. Erst wenn das Vorkommen von Diamanten dort unten wissenschaftlich als möglich erkannt ist, wird man der Nachricht richtig Glauben schenken können. Es gibt erregte Debatten innerhalb der Gelehrtenwelt, die sogar ihren Weg bis in die Spalten der Tagesblätter finden. Die geologische Kommission, die seinerzeit das Land dort unten durchsucht hat, erläßt eine ebenso kurze wie entschiedene Erklärung: Unsinn! Schwindel! die Bodenformationen um Lüderitzbucht weisen keinerlei Symptome auf, die auf das Vorkommen von Diamanten schließen lassen könnten. — Die Wahrheit der amtlichen Berichte könne trotzdem nicht angezweifelt werden — widersprechen andere namhafte Gelehrte. — Die Frage sei aber, wie die gefundenen Diamanten dorthin kämen. Wahrscheinlich sei ihr Auftauchen nur ein Zufall. Und man ergeht sich in langen, äußerst scharfsinnigen und gelehrten Theorien, die letzten Endes alle auf das Gleiche hinauslaufen: Der Diamantenfund ist ein glücklicher Einzelfall, ein sonderbares Spiel der Natur, das natürlich keinesfalls verallgemeinert werden darf. — Ein „Expert" mit klangvollem Namen veröffentlicht in einer der größten Tageszeitungen eine Abhandlung, in der er klipp und klar nachweist, daß infolge der Bodenformationen Deutsch-Südwestafrikas das Vorkommen von Diamanten dort unmöglich ist. Es ist erstaunlich, wieviel Experten und Spezialisten es in Deutschland auf einmal gibt! Professoren und Doktoren, die nie in ihrem Leben Südwest gesehen haben, nie in einem der Diamantenfelder Kimberleys oder Johannisburgs waren! Gelehrte, die zwar in Carbon, Trias und Jura Bescheid wissen wie in ihrem Bücherschrank, denen aber Begriffe wie „Digger", „Claim" und „blaue Erde" so fremd sind wie einem normalen Straßenbahnschaffner die Mahabharata! Sie alle sind auf einmal „Experten" und verweisen kraft ihres hohen Wissens lächelnd oder unwillig die Diamantenfunde bei Lüderitzbucht ins Fabelreich.

Es hilft nichts, daß hier und da ein alter Wetterkundiger auf den Tisch schlägt: „Zum Donnerwetter, warum soll das denn nicht möglich sein? Warum soll man nicht eines Tages in Südwest ebenso gut Diamanten finden können wie in Kapland und in Transvaal?" Das gelehrtenstumme Volk der Dichter und Denker hält sich an die Meinung des Professors Soundso und des Doktors Dieserunddas, und die „Fliegenden Blätter" und der „Kladeradatsch" beginnen bereits über die Diamanten in Südwest mehr oder minder schlechte Witze zu reißen.

Nächtlicher Weg

Schwer schweigt der Wald in schwarzer Pracht,
Mein Mantel flattert durch die Nacht,
streift welkes Laub am Boden mit;
und wo die Aeste wie Gestalten
hoch über mir die Hände halten
folgt Zittern meinem festen Schritt.
Und leis an mir herniedergllitt,
als woll's im feuchten Gras erkalten,
was in mir kämpfte, rang und litt;
was ich in mir für schlecht gehalten,
das nahm die Welt in Atem mit.
Und stiller meine Schritte hallten,
wie eines fremden Freundes Tritt.

Wilhelm von Scholz

In der Wilhelmstraße bearbeitet man die einlaufenden amtlichen Berichte mit ruhiger, gründlicher Sachlichkeit. Der Referent für Südafrika hält seinem Dezernenten einen sorgfältig ausgearbeiteten, sehr klugen und diplomatischen Vortrag über die eventuellen Auswirkungen, die größere Funde von Edelmetallen in Südwest auf unsere auswärtige Politik, insbesondere auf unser Verhältnis zu Britisch-Südafrika zeitigen könnten. Gutachten einer Reihe von Sachverständigen werden eingefordert und sorgsam registriert zu den Akten gelegt. Das kaiserliche Bergamt in Windhuk sowie das Gouvernement Deutsch-Südwestafrika werden auf dem Dienstwege ersucht, nähere, ausführliche Berichte über den tatsächlichen Umfang der Diamantenvorkommen einzusenden. Aber so recht glaubt auch hier niemand an die Sache. Diamanten in Südwestafrika? Ach was, die deutsche Kolonie da unten ist ein armes, sonnverbranntes Land. Ein Stück Erde, das infolge des mangelnden Wassers und der weiten Sandstrecken leider viel mehr Geld kostet, als es einbringt. Natürlich! Was gut und nutbringend ist in Afrika, das haben doch längst die Engländer in die Tasche gesteckt, nicht wahr? Bestände die Möglichkeit, in diesem Erdenwinkel größere Gold- oder Diamantenvorräte zu finden, Cecil Rhodes hätte sich wahrlich nicht damit begnügt, Transvaal zu nehmen!

Deutsch-Südwestafrika ist weit. So wenig glaubt man in Berlin an die Sensationsmeldung, daß man es nicht einmal für nötig findet, eine Kommission zur Untersuchung der Tatsachen dorthin zu schicken. Der deutsche Bürger aber sonnt sich satt und zufrieden im Glanz des Kaiserreichs und hat wenig Sinn für Abenteuer. Wer wird so verrückt sein, die Kosten für die weite Reise zu wagen, auf Grund einer unkontrollierbaren Zeitungsmeldung! Höchstens die Armen, die nach jedem Strohhalm greifen. Und die ganz Jungen, Zukunftsgläubigen! Aber die haben nicht mal das Geld für die Fahrkarte nach Hamburg!

Niemand in der deutschen Oeffentlichkeit nimmt Notiz von dem knappen Dutzend unentwegter Abenteurer, die sich trotzdem bei der nächsten Ausreise des Woermann-Dampfers an Bord zusammenfinden.

Und dann zerplatzt richtig eines Tages die ganze Seifenblase.

Es ist durchaus richtig, daß in dem Sandmeer um Lüderitzbucht, nahe bei einer Station namens Colmannskuppe echte Diamanten gefunden worden sind — melden die neu einlaufenden Berichte der amtlichen Stellen in Südwest. Soweit sich übersehen läßt, beträgt die gesamte Ausbeute jedoch nicht so viel, daß besondere Maßnahmen berechtigt wären, und in der letzten Zeit sind sowohl an der Fundstelle wie im weiteren Umkreis trotz gründlichster und eifrigster Arbeit überhaupt keine Diamanten mehr gefunden worden. Augenscheinlich handelt es sich um ein gewisses Quantum Rohdiamanten, die auf noch unerklärbare Art dorthin gelangt sind und sozusagen an der Oberfläche gelegen haben.

Die Experten und Professoren triumphieren. Der Bürger faltet seine Zeitung zusammen und lächelt befriedigt. Na also! Die Diamanten liegen im Mond und nicht in Deutschsüdwest! Wie gut, daß man vorsichtig und intelligent genug war, nicht gleich an die Tatarennachricht zu glauben! Das ganze Ausland hätte wieder mal weidlich über den gutgläubigen deutschen Michel gelacht!

Gröber werden die Karrikaturen in den Witzblättern. In der Wilhelmstraße leat man die Untersuchungen über die Diamantenfunde, die sich zum Glück noch „im Stadium der Erwägungen" befanden, endgültig ad acta. Nur in der deutschen Gelehrtenwelt kommt man so schnell nicht zur Ruhe. Es gibt noch lange Auseinandersetzungen über das Problem der bei Lüderitzbucht to gegen alle geologische Wahrscheinlichkeit aufgefundenen Diamanten, und die Verfechter der einzelnen Theorien befehden sich mit allen Waffen des Geistes und der Gelehrsamkeit. Aber die Oeffentlichkeit nimmt keine Notiz mehr davon.

Die amtliche Nachricht aus Lüderitzbucht ist vollkommen richtig. Vierzehn Tage lang haben die Menschen hier wie in einem Taumel gelebt. Nach dem ersten, sinnverwirrenden Chaos bei Colmannskuppe haben die Vernünftigen die Oberhand behalten, und man hat die Arbeit in der Sandwüste mit deutscher Gründlichkeit organisiert. Eine regelrechte Zeltstadt ist aus der Erde geschossen, Sonderzüge haben täglich den notwendigen Bedarf an Trinkwasser und Lebensmitteln hinausgeführt, für das Betreten der Schürfelder durch Eingeborene sind strenge Vorschriften erlassen worden. Vierzehn Tage lang haben die Leute von Lüderitzbucht gesucht und gewühlt, die ganze Sandwüste umgekehrt. Es gibt manche, die einen schönen Haufen Rohdiamanten mit sich fortgetragen haben, und einen oder den anderen Stein hat wohl jeder ausdauernde Sucher gefunden. Aber das hat sich schon nach drei Tagen gezeigt: Die Hoffnungen, aus dem Sande der Namib ungeheure Reichtümer herausbuddeln zu können, war trügerisch. Einen wirklich großen Diamanten hat man nirgends gefunden, und die Gesamtausbeute ist zwar ansehnlich, aber sie entspricht durchaus nicht den Millionenträumen, denen man sich hingegeben hatte. Und nach vierzehn Tagen wird es jedem klar: Die Quelle mühelosen Reichtums ist versiegt. Kein einziger Diamant ist mehr in der Sandwüste zu finden.

So schnell läßt sich die Hoffnung natürlich nicht unterkriegen. Man hat zäh und hartnäckig weitergebuddelt. Man hat versuchsweise an mehreren Stellen Schächte in den Sandboden hinabgetrieben und die tieferen Lagen unter die Lupe genommen. Man hat weiter ausgeholt und fernab von Colmannskuppe an zehn, zwanzig anderen Stellen den Boden in Angriff genommen. Ohne jeden Erfolg. Geheimnisvoll wie sie aufgetaucht, sind die Diamanten plötzlich verschwunden.

Die meisten der Diamantensucher sind längst wieder nach Lüderitzbucht zurückgekehrt. Nur ein paar Verbohrte, Unentwegte gibt es noch, die jeden Morgen hinausreiten und den Sand auf ihren Feldern um und um wenden in der stillen Hoffnung, doch noch einen Fund zu machen. Trotzdem haben diese vierzehn Tage des Diamantenfiebers das stille Lüderitzbucht von Grund auf verändert. Durch Zuzug aus Windhuk, Otavi und Okahandja ist die Einwohnerschaft fast um das Doppelte gestiegen. Einige findige Geschäftsleute, die auf die erste Alarmnachricht hin sich auf dem Seewege große Posten von Lebensmitteln, Bier, Whisky und Gebrauchsgegenstände haben kommen lassen, machen bessere Geschäfte als die meisten der Diamantensucher von Colmannskuppe. Jeden Tag tauchen neue Gesichter in Lüderitzbucht auf. Der große Zustrom aus dem Süden ist zwar ausgeblieben, als das Versiegen der Felder bekannt wurde, aber immerhin sind manche abenteuerlustigen Burschen aus Transvaal und der Union hierübergekommen.

Der wilde Wahnsinn hat sich in ein schleichendes Fieber verwandelt. Unerträglich, undenkbar, daß Lüderitzbucht nach diesen großen, aufregenden Tagen nun wieder zurücksinken soll in seine frühere Bedeutungslosigkeit. Obwohl die Schürffelder verödet sind, spricht man nur noch von Diamanten. Die glücklichen Finder werden angestaunt und den „Neuen" gezeigt. In Gutkes Bar wird ein gut Teil des so unerwartet gewonnenen Reichtums in Flüssigkeiten umgesetzt. Statt über Weidevölker, Farmen und Handelsniederlassungen debattiert man jetzt über Anund Verkauf von Schürffeldern. Nicht nur hartfäustige Diggers sind aus dem Süden herausgekommen, sondern auch eine ganze Gesellschaft von Aufkäufern und Agenten, und jeden Abend wird in der Bar einer oder mehrere Rohdiamanten geschätzt, gewogen und verkauft.

Franz Mokat, der Entdecker des Diamantenfeldes, und Max Freytag, der zuerst die „Kieselsteine" richtig erkannt hat, sind natürlich die Helden der ganzen Stadt. Wo sie sich zeigen, sind sie stets von einer Gruppe Neugieriger umdrängt, obwohl die Gerüchte, daß die beiden in ihren Feldern märchenhafte Funde gemacht haben, längst der nüchternen Wirklichkeit gewichen sind. Man weiß jetzt, daß Franz Mokat einen Wert von etwa 5000 Mark herausgeholt hat, Freytag sogar noch etwas mehr. Aber auch auf ihren Feldern sind seit acht Tagen keine Glitzersteine mehr gefunden worden.

Franz Mokat tut längst wieder ruhig und gewissenhaft seinen Dienst an der Bahn. Wer ihn da draußen sieht inmitten seiner schwarzen Arbeiter, kommt schwerlich auf den Gedanken, daß dieser bescheidene Mann der Entdecker und Besitzer eines Diamantenfeldes ist. Und doch hat der Fund eine ungeheuerliche Umwälzung in Franz Mokats Dasein gebracht. Jeden Nachmittag, nach Beendigung seines Dienstes, fährt er jetzt mit seiner Draisine nach Lüderitzbucht hinein und verbringt die freien Abende in Gutkes Bar. Franz Mokat trinkt noch immer keinen Alkohol, obwohl er sich das so gut leisten könnte wie jeder andere. Man neckt ihn jeden Tag mit seiner Enthaltsamkeit, aber da er nicht geizig ist und herzlich gern ein paar Runden ausgibt, mag man ihn gern. Abend für Abend sitzt er da, hört mit seinem verlegenen Lächeln den Witzen und lustigen Erzählungen der Gäste zu und folgt mit den Augen der gazellenschlanken, hin- und hereilenden Zoe van Doemen. Seine Seele ist voll Dankbarkeit. Es ist ihm wirklich erspart geblieben, Zoe hineinzusehen zu sehen in all das Häßliche dort oben bei Colmannskuppe. Sei es nun, daß Zoe van Doemen verständig genug war, sich zu sagen, daß es zu spät für sie sei, ein Feld dort oben abzustecken, oder daß sie sich wirklich nichts aus den glitzernden Steinen macht, jedenfalls gehört sie zu den wenigen, die nicht hinausgeeilert sind an die Stätte des zauberhaften Reichtums.

Aber es läßt sich nicht leugnen — Zoe van Doemen scheint das anfängliche Interesse für Franz Mokat verloren zu haben. Während sie früher sich gern mit ihm unterhielt und ihre ruhigen, grauen Augen freundlich auf ihm ruhen ließ, wenn er schwerfällig und verlegen nach Worten suchte, um dies oder jenes zu erzählen, widmet sie sich jetzt ihm nicht mehr, als ihr Beruf unbedingt erfordert. Ein kühler Gruß, ein paar gleichgültig-höfliche Worte — das ist alles, was Zoe noch für Franz Mokat übrig hat. Dagegen lacht und witzelt sie oft den ganzen Abend mit Max Freytag. Es ist betrübend zu sagen, aber Freytag, der sich geschworen hatte, die „schöne falsche Schlange" fortan mit der gebührenden Verachtung zu behandeln, zappelt wieder unrettbar im Netz. Es ist einfach unmöglich, sich dem Zauber Zoe van Doemens zu entziehen. Selbst an Hilde Stein, mit der er seit seinem Zusammentreffen bei Colmannskuppe in noch stärkerer Freundschaft verbunden ist als früher, denkt Max Freytag nicht mehr, wenn Zoe ihn aus ihren abgrundtiefen Augen anlacht.

Mädchen mit Katze

Ein Gemälde von G. Ehmig auf der Ausstellung des „Hilfswerkes für die bildende Kunst" (HBK), der ersten dieses Jahres, im Kunsthaus zu Bielefeld. Die Ausstellung ist bis Mitte Februar noch geöffnet

Franz Mokat sieht das alles wohl und lächelt ergeben. Natürlich, Max Freytag ist ja ein ganz anderer Mann als er selbst. Kein Wunder, daß Zoe van Doemen sich lieber mit ihm unterhält. Aber ein bißchen, ein klein bißchen weh tut es doch, daß sie sich so gar nicht um ihn kümmert. Ob sie wirklich böse ist, weil er seine Diamantenfelder nicht an Karl Staupe verkauft hat? Franz seufzt heimlich und verwünscht sich selbst, daß er der Königin seines Herzens diesen Gefallen nicht getan hat. Heute sind die Diamantenfelder bereits eine Strecke wertlosen Sandes, für die niemand mehr einen Taler geben würde. Und die achttausend Mark, die ihm bei Colmannskuppe in den Schoß gefallen sind . . . wie gern würde er seine hingeben für einen freundlichen Blick, einen Händedruck der wunderschönen Frau da! Der Verlust wäre nicht einmal so groß gewesen, denn Staupe hätte ihm damals natürlich ein gutes Stück Geld für die Felder bezahlt. Wer weiß, vielleicht hätte er sogar von Staupe ebensoviel erhalten können und noch die Freundschaft und Dankbarkeit Zoe van Doemens dazu! — So finniert Franz Mokat und stellt betrübt fest, daß er nicht nur ein unansehnlicher, dummer Kerl, sondern auch noch ein miserabler Geschäftsmann ist.

Es ist etwas Eigentümliches um den jetzigen Zustand Franz Mokats. Er ist verliebt, vollständig verfallen der schöne Zoe, daran besteht kein Zweifel. Aber er ist trotzdem vernünftig genug, um sich zu sagen, daß diese Liebe gänzlich aussichtslos ist. Was will er denn überhaupt? Daß Zoe van Doemen jemals die Frau des Bahnarbeiters Mokat werden könnte, das ist ein zu lächerlicher Gedanke. Er sieht im Grunde nicht häßlicher aus als die anderen Herren hier in der Bar, besonders jetzt, da er begonnen hat, etwas mehr Sorgfalt auf sein Aeußeres zu wenden. Er hat außerdem etwa 8000 Mark in bar und in Rohdiamanten, die 400 Mark Ersparnis nicht zu rechnen, die im Geldschrank der Lüderitzbucht-Gesellschaft liegen. Er hat gesunde Glieder und kann arbeiten wie ein Pferd. Mit dem Gelde könnte er ebenso gut wie andere sich ein Stück Land kaufen, eine Farm anlegen, oben bei Otavi oder Windhuk, wo die Aussichten besser sind als hier. Aber was ist das alles? Die anderen, die hier in der Bar allabendlich der schönen Zoe Lobsprüche und Schmeicheleien sagen, die haben alle mindestens ebensoviel wie Franz Mokat und dazu noch irgend etwas Besonderes in die Waagschale zu werfen: einen Beamtentitel, einen Namen, Bildung, Weltgewandtheit, Selbstbewußtsein, Taktkraft.

„Ich müßte reich sein," denkt Franz Mokat, und beobachtet mit wehmütigem Lächeln, wie Zoe van Doemen eben dem eintretenden forschen Zollinspektor Hamman mit einem lustigen Freudenschrei beide Hände über die Bar zum Gruß entgegenstreckt. „Nur wenn ich reich wäre . . . reicher als die anderen da, wäre es vielleicht möglich, daß sie . . . mich . . . ein wenig beachtete!" Und dieser Gedanke setzt sich wie ein wucherndes Farnkraut in seinem Kopf fest.

„Hallo, Staupe! Nan an die Giftbude!" Max Freytag winkt in fröhlichster Stimmung dem Ankommenden zu und beteiligt sofort einen neuen Whisky bei der schönen Zoe. Dieser Karl Staupe kommt ihm eben recht. Zoe van Doemen ist heute herzlicher und freundlicher zu ihm, Freytag, als je zuvor. Mag der gute Staupe das sehen und sich weidlich ärgern. Scheint ja ausgespielt zu haben bei der Holden, denn in der letzten Zeit behandelt Zoe ihren früheren Freund Staupe mit betonter Gleichgültigkeit.

Max Freytag lacht sich ins Fäustchen, als er sieht, wie kühl und gelassen Zoe den Gruß Karl Staupes erwidert. Aus ist der Traum, mein Bester! Wahrscheinlich verabt dir das liebe Kind beim großartigen Pech nicht da oben bei Colmannskuppe! Hat dir den guten Tip verraten und natürlich auf Halbpart gerechnet. Halbpart vom Nichts!

„Waren Sie wieder buddeln?" wendet er sich höhnisch an Karl Staupe. „Hörte, daß Sie heute vormittag wieder mal nach Colmannskuppe geritten sind."

Staupe trinkt seinen Whisky und nickt ruhig. „Stimmt. Ich war da draußen."

„Na und? Taschen voll Diamanten?"

„Nun lassen Sie die Kopperei beiseite, Freytag," mischt sich der Zollinspektor Hamman begütigend ein. „Staupe weiß ebenso gut wie Sie, daß es da draußen nichts mehr zu holen gibt. Höchstens noch Kieselsteine!"

Das Wort „Kieselsteine" ruft ein heiteres Gelächter hervor. Jedermann weiß, daß der Prokurist Stein den Entdecker der Diamanten zuerst einen Kieselkönig geschimpft hat. Der Reinfall wird noch heute herzlich belacht. Man trinkt Franz Mokat zu und klopft ihm verständnisvoll auf die Schulter.

„Wie stehen Sie jetzt da, Mokat!"

„Was der Verstand der Verständigen nicht sieht . . . und so weiter! Stein hat eine bildschöne Wut auf Sie."

„Er traut sich überhaupt nicht mehr her in die Bar, aus Angst, ausgelacht zu werden!"

„Dabei müßte er eigentlich unserem braven Mokat dankbar sein, Stein hat ganz anständige Funde gemacht da oben. Sein Töchterlein auch."

Ohne es selbst zu wollen, sieht Franz Mokat sich auf einmal mitten in den Kreis der lustigen Gäste hineingezogen. Er lächelt verlegen, wie immer, wenn er selber Gegenstand der Aufmerksamkeit ist, und versucht, die Lobsprüche abzuwehren. Unwillkürlich sucht sein Blick dabei wieder hinüber zu Zoe van Doemen. Aber die flüstert und kichert wieder mal mit Max Freytag.

„Wollen Sie Ihre Felder verkaufen, Mokat?"

Franz Mokat fährt herum. Wer hat das gesagt? Herr Staupe? Ein Witz natürlich. Die andern lachen ja schon übermütig. Aber wie kann man Witze machen mit einem so trocken-ernsten Gesicht wie Karl Staupe? Und was soll man darauf antworten?

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Am Grabe der Droste

Von Franz Predeek

Anläßlich der diesjährigen Annette-Droste-Hülshoff-Gedenktage, die im Januar im Gau Westfalen-Nord in Münster veranstaltet wurden, ehrte Gauleiter und Reichsstatthalter Dr. Meyer das Andenken von Westfalens und Deutschlands größter Dichterin, indem er verkündete, daß die Bewegung durch die alljährliche Veranstaltung dieser Gedenktage sich für das heimatverbundene Werk der Dichterin einsetzen werde. — Wir führen unsere Leserinnen und Leser in nachstehender kleiner Skizze an das ferne Grab der Droste in Meersburg, wo sie vergebliche Heilung von einer schweren Krankheit suchte.

Ein deutsches Amalfi am Bodensee. Ein helles Schimmern von übereinander getürmten Bauten in Weiß und Rosa, festungsähnlich, beherrscht von einem wuchtig aufragenden Schloß mit runden Ecktürmen und einem gedrungenen, mit vier Treppengiebeln bekrönten Burgfried. Unter ein Streifen von buntem Leben, wo der See seine altersgrauen Mellen bricht: Nachen, Segler, Dampfer, Weinstuben und Fischerhäuschen. Das freundlich ernste Bild umrahmen Obstgärten und Weinberge und überdacht ein lächelnder Seehimmel.

Ist man im Städtchen, überstürzen sich die Eindrücke. Man ersteigt Treppen und Gassen, wandert sich zwischen der Trutzburg und den neuen Rokokoschloß in Felsnischen empor, in die eine winzige Wassermühle gequetscht ist, von deren grünbemoosten Riesenrade träge und leise versicherte Tropfen sickern.

Das alte Schloß!

Mehr Burg denn Schloß. Ein Uhland'sches Schloß am Meer. Der Schatten seiner Geschichte wuchtet umher. Blättert zurück in die grauen Zeiten der Merowinger und Karolinger, von denen der Dagobertturm nächstens zu manchertei raunt und munkelt. Die Meersburg kennt in gleichem Maße Trauer und Glanz, Macht und Verfall. Sie trauert um des Schwabenlandes treuen Sohn Conradin, den letzten der Staufen, der 1267 nach Italien zieht und, besiegt, im Spätherbst des Jahres 1268 zu Neapel hingerichtet wird, wo um Schloß Meersburg die ersten roten Trauben reifen. Der Glanz des Konzils zu Konstanz bleibt nicht ohne Widerschein für Meersburg und sein Palladenschloß. Spätere Zeiten sahen Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Simrock, die Gebrüder Grimm und Levin Schücking als Gäste auf der Meersburg weilen und unsterbliche Stunden verleben mit dem gastfreien Burgherrn, dem gelehrten Germanisten und Schwager der Droste, Josef Freiherrn von Laßberg.

Mit dem sagen- und geschichtumwobenen Schloß am Schwäbischen Meer vertauscht Annette Elisabeth von Droste Hülshoff im Jahre 1841 ihre stille münsterländische Heimat. Der Weg zu ihren drei altüngerlich bescheidenen Zimmern im Vorbau des Schlosses nach dem See zu führt über eine hohe Torbrücke. Ein Schauer mittelalterlicher Burgenromantik, ein Eisbauch düsterer Vergangenheit webt dem Besucher hier entgegen. Hier ist nichts von der Lieblichkeit der Gestade des frühlingsfrohen Sees, nichts von der stillen Poesie des westfälischen Mutterstyes Rüschhaus zu verspüren. Aber das Trutzige, Kriegerische, das ausgesprochen Männliche, das die Burg hier ausatmet, findet in der oft männlich fühlenden Seele der großen deutschen Dichterin verwandte Klänge. Dieselbe Dichterin, die „Das Haus in der Heide" malt, dieselbe, die auf der Meersburg an einem sturmzerfahrenen Tage die Worte singt:

Ich stehe auf hohem Balkone am Turm,
umstrichen vom schreienden Stare,
und laß gleich einer Mänade den Sturm
mir wühlen im flatternden Haare.

Hier, frei von den Hemmungen der Heimat, entwickelt sich der Droste Dichtertalent. An ihm weben die tiefe Melancholie der Heide und die Schauerlichkeit der münsterländischen Moore, die Heiterkeit der Gärten und Reben am See, die stolze Geschichte des Schlosses und das geheimnisvolle Raunen der Vergangenheit. Und nicht zuletzt der See selbst, schimmernde Schale der Sehnsucht. Aber über weiblich weiches Sehnen erringt männlich starkes Verzichten dieser Frauenseele den Sieg. —

Im Biedermeierschlafzimmer hauchte die Dichterin 1848 ihre Seele aus. Die naturverwachsene Westfälin fand ein idyllisches Fleckchen Erde als letzte Ruhestätte. Auf dem Meersburger Friedhof liegt sie gebettet, im mitten friedlichberliner Obst- und Rebenhügel. In der hinteren Friedhofecke, wo eine kleine Kapelle über eine efeuumsponnene Mauer herüberlugt, befindet sich unter einem einfachen Sandsteine ihr Grab. Die Grabinschrift:

Anna Elisabeth von Droste Hülshoff
geboren am 12. Januar 1797,
gestorben am 24. Mai 1848.
Ehre dem Herrn!

Ihr Grab schmücken Efeu und Immergrün. Bienen summen unser wie in der Heide. Kinderhände warfen Veilchen darauf. Mit ihr schlummern auf der von einem Eisengitter umfriedigten Grabstätte Anaehörige der Familien von Laßberg und Haffenpflug. Im Winkel, von Efeu und Wildrosen überwuchert, ein Kapellchen. Das ist der Dichterin Grab, umweht von ihren letzten Worten:

Weht nächtlich seine Seraphsflügel
der Friede übers Weltenreich,
so denkt nicht mehr an meinen Hügel,
denn von den Sternen grüß ich euch. —

Die alte, trotzig ragende Meersburg, in deren einem Turm Annette die letzten Jahre ihres Lebens wohnte und schrieb (Photo: Predeek.)

Guter Rat – ganz billig

Stockflecke in der Wäsche sind zu vermeiden. Gerollte oder gepfättete Wäsche nicht sogleich in den Schrank legen — da sie immer noch etwas feucht — denn dann bilden sich die unerwünschten Stockflecke. Die Wäsche erst auf einen Tisch ausbreiten und trocknen lassen. Außerdem die frischgewaschene Wäsche immer ganz unten in den Schrank — damit erst die andere benutzt wird. Dadurch verhindert man das Gelbwerden der Wäsche.

Wie wird vergilbte Wäsche wieder weiß? Durch langes Liegen vergilbte Wäsche legt man 3—4 Tage in Buttermilch und wäscht sie dann in klarem Wasser aus. Man kann sie aber auch 1—2 Tage in warmes Borarwasser legen. Das Bereißen der Wäsche kann man verhindern — wenn man dem Blauwasser etwas Salz zusetzt.

Ein Mißfse wird gewaschen. Keine Angst — es ist nicht so schwer. Die hübschen plissierten Jabots oder Plissérsächen werden vor dem Waschen schön ordentlich auf den Arten heftstich gelegt, und nun bringt man die Falten zwanglos in ihren Zustand und heftet sie sogleich mit langen Vor- und einem kleinen Rückwärtsstich fest — eine wie die andere. Nun kann die Wäsche den Falten nichts anhaben. Erst nach den ersten Plättstrichen — die am besten in noch feuchtem Zustand geschehen — werden die Heftfäden entfernt und das Stück kräftig ausgebügelt.

Reinigen von steckigen Kragen an Anzügen und Mänteln. Statt einer Bürste ein kleines Roßhaarbündel nehmen — man kommt dann viel schneller und besser zum Ziel. 1 Liter Wasser mischt man mit 1 Eßlöffel Salmiakgeist und 1 Eßlöffel Spiritus — taucht das Bündel Roßhaare in diese Mischung und reibt den Kragen damit ab. Auch mit reinem Terpentin kann man Speckoder Kragen reinigen. Glanzstellen an Herrenanzügen entfernt man durch Abbürsten mit einer erkalteten Abkochung von Efeublättern. Man muß mit einer ziemlich scharfen Bürste kräftig reiben.

Bürsten werden wieder aufgefrischt, wenn man sie nach einer gründlichen Reinigung mit Seifenwasser mit Weinessig spült. Man achte nur dabei darauf, das Holz der Bürste möglichst vor Feuchtigkeit zu schützen.

Rock und Bluse, DER PRAKTISCHE ANZUG

Ein Kleiderschrank kann noch so gut gefüllt sein, eine neue Bluse fehlt merkwürdigerweise trotzdem. Denn Blusen kann man nie genug haben.

Jeden Monat erscheinen neue reizende Blusen, bei deren Anblick man gleich wüßte, zu welchen Gelegenheiten man sie tragen möchte. Helle Blusen, dunkle Blusen, seidene Blusen, wollene Blusen — ihre Zahl ist Legion und unser Wunsch, sie zu besitzen, begreiflich.

Seit wir das Jackenkostüm zu unserm Standardanzug gemacht haben, beschäftigen wir uns sehr intensiv mit der Blusenfrage. Erst die richtige Bluse gibt dem Jackenkostüm seinen letzten modischen Ausdruck. Durch die Wahl verschiedener Blusen ist es möglich, ein an sich neutrales Kostüm vormittags zum sportlichen Laufanzug und wenige Stunden später mit anderer Bluse und anderm Hut zum eleganteren Nachmittagsanzug zu stempeln.

So sehr hat uns die Nützlichkeit der Blusenmode für sich eingenommen, daß wir jetzt bereits auch Einzelröcke und Blusen einem Kleid gleichwertig erachten. Lange schwarze Abendröcke, von einer schönen hellen Bluse begleitet, sind vielen lieber als ein vollständiges Abendkleid, weil sich die Möglichkeit bietet, die gleiche Bluse nachmittags zu einem kurzen Rock zu tragen und den langen Rock dafür zur Abwechselung einmal mit einer Abendjacke oder einer Kasack zusammenzustellen. Diese Beweglichkeit ist einer der großen Vorzüge der heutigen Blusen- und Einzelrock-Mode.

Ein anderer, nicht hoch genug einzuschätzender Vorteil liegt in der Auswertung des Farbigen. Ein rosa Kleid wäre beispielsweise im Winter undenkbar — ausgenommen, es sei ein Ballkleid — aber eine rosa Bluse fällt selbst tagsüber nie aus dem Rahmen. Wir können in Gestalt von Blusen unbedenklich all die feinen, zarten Abendfarben tragen, die uns so gut stehen, und die uns so jung machen. Ebenso unbesorgt können wir unserer Liebe zu stark leuchtenden Tönen folgen, sofern wir sie auf die Bluse beschränken.

Der kurze Sportrock als Tagesanzug sieht am besten mit einer Bluse von lebhaftem Rot, Blau oder Grün aus. Man hat dafür vielfach die famosen sportlichen Hemdblusen mit ihrem offen zurückgelegten Kragen und den Perlmutterknöpfen vorn herunter. Ihre an sich klassische Form zeigt nur in der Kragenlinie modische Beeinflussung. Auch Westenblusen, gleichfalls bestens bekannt, sind aufs neue anzutreffen. Wer allerdings eine stärker dem Zeitgeschmack unterworfene Bluse sucht, wird mehr Gefallen an kleidartigen Blusen aus Angora, Jersey oder Waschwolle finden, auf denen Stoffblenden hübsche Ornamente bilden.

Für Abendblusen hat die modische Phantasieform sich allgemein durchgesetzt. Jeder Geschmack kommt dabei auf seine Rechnung. Den gern jugendlich Gekleideten sind weiche Plisseeblusen aus Georgette zugedacht, und die Anhängerinnen einer aparten Note finden Blusen mit barockem Besatz aus der glänzenden Seite reversibler Seiden oder aus zwei verschiedenen Stoffen. M. Cl.

*

Die „sprechenden" Ullstein-Schnittmuster heißen jetzt: „Sprechende Ultra-Schnitte"

„Urlaub auf Ehrenwort"

Ein Film vom soldatischem Pflichtgefühl. — Front und Heimat 1918

In dem Streben, das große Geschehen der Jahre 1914–18 auf die Leinwand zu bannen, ist der Film bisher an einer eigentlich viel schöneren und dazu volkserzieblich wertvollen Aufgabe vorübergegangen: an der Aufgabe, einmal aufzuzeigen, wie sich im letzten Kriegsjahr Front und Heimat immer mehr entfremdeten. — Draußen die feldgraue Front, die wußte, was ihre Pflicht ist, und drinnen die immer mehr zermürbte Heimatfront, unterminiert durch kommunistisch-pazifistische Wühlarbeit, durch Hungerblockade und durch Frontangst! Welcher Urlauber des Jahres 1918 hat das nicht verspürt, wenn er aus Dreck und Moder über die gut genährte Etappe in die Heimat kam: Wo ist hier die Einigkeit und Kameradschaft des Schützengrabens?

Da waren die tapferen Heimkrieger, denen es draußen viel zu langsam vorwärtsging, die aber leider selbst nicht mitmachen konnten, weil sie „reklamiert" waren.

Da waren die Verzagten, die durch Entbehrung Zermürbten, denen schon alles ganz egal war.

Da waren auch die von Tag zu Tag frecher hervortretenden Hetzer, die den Generalstreik, den Umsturz predigten und das Volk bei seiner empfindlichsten Stelle, am Magen, packten: „Ja, wenn wir die Waffen strecken, dann würde uns Europa mit Nahrungsmitteln überschütten!"

Da war aber auch der charakterfeste Teil, der den Vätern und Söhnen draußen nicht in den Rücken fallen wollte. Da waren vor allem unsere tapferen Frauen, die in den Werken, auf den Verkehrsmitteln und allenthalben mit einer physischen Anspannung ohnegleichen die Arbeit ihrer Männer verrichteten und es ganz klar verspürten: Nur wenn auch wir durchhalten, können unsere Männer den Frieden wieder ins Land bringen!

Es ist prächtig, daß dieser Film gedreht wurde! Bildet er doch das Dokument einer Zeit, die fast vergessen ist und doch — als ewiges Menetekel — nicht vergessen werden sollte!

Denn über allem Kleinmut und Lebensübermut, über Hetze und Lockung, über allen Höhen und Tiefen menschlichen Lebens strahlte auch damals noch die ewige deutsche Soldatentugend, die ein „altes Frontschwein" in die Worte faßte: „Das verdammte Pflichtgefühl!"

Rolf Stanke.

Der Zug ist weg . . .
Ingeborg Theek und Heinz Welzel im Ufa-Tonfilm „Urlaub auf Ehrenwort"

„Ehrenwort, Herr Leutnant"
Szene mit Rolf Moebius aus dem Ufa-Tonfilm „Urlaub auf Ehrenwort"

Als der Herbst 1918 anbrach, gab es so manchen Urlauber, der den Anfechtungen der Heimat unterlag, gab es so manchen Truppentransport, der auf der Durchfahrt durch das große, marxistisch versuchte Berlin seinen Mannschaftsbestand zusammenschrumpfen sah. Zumeist handelte es sich bei den Deserteuren um „Nachschub", um Leute, die zu viele Kriegsjahre in der Heimat verlebt, gut verdient und keine gründliche soldatische Ausbildung genossen hatten.

Um so hehrer stieg aus diesem Hexenkessel des Zerfalles das Bild des pflichttreuen deutschen Kriegers, der allen Anfechtungen zum Trotz auch in dieser Zeit stets zu seiner Truppe zurückkehrte. — Schon, weil er spürte, daß er keinen seelischen Kontakt mehr mit dieser Heimat fand, und weil er sich draußen, im Kreise seiner Kameraden, nachgerade am wohlsten fühlte!

Vor allem aber wegen dieses — „verdammten Pflichtgefühles", das in ihm wurzelte und von dem er — selbst bei schlechtesten Willen — schließlich doch nicht loskommen konnte!

*

Man hat im Film den Krieg gezeigt. Man hat auch den Umsturz und den sogenannten Frieden gezeigt. — Eines wurde bisher versäumt: die Zeit der eigentlichen Zermürbung zu schildern und aus ihrem Rahmen die historische Tatsache herauswachsen zu lassen, daß der wahre deutsche Frontsoldat seine Pflicht getan hat.

Dieses Hohelied vom soldatischen Pflichtgefühl bis zum Letzten klingt jetzt auf in einem neuen Karl Ritter-Film der Ufa „Urlaub auf Ehrenwort", dessen Drehbuch von Dr. Felix Lützkendorf und Charles Klein stammt. Die Idee ist so neu, wie ihre Gestaltung packend, spannend und überwältigend lebensecht ist. — Es handelt sich hier schlechthin um den echten Film, um Film auf ureigenstem Gebiet, das von keiner Schaubühne erreicht werden kann! Schlicht und menschlich die Handlung, kein Pathos, keine Uebersteigerung, keine schiefen Kontraste. Ganz einfach die Handlung: Der Leutnant eines kleinen Truppentransports, der im Oktober 1918 auf der Durchfahrt durch Berlin sechs Stunden Aufenthalt hat, gibt, obgleich er vor den Gefahren der allenthalben gärenden Reichshauptstadt gewarnt wird, seinen Leuten, die zumeist Berliner sind, aus menschlichem Empfinden heraus Urlaub bis auf eine halbe Stunde vor Abfahrt.

Urlaub, aber auf Ehrenwort.

Die hieraus entstehende plastische und lebensechte Schilderung all dessen, was in den einzelnen Schichten der Bevölkerung gesund geblieben und was faul und morsch geworden ist, wirkt in ihrer natürlichen Schlichtheit so lebensnah, daß man wahrhaftig in dieser Zeit wieder zu leben und Gestalten und Umwelt fast zu erkennen glaubt. — So, ja — gerade so, ohne einen Deut von Uebertreibung, erlebten auch wir die Heimat. — Jene finsteren Gestalten am „Polnischen Bahnhof", die uns locken wollten und unser E. K. als „Blechmarke" verhöhnten, kannten auch wir. — Auch wir kannten jene überintellektuellen Salonkommunisten im Cafe Größenwahn. Kannten aber auch jene gesunden Schichten, das „werktätige Volk", wie man damals so schön zu sagen pflegte: den urwüchsig-kraftvollen Straßenbahner, der seine Frau — trotz der schon immerhin vier Kinder — tapfer am Führerstand des Straßenbahnwagens findet. —

Frau Straßenbahnschaffner
Berta Drews in „Urlaub auf Ehrenwort"

Ingeborg Theek
Die junge Schauspielerin spielt eine tragende Rolle

Filmfortschritte in Japan

Im Umfang der Filmherstellung kommt Japan gleich hinter Amerika. Schon seit einigen Jahren haben die japanischen Filmgesellschaften in jeder Herstellungszeit über 400 Filme geschaffen, und im Jahre 1936 haben sie zum ersten Male die 500 überschritten. Das Kino hat in Japan 25 Jahre einer ununterbrochenen Entwicklung hinter sich, aber der Tonfilm hatte im Anfang größere Schwierigkeiten, sich einzubürgern, weil die stummen Filme eigentlich nicht stumm waren, sondern durch einen Erklärer den Zuschauern erläutert und in jeder Einzelheit der Handlung verdeutlicht wurden. Noch im Jahre 1936 gab es nicht weniger als 127 stumme Filme. Der größte Herstellungsort in Japan ist Ofuna, das wenige Kilometer von Tokio entfernt liegt; hier befinden sich die Ateliers der wichtigsten Filmbäuser, der Schiafchiku, der Schingo Eiga und Nikkatsu.

Die Schauspieler werden mit dem üblichen Mittel der Probeaufnahmen ausgewählt, die fast jeder, der es wünscht, gleich durchsetzen kann. Die Gewählten werden dann mit langlaufenden Kontrakten verpflichtet, meistens für ein Jahr oder auch für zwei zu einer Vorbereitung in Sprech- und Tanzschulen gezwungen, während die Gehälter außerordentlich niedrig sind. In der ganzen Filmwelt werden am besten die Regisseure und die Drehbuchlieferanten bezahlt, aber auch die Besten unter ihnen erhalten kaum mehr als 350 Mark im Monat. Falsch: Schöga die beliebteste japanische Schauspielerin, erhält nur wenig mehr als 250 Mark monatlich. Die Gesamtkosten der japanischen Filme sind daher im allgemeinen sehr gering.

Shaws „Pygmalion" als „Prestige-Film".

Als eine besondere Leistung der englischen Filmindustrie soll jetzt Shaws „Pygmalion" in Pinewood herausgebracht werden. Vorbereitungen in größtem Umfange sind bereits getroffen, und man rechnet mit Kosten von 100 000 Pfund. Stars werden Leslie Howard und Wendy Hiller sein. Besonders wird der Film auch vielen Statisten nach langen Wochen der Untätigkeit wieder einmal Beschäftigung geben; denn die Szenen im Covent Garden allein werden 1500 Mitwirkende erfordern.

Haus, Hof und Garten

Neuerungen im Pflugbau

Der Pflug ist seit undenklichen Zeiten das wichtigste Werkzeug des Bauern. Aufsehen von dem primitiven Holzhakenpflug hat er eine derartige Entwicklung erfahren, daß man heute der Meinung sein könnte, daß an ihm nichts mehr zu verbessern sei. Neue Erkenntnisse aus Praxis und Wissenschaft zeigen aber immer noch neue Wege zur Verbesserung, so daß man auf jeder Reichsnährstandsausstellung Neuerungen an Pflügen betrachten kann. Einige Neuerungen und Verbesserungen seien, da der Raum eine vollzählige Aufführung an dieser Stelle nicht gestattet, mitgeteilt.

Die Abbildung 1 zeigt eine interessante Pflugkonstruktion, den Drehpflug B2G. Hier ist die Art der Vorderfahrenverriegelung neu. Es ist durch einfaches Anheben und Drehen des an seinem oberen Ende schräg abgebogenen Sperrstiftes möglich, den Vorderkarren zu verriegeln und zu entriegeln. Weiter ist an diesem Pflug die Sperrklinkenverriegelung durch Zwischenschaltung eines Hebels zwischen die Sperrklinke der Sterzen und den Verbindungshebel zur Selbstbalteverriegelung neu. Die Sterzen und die Selbsthaltung bleiben auch bei nicht ganz genauer Einstellung fest verriegelbar, da der zwischengeschaltete Hebel sich zwischen den Verbindungshebel und die Sperrklinke klemmt.

Besonders beiseben Verbesserungsmöglichkeiten natürlich noch bei den Schlepper- und Anbängepflügen. So gibt die Abbildung 2 einen Gelenk-Wechselpflug für Kleinschlepper wieder. Der Pflug ist als Wendepflug gebaut, so daß auch kleinere Parzellen gut bearbeitet werden können. Eine Vereinfachung der Konstruktion ist durch die Zusammenfassung der verschiedenen Stellmöglichkeiten in einen einzigen Zugkopf gegeben, was bei der Pflugarbeit natürlich eine Erleichterung ist. Durch Lösen einer einfachen Schraubenverbindung kann der Zugkopf vom Schlepper abgenommen werden. Die Höhen- und Schrägverstellung des Pfluges erfolgt durch zwei Spindeln am Zugkopf. Statt des Pflugkörpers kann man an den Zugköpfen auch Hack- und Häufelgeräte befestigen.

Dem Gebiet der Untergrundlockerung wird heute viel Aufmerksamkeit geschenkt. Standen sich früher die Ansichten über den Wert der Untergrundlockerung gegenüber, so haben die Untersuchungen der Forschungsstelle für Bodenbearbeitung des Reichsverbandes für Technik in der Landwirtschaft ergeben, daß eine Untergrundlockerung überall da Zweck hat, wo der Untergrund verdichtet ist, so daß den Pflanzenwurzeln das Eindringen in tiefere Bodenschichten erschwert oder verwehrt wird. Bereits im Vorjahr brachte für die Untergrundbearbeitung der Pflugkörper Biber, den die Abbildung 3 zeigt, eine Verbesserung. Aus dem abgewinkelten Pflugschar ist das Untergrundschar entstanden, das eine zum Teil feste Sohle hinterläßt. Die Untergrundlockerung aber dehnt sich über den festen Teil der Vorfurche aus.

Am Anbängepflug Trio mit Untergrundlockerer DBKR 18 U (Abbildung 4) ist die gemeinsame Anlage des Pflugkörpers und des Untergrundlockerers (Pflugkörper links und Untergrundlockerer rechts vom Gründel) neu. So wird ein Ausgleich der Drehmomente zwischen Körper und Lockerer am Gründel erzielt, ferner arbeitet der Untergrundlockerer eine Furchenbreite seitlich des Pflugkörpers. Verstopfungen sind dadurch nicht möglich. Es wird also die jeweils vorher gepflügte Furche gelockert, keine Furche wird wieder festgefahren und die bereits gelockerte Lockerarbeit bleibt erhalten.

Untergrundlockerer und Pflugkörper sind unabhängig voneinander in der Tiefe verstellbar. Die Einstellmöglichkeit und die automatische Verriegelung der Laufrolle ist neu.

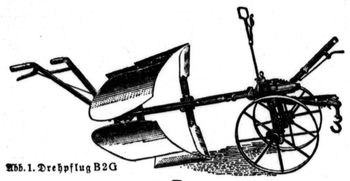


Abb. 1. Drehpflug B2G

Abb. 3. Pflugkörper Biber

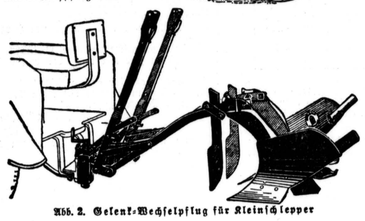


Abb. 2. Gelenk-Wechselpflug für Kleinschlepper

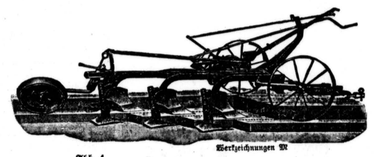


Abb. 4
Anhängepflug Trio mit Untergrundlockerer DBKR 18 U

Werkzeichnungen M

Vorratsschädlinge im Keller

Der vergangene Sommer hat die Arbeit unserer Bauern und Gärtner reichlich belohnt. Ueberall in den Kellern liegen in Stadt und Land Vorräte der verschiedensten Art aufgehäuft und harren ihrer Verwendung. Kartoffeln und Rüben, Kohl- und Obstarten füllen Kisten und Gestelle in der für die Einwinterung günstigsten Aufbewahrungsart. Alle Maßnahmen sind getroffen, um die mannigfachen Vorräte vor dem Verderben zu schützen. Und doch muß die Hausfrau beim Gang durch die Kellerräume oft feststellen, daß alle ihre Vorsicht noch nicht ausreichte. Lästige Gäste haben sich eingefunden und machen sich unliebsam bemerkbar. An der Hauptsache sind es vier Schädlinge, über deren ihrer Tätigkeit immer wieder geklagt wird. Es sind dies Nacktschnecken und Kellerasseln, Ratten und Mäuse.

Die Nacktschnecken (Abb. 1) haben diesen Namen erhalten, weil sie kein Gehäuse mit sich herumtragen, in das sie sich zurückziehen können. Sie besitzen an dessen Stelle lediglich eine dünne Kalkplatte, die von einer schildförmigen Hautfalte am vorderen Körperteil bedeckt ist. Ihre Nahrung besteht aus pflanzlichen Stoffen mancherlei Art. Im Freien wird deshalb eine Art, die Ackerschnecke, besonders der Getreidesaat, den Gemüsearten, aber auch den Erdbeeren gefährlich. Mit Gemüse wird die Ackerschnecke leicht auch in Kellerräume verschleppt, wo sie nicht unerheblichen Schaden anrichten kann. Als eigentliche Kellerschnecken kommen aber zwei andere nahe verwandte Arten in Frage, die besonders an Kartoffeln und Obst, aber auch an Rüben und Kohl schädlich werden. Die eine größere Art wird bis zu 15 Zentimeter lang und ist gleichmäßig grau gefärbt, während die andere nur bis 12 Zentimeter lang wird und hellgelblich gefärbt ist. Die Bekämpfung dieser Schnecken beruht darauf, daß sie bei Berührung mit ätzenden Stoffen sehr viel Schleim absondern, der sie vor der Wirkung dieser Stoffe schützt. Kommen sie bald danach wieder mit Berührungsstoffen zusammen, sind sie nicht mehr in der Lage, die zu ihrem Schutz nötige Schleimmenge auszuscheiden, so daß sie der Wirkung der Reizmittel erliegen. Als sehr brauchbares Mittel hat sich zu diesem Zweck das Ausstreuen von gepulvertem gebrannten Kalk bewährt, das in kurzem Abstand zu wiederholen ist. Aber auch Kainit, Chilesalpeter, Viehsalz und Eisenvitriol werden mit Erfolg angewandt. Bei Benutzung von Kalkstaub muß mit der üblichen Vorsicht vorgegangen werden. Die Augen sind mit einer Schutzbrille zu versehen und die Hände dürfen nicht mit Wasser gewaschen, sondern nur mit Oel abgerieben werden. Am besten geht man gegen die Schnecken wie auch gegen die Kellerasseln vor dem Einbringen der Vorräte vor und erzielt die Bekämpfung durch gründliches Reinigen der Kellerräume und die Beseitigung aller schwer zugänglichen Schlupfwinkel.

Abb. 1
Nacktschnecke

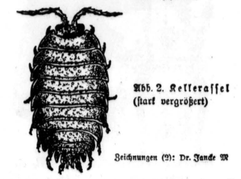


Abb. 2. Kellerassel
(kurz vergrößert)

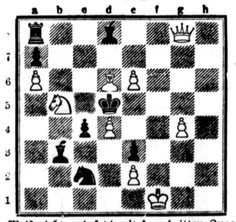
Zeichnungen (2): Dr. Jancke M

Die Kellerasseln (Abb. 2) lieben Dunkelheit und Feuchtigkeit. Sie sind deshalb häufig in Kellern anzutreffen, die nicht trocken genug sind. Sie leben von allen möglichen zerfallenen pflanzlichen und unter Umständen auch tierischen Stoffen und befallen im Keller die gleichen Vorräte wie die Nacktschnecken. Wie diese sind auch die Asseln durch Kalkstaubstreuen zu erfassen. Man kann aber auch rohe Kartoffelscheiben, die mit Schweinfurter Grün bestreut wurden, in der Nähe ihrer Schlupfwinkel auslegen. Am besten legt man derartige Giftköder auf Pappstückchen aus, die man nach der Bekämpfung mit den Kartoffelstücken zusammen verbrennt, da das Schweinfurter Grün (Arsen) ein starkes Gift darstellt.

Dr. Jancke.

Apfelsinenspeise. ¼ Liter Wein wird mit ⅛ Liter Wasser, Zucker nach Geschmack, zwei ganzen Eiern, dem Saft von drei Apfelsinen und der abgeriebenen Schale einer Apfelsine und mit einem in wenig Wasser aufgelösten Eßlöffel Stärkemehl vermischt. Nun stellt man den Topf auf schwaches Feuer, schlägt seinen Inhalt solange, bis die Masse zu steigen beginnt. Man füllt die Speise sofort in eine Glasschüssel oder auch, wenn man sie besitzt, in besondere Gläser.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: (17). Weiß (9): Kf1; Dg8; Lb6; Sb5; Ba6, d4, e2, e6 u. g4. — Schwarz (8): Kd5; Lb3 u. b8; Sc2; Ta8; Ba7, e4 u. e3.

Verbindungsrätsel.

burg — dam — den — do — e — er — furt — ga — he — kon — le — st — ne — ol — ron — to

Aus obenstehenden Silben bilde man sechs geographische Namen mit folgenden Bedeutungen:

1. Fluß in Frankreich, 2. Stadt in Deutschland, 3. Stadt in Holland, 4. Stadt in Spanien, 5. Berg in Griechenland, 6. Stadt in Deutschland.

Von oben nach unten gelesen, benennen die Anfangsbuchstaben dieser Wörter einen deutschen Dichter, die Endbuchstaben eins seiner Werke.

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter waagerecht: 1. Stelle des Handgelenks, 4. junges Haustier, 7. Giftschlange, 8. Amtstracht, 10. Holzgewächs, 12. Westeuropäer, 13. tierisches Fett, 15. feelische Regung, 17. Gewürz, 19. ostasiatischer Strom, 21. englischer männlicher Kurzname, 22. duftende Blume, 24. Zufluchtsort, 26. Muse, 27. harzreiches Holz, 28. Nebenfluß der Oder. — Senkrecht: 1. Seeräuber, 2. Zeichen der Anerkennung, 3. preußischer Staatsmann, 4. Körperorgan, 5. Papagei, 6. besonders behandelter Leichnam, 9. südlateinische Hafenstadt, 11. südamerikanischer Staat, 14. morgenländischer männlicher Vorname, 16. braunschweigischer Höhenzug, 17. alkoholisches Getränk, 18. Himmelskörper, 19. Name einer italienischen Geigenbauerfamilie, 20. längliche Vertiefung, 23. Gewässer, 25. Sonnengott.

Streichholzaufgabe.

Neun Streichhölzer sollen so niedergelegt werden, daß sie, ohne daß irgendwelche Aenderungen mit ihnen vorgenommen wurden, drei und ein halbes Dutzend bilden. Wie ist das anzufangen?

Vorsetzrätsel.

Esse — Loge — Ate — Esel — Bart — Eifer — Rappe — Rad — Ger — Ende — Bias — Orden — Erz — Alk.

Vorstehenden Wörtern ist je ein Buchstabe voranzusetzen, so daß man Wörter anderer Bedeutung erhält. Bei richtiger Lösung nennen die neuen Anfangsbuchstaben, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, ein Wort von Virgil.

Magisches Flügelrätsel.

Die 16 Buchstaben:

a — b — h — d — e — e — e — e — g — h
n — n — o — r — r — u

sind in obige Figur so einzustellen, daß die einzelnen Flügel Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Kokkart, 2. militärische Streitwache, 3. Stern erster Größe, 4. Fruchtstand am Getreide.

Buchstabenrätsel.

Sei es mit a, und nie wird Herz und Mund
Der feigen Lüge niedre Schmach entweihn;
Du zeigst den Menschen dieses Innern Grund,
So klar und licht wie ein kristallner Schrein.
Dein Fühlen und dein Denken tust du kund,
Was du versprichst, das hältst du redlich ein;
Es sein, war stets der deutschen Männer Art,
Und Heil dem Enkel, der es treulich wahrt!

Doch sei es auch mit e, und eifrig tritt
Entgegen dem, was Ungebühr dir droht,
Führ' immerdar in Tat und Rede mit
Das Mutes Schwert und hüt' der Ehr' Gebot!
Mein Volk, sei du's vor allem: keinen Schritt
Weich vor dem Feind, und gelt es Gut und Tod!
Es sein, war stets der deutschen Männer Art,
Sei's auch, und Haus und Herd sind treu bewahrt!

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. De8—f4, Kf4×e7, 2. Df4×f6+, Ke7×f6 oder —d7 (f8), 3. Lb6 nach b8 oder Df6—b8 (h6) matt. a) 1. . . . , Sd3×f4, 2. Lb6×e3, beliebig, 3. Te7—e8 oder ×f7 matt; b) 1. . . . , Dd5—b5, 2. Df4—b6, Db5—a2+ oder anders, 3. Te7—g7 oder Turm matt. (Andere Spielarten leicht.)

Buchstabenversetzung: Therese, Helene, Edith, Olga, Dagmar, Ottilie, Renata — Kaviar, Oktokar, Emanuel, Reinhold, Nikolaus, Guard, Ruprecht. — Theodor Körner.

Kapselrätsel: Gesellschaftssaal. — Efeu, Schaf, Aal.

Bergab — bergauf: Siegel, Elise, Sell, Lei, Ei, e, es, Els, Ifel, Gleis, Siegel.

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Banner, Affe, Glas, Sterne; senkrecht: Ahle, Nuß, Rabe, Ofen. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzutragen.

Scherzrätsel: Die Bärin.

Buchstabenrätsel: Birne, Krone, Loden, Speer, Salat, Kakte, Ruhe, Sport, Kanu, Takta — Rodelsport.

Zwei Schattenrisse

Ueberraschende Aehnlichkeit

Meisterspielers „Rückzieher"

Schlagfertig

Alfred Brehm, der bekannte Zoologe, hielt einst auf besonderen Wunsch einen Vortrag über die Ergebnisse einer Forschungsreise. Während der Rede fing ein dreister Geselle an zu krähen wie ein Hahn, und zwar so täuschend ähnlich, daß mehrere Zuhörer ein Gelächter anstimmten. Brehm zog ruhig seine Uhr aus der Tasche und sagte: „Wie sonderbar! Nach meiner Uhr ist es erst sieben Uhr abends. Aber zweifellos muß es schon morgens sein, denn der Instinkt der niederen Tiere ist unfehlbar!" Brausender Beifall erschütterte den Saal.

Weinkenner

Johannes Brahms war dafür bekannt, ein ausgezeichneter Kenner der verschiedenen Marken und Jahrgänge des edlen Rebensaftes zu sein. Als er einmal bei einem Hamburger Großkaufmann zu Gast war, der nicht gerade zu den Freigebigsten gehörte, sondern das Beste lieber für sich behielt, bot dieser dem Meister einen Willkommenstrunk an. Er kredenzte ihm einen Jahrgang von nicht allzu edlem Charakter und bemerkte dazu: „Trinken Sie, lieber Meister, dies ist der Brahms unter meinen Weinen!" Brahms kostete und bewegte schmeckend die Lippen, setzte dann das Glas ab und meinte: „Sagen Sie mal, mein Lieber, könnten Sie nicht in den Keller hinunterschicken und den Beethoven heraufholen lassen?"

(Lustige Blätter.)

*

„Grete", sagte die Hausfrau, „ich hab' ja nichts dagegen, daß Ihre Freundin Sie besucht, aber ich muß dann doch sehr bitten, daß Sie sich nicht so laut benimmt. Bis hier ins Zimmer habe ich ihr Lachen gehört!"

„Entschuldigen Sie, gnä' Frau, aber sie konnte wirklich nichts dafür, ich hab' ihr nur erzählt, wie die gnä' Frau neulich Kuchen gebacken hat."

*

Ein Elsässer Bauer fiel vom Kirschbaum, und als er wieder laufen konnte, traf er einen Freund, der ihn besorgt fragte:

„Ja, Schakob, hets nit arig weh gemacht, wie du vom Baum rahkeit bisch?"

Worauf der Schakob meint: „'s Rahkeie nit emol so arig, aber 's Uffschlaje uf em Bodde."

„Was tun Sie denn da im Löwenkäfig, Wärter?"

„Unser Löwe ist ausgebrochen, und hier bin ich wenigstens in Sicherheit!"

Zeichnungen: 3 Ost, 1 Nähe (M).

„Sie haben einen neuen Rembrandt erstanden?"

„Ja, der andere war schon zu alt geworden!"

Uebertrumpft

Aufschneider: „Mein Vater hat die Alpen gebaut."

Verdrossener Zuhörer: „Das ist noch gar nichts. Kennen Sie das Tote Meer? Mein Vater hat es getötet."

Er hat recht!

„Was hat dir deine Frau zum Geburtstag geschenkt, Fritz?"

„Das kann ich gar nicht auf einmal tragen."

„Wieso nicht, du hast doch Bärenkräfte?"

„Zwei Krawatten, mein Lieber."

Das wäre besser!

Tochter: „Ich möchte zuerst Biologie, Psychologie und Physiologie studieren."

Vater: „Wie wär's, wenn du zu allererst Kochologie, Waschologie und Nähologie studiertest?"

Grob

Ein Leipziger Herr, bei dem Geld keine Rolle spielte, wollte sich operieren lassen und ging zu dem berühmten Chirurgen Thiersch, um ihn zu fragen, wer der erste Operateur in Paris sei.

„Das dürfte wohl Doyen sein", fragte Thiersch.

„Brauche ich da eine besondere Empfehlung?" fragte der reiche Mann.

„Nein. Sie gehen einfach und sagen, weshalb Sie gekommen sind. Dann wird Herr Doyen Sie jedenfalls fragen, woher Sie kommen und Sie werden antworten: aus Leipzig."

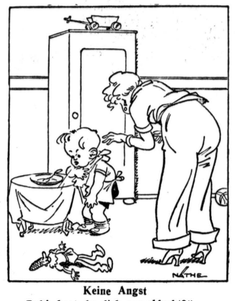
„Und dann?"

„Dann? Dann wird Doyen vermutlich sagen: Sie Ochse! Sie kommen aus Leipzig? Weshalb gehen Sie denn da nicht zu Thiersch?"

*

„Wissen Sie, Herr Nachbar, daß Ihr Hund die ganze Nacht gebellt hat?"

„Ja, aber dafür schläft er auch am Tage sehr gut!"



Keine Angst

„Bubi, hast du dich verschluckt?"
„Nein, Mutti . . . ich bin noch da!"
Zeichnung: Firzlaff (M).

Arzt zum Patienten nach der Untersuchung: „Es war aber auch die höchste Zeit, daß Sie zu mir kamen."

„Das glaube ich gern, nach dem Fest braucht jeder Geld."

In der Eisenbahn

Petermüller, nicht gerade mehr in der Blüte der Jahre, wirft wütende Blicke auf ein quäkendes Kind, das ihm gegenübersitzt.

„Ich hoffe", knurrt er, „daß es keine ansteckende Krankheit hat!"

„Sie könnten froh sein, wenn Sie seine Krankheit hätten", entgegnet giftig die Mutter. „Es bekommt nämlich Zähne!"

(Hamburger Illustrierte.)

Zurückgegeben

„Unter uns, liebe Susa — als dein Mann gestern bei uns war, sein Hut war ganz verstaubt."

„Er hat ihn sicher auf dein Klavier gelegt!"

(Allgemeiner Wegweiser.)

*

„Mensch, Gustav, wie kommst du bloß zu so 'nem Katarrh?"

„Den habe ich fast nach jeder Turnstunde. Ich trainiere da meistens so 'ne halbe Stunde lang die Riesenwelle, und von dem kolossalen Luftzug . . ."

„Hm, und ich habe tüchtige Kopfschmerzen. Mir ist heute nacht das ganze Blut zum Kopf gestiegen . . ."

". . . ??"

„Ja, weißt du, ich trainiere täglich vor dem Schlafengehen den einarmigen Handstand, und da bin ich gestern dabei eingeschlafen und erst morgens um ½8 Uhr aufgewacht!"

*

Sie: „Jetzt kommst du erst nach Hause? So lange kann der Vortrag doch unmöglich gedauert haben!"

Er: „Doch, Liebling, der Redner hat furchtbar gestottert!"

„Sie wünschen, meine Dame?"
„Ich möchte eine Fußballhose!"
„Bemühen Sie sich bitte in unsere erste Etage, gnädige Frau, dort befindet sich unsere Damenabteilung!"

Lehrer: „Das Schwein ist ein nützliches Tier. Aus dem Kopf macht man Sülze, es liefert Speck und Schinken und aus den Borsten macht man Bürsten. Wer kann mir sagen, was man noch vom Schwein verwendet?"

Fritz: „Herr Lehrer, den Namen als Schimpfwort!"

*

Fritz: „Onkel, du warst doch früher mal Dichter!"

Onkel: „Ich? Wieso, mein Junge?"

Fritz: „Na, Papa sagt doch, du hättest in deiner Jugend immer schöne Geschichten gemacht!"

Fortschritt

Bruno ist schrecklich schüchtern.

Dabei liebt Bruno eine von ganzem Herzen. Aber —

„Wie steht du mit Marianne, Bruno?"

„Seit gestern sind wir uns schon viel näher gekommen!"

„Wirklich? Habt ihr euch geküßt?"

„Nein. Aber im Konzert hat mein Mantel neben ihrem Mantel gehangen."

(Woche.)

*

„Warum machst du immer die Augen zu, wenn du einen Kognak trinkst?"

„Wenn ich Kognak sehe, läuft mir immer das Wasser im Munde zusammen, und ich möchte ihn doch gern unverdünnt trinken!"

„Verrechnung"

„Hoffentlich hast du dem Kellner die fünfzig Pfennig, die er dir zuviel gab, wiedergegeben!"

„Natürlich, ich habe gleich noch eine Molle bestellt!"

Schimm

Arzt: „Na, wie steht es mit dem Appetit?"

Patient: „Außerordentlich schlecht. Mir schmeckt noch nicht mal das, was Sie mir verboten haben!"

(Woche.)

Wie sich der kleine Max das Lied: „Das muß ein schlechter Müller sein!" vorstellt.
(Zeichnung: Hans)

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postlertig zugehen

Blondine, 32 J., kath., aus angel. Beamtenfamilie, von natürlich Erscheinung, edlem, liebevollem Charakter, guter Herzensbildg u. häusl. Wes., wünscht passende

Bekanntschaft

zwecks spät. Heirat Strengste Diskret. Ehrensache. Zuschriften mit Bild, das zurückgesandt wird, unt. Nr. 7/19 an „Der 7. Tag", Paderborn.

26jähr., kath. Mädchen sucht die Bekanntschaft eines Herrn geeigt. Alt., u. in geordn. Verhältnissen, anzuheirat. zw. spät. **Heirat**

Wäsche- u. 2-Zimmer-Ausstattung vorhand. Ernstgem. Offert. unt. Nr. 7/18 an „Der 7. Tag", Paderb., erbeten

Anzeigen sind das beste Werbemittel

„DER 7. TAG"
Auflage IV. Vj. 37: 29876

HEIRATS-WUNSCHE

finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung **„Der 7. Tag"**
Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Selbst. Handw.-Meist., 32 J., mit gutgeh. Geschäft, sucht tücht., hübsch. Mädel zw. baldig. **Heirat** kennen zu lernen. Ausführl. nicht erford., dageg. etw. Erspartnisse erw. Ang. mit Bild unt. Nr. 7/110 an „Der 7. Tag", Paderb.

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen. Bewerbungen usw auf d. Anzeigen i. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

KRÄMPFE FALLSUCHT

Es gibt ein Mittel, mit dem man dem Leiden energisch und nachhaltig entgegentreten kann: „Epilepsan" No. I-IV. Fragen Sie Ihren Arzt. Nur in Apotheken erhältlich. Aufklärende Druckschriften durch Dr. Curt Schaefer, Fabrik pharm. Präp., Leipzig N 21/83

An guten Ratschlägen fehlt es nie!

wenn Sie den Text sowohl als auch den Anzeigenteil unserer Zeitung eifrig studiern!

Nur in der Wiederholung

der Anzeige liegt der Erfolg. – Das sollten Sie beim Werben beachten

„Nicoton" gegen **Bettnässen** Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter. Prospekt gratis

Klein-Anzeigen haben immer **Erfolg**

Nähmaschinen gute Qualität, günstig. Preis, auch verkäuflich. 24 Monatsraten. Katalog kostenlos. Marquale & Co. K.-G. Monabeln 769

Anzeigen-preise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf.. Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H. Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl Volksbl. Paderborn. Hannover 8504

HOHNER die Weltmarke, aus der Musikstadt **Trossingen**

Verlangen Sie illustrierte Prospekte kostenlos und unverbindlich vom Spezial-Musikhaus **Gebr. Obergfell** Trossingen 78, Wtbg.

Bestecke mit 90 gr Silberauf., 30 Jahre Gar., liefere ich geg. 10 Monatsrat. Katalog gratis. **J. Ostern, Wiesbaden 144.**

Verantw.: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturell. u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortl.: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.